

Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten

Erckmann-
Chatrian.

Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten.

~~~~~

Autorisirte Uebersetzung  
von  
**Erckmann-Chatrian.**

Illustration von  
New York  
Charles Scribners Sons  
1898

Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.  
1882.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.



# Inhaltsverzeichnis

## **Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten.**

Leipzig.

Einleitende Bemerkung. • 1. • 2. • 3. • 4. • 5. • 6. • 7. • 8. •  
9. • 10. • 11. • 12. • 13. • 14. • 15. • 16. • 17. • 18. • 19.  
• 20. • 21. • 22.

Waterloo.

Vorbemerkung. • I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. •  
IX. • X. • XI. • XII. • XIII. • XIV. • XV. • XVI. • XVII. •  
XVIII. • XIX. • XX. • XXI. • XXII.



# Leipzig.

aus dem französischen

von

Robert Habs

~~~~~

Einleitende Bemerkung.

Anstatt auf »Madame Therese« mit Geschichten zu folgen, die die Siege Napoleons verherrlichen und damit an die Liebe ihrer Landsleute zum Ruhm und zu militärischen Illusionen appellieren, greifen M.M. Erckmann-Chatrian als nächstes die tragische und weitaus bedeutendere Geschichte von 1812-13 auf. Mit »Der Wehrpflichtige« beginnt ihre lange, anhaltende und beredte Predigt gegen den Krieg und die Kriegstreiber - sozusagen das Schlusswort ihrer Anklage gegen Napoleon wegen seiner mutwilligen und unersättlichen Eroberungslust. »Der Wehrpflichtige« ist sicherlich eine der eindrucksvollsten Darstellungen der Schattenseiten des nationalen Strebens nach militärischem Ruhm, die es je gegeben hat.

Der erste Teil des Buches besteht aus einer lebendigen und pathetischen Schilderung des Durchzugs der Grande Armee durch das Elsass auf dem Weg nach Moskau und an die Beresina, des bangen Wartens auf Nachrichten über die folgenden Schlachten, des ersten Verdachts auf eine Katastrophe und ihrer überwältigenden Bestätigung, der endgültigen Flucht und des furchtbar zögernden Rückzugs und der Rückkehr der großen Expedition und ihres demoralisierten und entkräfteten Wiedereintritts in die Landesgrenzen.

Der zweite und größte Teil schildert die böse Überraschung der Fortsetzung des Krieges und des noch verhängnisvolleren Feldzuges, der so zweifelhaft mit Lützen und Bautzen begann und so katastrophal in Leipzig und der Kapitulation von Paris gipfelte. Der arme Joseph Bertha, der die rührende und aufregende Geschichte erzählt, wird durch die Einberufung seiner Verlobten und seines friedlichen Gewerbes entrissen, und seine individuellen Erlebnisse während des Feldzuges sind unter dem Gesichtspunkt der Romantik ebenso interessant, wie ihr repräsentativer Charakter und seine klugen und einfachen Überlegungen dazu historisch und philanthropisch anregend sind. Sicherlich ist der Krieg in den Einzelheiten seiner Realität nie anschaulicher dargestellt worden als in »Der Rekrut von 1813«.

1.

Wer nicht Augenzeuge der Herrlichkeit des Kaisers Napoleon in den Jahren 1810, 1811 und 1812 gewesen ist, der wird sich nie eine Vorstellung davon machen können, bis zu welcher Stufe der Macht ein Mensch emporsteigen kann.

Als er durch die Champagne, Lothringen und den Elsaß kam, ließen die Leute mitten in der Ernte oder der Weinlese Alles stehen und liegen, um ihm entgegen zu laufen. Acht, zehn Meilen weit kamen einige herbei. Die Weiber, Kinder und Greise stürzten mit erhobenen Händen auf die Heerstraße und riefen: »Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!« Man hätte meinen sollen, er wäre Gott, er hauche der Welt den Lebensodem ein, und wenn er unglücklicher Weise stürbe, müsse Alles ein Ende haben. Einige alte Republikaner, die den Kopf schüttelten und sich beim Glase Wein die Bemerkung erlaubten, der Kaiser könne fallen, galten für Verrückte. Das schien gegen die Natur, und man dachte nicht einmal daran.

Ich war seit dem Jahre 1804 bei dem alten Uhrmacher Melchior Goulden in Pfalzburg in der Lehre. Da ich nämlich schwach gebaut schien und etwas hinkte, hatte meine Mutter mich für ein leichteres Handwerk bestimmt, als in unserm Dorfe üblich war, denn in Dagsburg findet man nur Holzhauer, Kohlenbrenner und Baumschlitter. Herr Goulden liebte mich sehr. Wir wohnten im ersten Stockwerk des großen Eckhauses am Französischen Thore, dem »Rothen Ochsen« gegenüber.

Ihr hättet da die Fürsten, Gesandten und Generäle, die einen zu Pferde, die andern in Kaleschen, noch andere in Berlinen, mit tressenbesetzten Röcken, Federbüschen, Pelzmänteln und Orden aus aller Herren Länder ankommen, und auf der Straße die Couriere, die Stafetten, die Pulver- und Kugeltransporte, die Kanonen, die Proviantwagen, die Kavallerie- und Infanteriemassen vorüberziehen sehen müssen! Welche Zeit! welch' Leben und Treiben!

Der Gastwirth Georges wurde in Zeit von fünf oder sechs Jahren zum reichen Manne. Er besaß Wiesen, Obstgärten, Häuser und Geld

in Hülle und Fülle, denn all diese Leute, die aus Deutschland, aus der Schweiz, aus Rußland, aus Polen oder anderswo herkamen, legten auf ein paar Hände voll verschleuderten Geldes kein Gewicht – es waren alles Edelleute, die es sich gewissermaßen zur Ehre anrechneten, nichts zu sparen.

Von Morgen bis zum Abend und sogar während der Nacht hielt das Gasthaus zum Rothen Ochsen offene Tafel. Längs der hohen Fenster des Erdgeschosses sah man nichts als die großen, weißgedeckten, mit glänzendem Silbergeschirr beladenen Tische voll Wildpret, Fisch und andern auserlesenen Gerichte, vor denen jene Reisenden einer neben dem andern Platz nahmen. In dem großen Hofe hinten hörte man nur das Wiehern der Pferde, das Geschrei der Postillone, das Gelächter der Dienstmägde, das Rollen der ankommenden oder abfahrenden Wagen unter den hohen Thorwegen. Ach, eine solche Zeit des Glücks und des Gedeihens wird dem Gasthaus zum Rothen Ochsen nie wieder blühen!

Man sah auch Leute aus der Stadt selbst dort absteigen, Leute, die man gekannt hatte, als sie ihrer Zeit noch trockenes Holz im Walde suchten oder den Pferdedünger auf den Straßen zusammenlasen. Sie waren, einer unter Tausend, in Folge der vielen Kriege in allen Ländern der Welt Commandeure, Hauptleute, Generäle geworden.

Auch der alte Melchior mit der über die breiten, haarigen Ohren herabgezogenen, schwarzseidenen Mütze, den schlaffen Augenlidern, der in die große Hornbrille eingeklemmten Nase und den zusammengekniffenen Lippen konnte nicht umhin, zuweilen Lupe und Stecheisen auf den Arbeitstisch zu legen und einen Blick nach dem Gasthause hinüber zu werfen, besonders, wenn die schallenden Peitschenschläge der Postillone mit den schweren Stiefeln, dem kurzen Rocke und der im Nacken zum Zopf zusammengeflochtenen Hanfperrücke das Echo der Wälle wachriefen und einen neuen, vornehmen Gast verkündeten. Dann wurde er aufmerksam, und dann und wann hörte ich ihn ausrufen:

»Sieh da! das ist ja der Sohn des Dachdeckers Jakob, der alten Flickfrau Marianne oder des Faßbinders Franz Seppel! Der hat sein

Glück gemacht . . . Oberst und Baron des Kaiserreiches obendrein! Warum steigt er denn nicht bei seinem Vater ab, der da unten in der Kapuzinerstraße wohnt?«

Wenn er sie aber auf die Straße treten und rechts und links den Leuten, die sie wiedererkannten, die Hände drücken sah, dann veränderte sich sein Gesicht. Er trocknete sich mit dem großen, carrirten Taschentuche die Augen und murmelte:

»Was wird die arme alte Annette für eine Freude haben! Alle bonnör, das lasse ich mir gefallen! der ist nicht stolz, das ist ein braver Mann. Wenn ihn nur nicht eine Kugel gar zu bald wegreißt!«

Einige zogen vorüber, als ob sie sich ihres Heimatsortes schämten, andere schritten stolz durch die Straßen, um eine Schwester oder eine Cousine zu besuchen. Von den letztern sprach die ganze Stadt, ganz Pfalzburg schmückte sich so zu sagen mit ihren Orden und Epaulettes; die ersten aber verachtete man eben so sehr und sogar noch mehr als zu der Zeit, wo sie die Straße fegten.

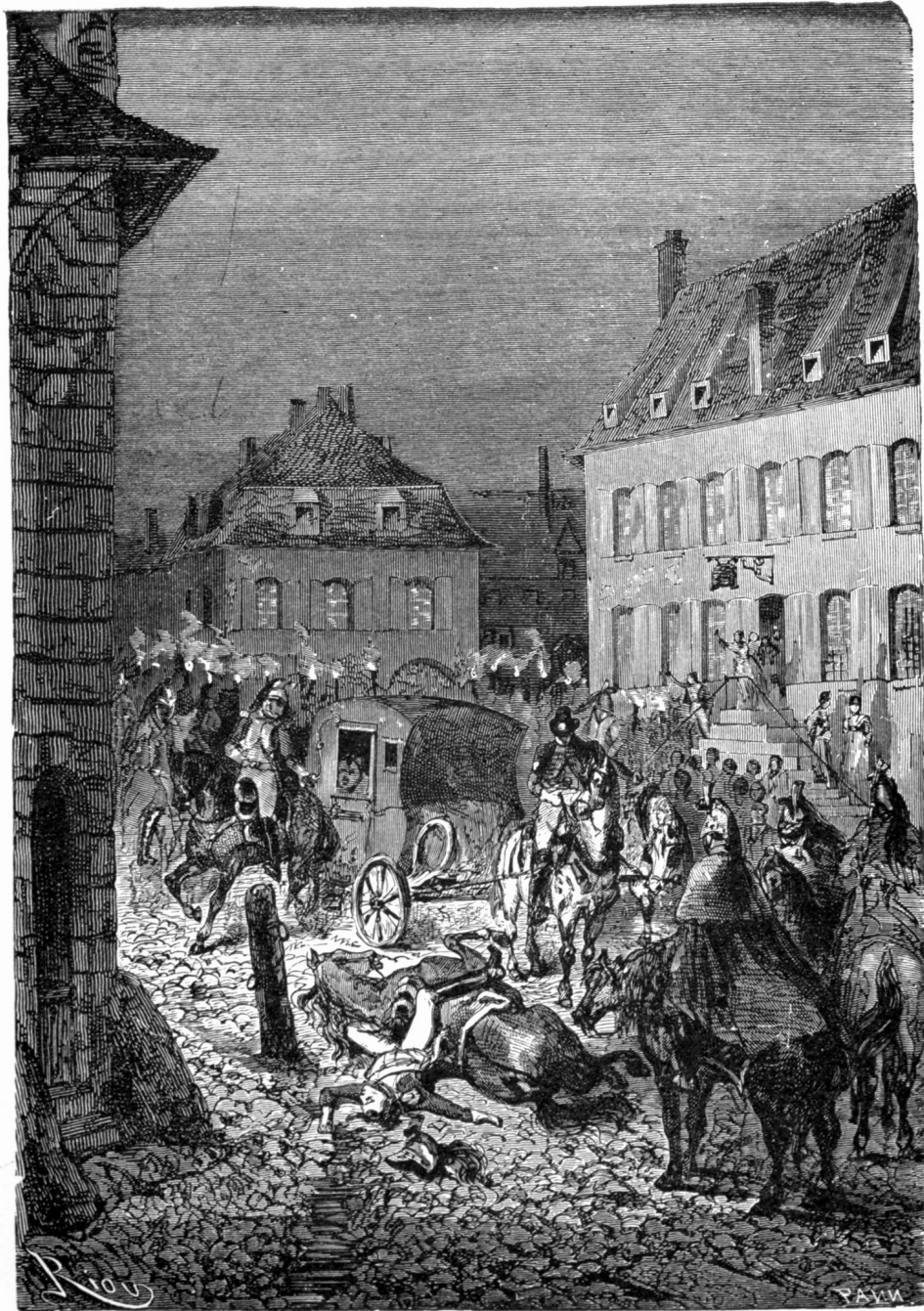


Fast allmonatlich wurde wegen irgend eines neuen Sieges ein Tedeum gesungen und gab die Kanone vor dem Arsenaie ihre einundzwanzig Schüsse ab, die uns das Herz im Leibe erbeben machten. Während der nächsten acht Tage schwebten dann alle Familien in Angst und Unruhe; besonders die armen alten Frauen

harrten auf einen Brief. Sobald der erste eintraf, wußte die ganze Stadt: – »die und die hat Nachricht von Jacques oder Claude empfangen!« – und Alle liefen hin, um zu erfahren, ob er nichts über ihren Joseph oder ihren Jean-Baptiste mittheile. Von den Beförderungen und den Todtenscheinen will ich gar nicht reden. An die Beförderungen glaubte Jeder – die Todten mußten ja ersetzt werden; auf die Todtenscheine aber warteten die Eltern unter heißen Thränen, denn sie kamen ihnen nicht sogleich, manchmal sogar niemals zu, und die armen Alten trösteten sich dann mit dem Gedanken: – »Vielleicht ist unser Junge gefangen . . . Wenn erst Friede geschlossen ist, wird er zurückkehren . . . Wie viele sind zurückgekommen, die man für todt hielt!« – Aber Friede wurde niemals – war ein Krieg zu Ende, so fing man einen andern an. Es fehlte uns immer etwas, bald von Seiten Rußlands, bald von Seiten Spaniens, bald anderswo – der Kaiser war nie zufrieden.

Beim Durchzuge der Regimenter, welche, den großen Mantel um die Hüften geschlagen, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr nach Belieben auf der Schulter oder im Arm mit den langen, bis zum Knie reichenden Kamaschen, bald kothbespritzt, bald staubbedeckt, schnellen Schritts die Stadt passirten, fragte mich Vater Melchior, nachdem er dem Vorübermarsche zugesehen hatte, oft ganz nachdenklich:

»Sag doch, Joseph, wieviel, meinst du, haben wir seit 1804 hier durchkommen sehen?«



»O, ich weiß nicht, Herr Goulden,« erwiderte ich. »Mindestens doch vier- bis fünfmal Hunderttausend.«

»Ja . . . mindestens!« entgegnete er. »Und wieviel hast du zurückkommen sehen?«

Nun begriff ich, was er sagen wollte, und erwiderte: »Vielleicht kehren sie über Mainz oder auf einer andern Heerstraße zurück . . .

Es ist nicht anders denkbar!«

Er aber schüttelte den Kopf und sagte:

»Diejenigen, die du nicht hast zurückkommen sehen, sind gefallen, wie hundert und abermals Hunderttausend andere fallen werden, wenn der liebe Gott nicht Erbarmen mit uns hat, denn der Kaiser liebt nur den Krieg! Um seinen Brüdern Kronen zu verschaffen, hat er schon mehr Blut vergossen, als unsere große Revolution gethan, um die Menschenrechte zu erringen.«

Wir machten uns wieder an die Arbeit, die Betrachtungen Herrn Goulden's aber gaben mir schrecklich viel zu denken.

Ich hinkte allerdings ein wenig auf dem linken Fuße, aber wie viele Andere, die ebenfalls mit Körpergebrechen behaftet waren, hatten dessenungeachtet ihre Marsch-Route erhalten!

Alle solche Vorstellungen gingen mir im Kopf herum, und wenn ich lange daran dachte, wurde ich recht bekümmert darüber. Dergleichen schien mir schrecklich, nicht allein, weil ich den Krieg nicht liebte, sondern mehr noch, weil ich mich mit meiner Cousine Katherine aus Vier-Winden verheirathen wollte. Wir waren gewissermaßen zusammen erzogen worden, und man konnte sich kein frischeres, muthwilligeres Mädchen denken. Sie war eine Blondine mit blauen Augen, rosigen Wangen und milchweißen Zähnen und nahezu achtzehn Jahre alt. Ich selbst zählte neunzehn, und die Tante Margredel schien sehr zufrieden, wenn sie mich jeden Sonntag Morgen ankommen sah, um bei ihnen zu frühstücken und zu Mittag zu essen.

Nachher gingen Katherine und ich in den Obstgarten hinter dem Hause. Wir aßen von demselben Apfel und derselben Birne und waren die glücklichsten Menschen von der Welt.

Nur ich führte Katherine zur Hauptmesse und zur Vesper, und während der Kirchweih hing sie immer an meinem Arme und schlug es ab, mit den andern Burschen aus dem Dorfe zu tanzen. Jeder wußte, daß wir uns eines Tages heirathen sollten, wenn ich aber das Unglück hatte, ausgehoben zu werden, war Alles zu Ende. Ich wünschte, noch tausendmal lahmer zu sein, als ich war, denn man hatte damals zuerst die ledigen Burschen, dann die verheiratheten

Männer ohne Kinder, und endlich die mit einem Kinde genommen, und ich dachte daher unwillkürlich: – »Sind die Lahmen besser als die Familienväter? Sollte man dich nicht unter die Kavallerie stecken können?« – Diese Vorstellung machte mich traurig; ich hätte schon flüchten mögen.

Meine Angst wuchs aber besonders im Jahre 1812, beim Beginn des Krieges gegen die Russen. Vom Februar an bis Ende Mai sahen wir nur Regimenter über Regimenter durch die Stadt ziehen: Dragoner, Kürassiere, Karabiniers, Husaren, Ulanen von allen Farben, Artillerie, Munitionswagen, Krankenwagen, Gepäckwagen, Proviantwagen, immer fort und fort wie ein endlos vorüberrollender Strom.

Ich erinnere mich noch, daß dieser Zug von Grenadieren eröffnet wurde, die große, mit Ochsen bespannte Wagen bei sich führten. Die Ochsen vertraten die Stelle der Pferde, um später, wenn die Vorräthe aufgezehrt sein würden, zur Nahrung zu dienen. – »Welche gute Idee!« sagte Jeder. »Wenn die Grenadiere nicht mehr die Ochsen ernähren können, werden die Ochsen die Grenadiere ernähren.« – Unglücklicher Weise wußten diejenigen, die das sagten, nicht, daß die Ochsen nur sieben bis acht Meilen täglich zurücklegen können und auf acht Marschtage zum Mindesten eines Ruhetages bedürfen, so daß den armen Thieren bereits die Hufe fehlten, der Geifer aus dem Maule floß, die Augen aus dem Kopfe standen, der Hals in den Schultern steckte und ihnen nur noch Haut und Knochen blieb. Drei Wochen lang sah man Reihen dieser Thiere, ganz von Bajonettstichen zerfetzt, durch die Stadt traben. Das Fleisch wurde sehr wohlfeil, denn man schlug viele von diesen Ochsen nieder, aber nur wenige Personen wollten es, da krankes Fleisch ungesund ist. Sie gelangten nicht einmal zwanzig Meilen über den Rhein hinaus.

Später sahen wir nur noch ein Meer von Lanzen, Säbeln und Helmen vorüberziehen. Das Alles verfiel sich unter dem Französischen Thore, zog der Heerstraße nach über den Paradeplatz und zum Deutschen Thore wieder hinaus.

Am frühen Morgen des 10. Mai 1812 endlich verkündeten die Kanonen des Arsenal's den Herrn des Ganzen. Ich schlief noch, als

der erste Schuß fiel und die kleinen Scheiben meines Fensters wie eine Trommel erklingen ließ, und beinahe im selben Augenblick öffnete Herr Goulden, ein brennendes Licht in der Hand, meine Thür und sagte:

»Steh auf . . . er ist da!«

Wir öffneten das Fenster. In der Dunkelheit der Nacht sah ich etwa hundert Dragoner, von denen mehrere brennende Fackeln trugen, in scharfem Trabe unter dem Französischen Thore hervorkommen. Der Fackelzug glitt wie der Widerschein einer Feuersbrunst über die Façade der Häuser hin, und aus allen Fenstern hörte man endlose Rufe: »Es lebe der Kaiser! es lebe der Kaiser!«

Ich betrachtete gerade den Wagen, als ein Pferd gegen den Pfahl, an den der Schlächter Klein die Ochsen festzubinden pflegte, anrannte und stürzte. Wie eine todte Masse schlug der Dragoner mit ausgespreizten Beinen zu Boden, der Helm rollte in den Rinnstein, und im selben Augenblicke beugte sich ein Kopf aus dem Wagen, um zu sehen, was es gäbe, ein dicker, bleicher, breiter Kopf mit einem Haarbüschel auf der Stirn – das war Napoleon. Er hatte die Hand erhoben, als ob er eine Prise nehmen wolle, und sprach einige Worte. Der Officier, der neben dem Kutschenschlage ritt, beugte sich herab, um ihm Antwort zu geben. Er nahm seine Prise und bog um die Ecke, während die Rufe sich verdoppelten und die Kanonen donnerten.

Das war Alles, was ich sah.

Der Kaiser hielt nicht in Pfalzburg an. Während er bereits auf der Straße nach Zabern weiterfuhr, gab die Artillerie ihre letzten Schüsse ab. Dann wurde es wieder still. Die Wachmannschaften am Französischen Thore zogen die Brücke wieder auf, und der alte Uhrmacher fragte mich:

»Du hast ihn gesehen?«

»Ja, Herr Goulden.«

»Schön!« sagte er. »Dieser Mann hält unser Aller Leben in der Hand, er brauchte nur über uns hinzuhauchen, und es würde aus mit uns sein. Danken wir dem Himmel, daß er nicht böswillig ist, denn

sonst würde die Welt entsetzliche Dinge sehen wie zu den Zeiten der Barbaren-Könige und der Türken.«

Er schien ganz in Gedanken versunken. Nach einer Minute fügte er dann hinzu:

»Du kannst wieder zu Bett gehen. Da schlägt's eben erst drei Uhr.«

Er kehrte in sein Zimmer zurück, und ich legte mich wieder zu Bett. Nach dem Tumulte schien mir die Stille draußen ungewöhnlich tief, und bis zum Morgengrauen dachte ich unablässig an den Kaiser. Auch der Dragoner lag mir im Sinn, und ich wünschte zu wissen, ob er an dem Sturze gestorben wäre. Am andern Tage erfuhren wir, daß man ihn in das Hospital geschafft hatte, und daß er davonkommen würde.

Von jenem Tage ab bis Ende September sang man viele Tedeum in der Kirche und feuerte auch jedes Mal einundzwanzig Kanonenschüsse ab für jeden neuen Sieg. Das geschah fast immer morgens, und Herr Goulden rief dann sofort:

»He, Joseph! noch eine gewonnene Schlacht! fünfzigtausend Todte, fünfundzwanzig Fahnen, hundert Kanonen! . . . Alles geht gut . . . die Sache macht sich. – Es bleibt jetzt nur noch eine neue Aushebung vorzunehmen, um die Gefallenen zu ersetzen!«

Dabei stieß er die Thür auf und ich sah, wie er ganz griesgrämlich, ganz kahlköpfig, in Hemdsärmeln und mit entblößtem Halse sich im Waschbecken das Gesicht wusch.

»Glauben Sie, daß man auch die Lahmen nehmen wird, Herr Goulden?« fragte ich ängstlich.

»Nein, nein,« entgegnete er gutherzig, »fürchte nichts, mein Kind. Du würdest in aller Wirklichkeit nicht dienen können. Wir werden das schon einrichten. Arbeite nur tüchtig und mach dir wegen des Uebrigen keine Sorgen.«

Er sah meine Unruhe, und das schmerzte ihn. Ich habe mein Lebtag keinen bessern Menschen kennen gelernt. Später kleidete er sich an, um die Uhren in der Stadt, bei dem Herrn Platzcommandanten, dem Herrn Bürgermeister und andern angesehenen Personen, aufzuziehen. Ich blieb zu Hause. Herr

Goulden kehrte erst nach dem Tedeum zurück. Er zog seinen weiten, nußbraunen Rock aus, legte die Perücke wieder in die Schachtel, zog seine seidene Mütze über die Ohren und sagte dabei:

»Die Armee ist in Wilna – oder auch in Smolensk – ich habe es eben beim Herrn Commandanten gehört. Gebe Gott, daß wir nur noch diesmal die Oberhand behalten, und daß es endlich zum Frieden kommt . . . je eher je besser, denn der Krieg ist etwas Entsetzliches.«

Ich bedachte noch dabei, daß man, wenn wir Frieden bekämen, nicht mehr soviel Menschen brauchen würde, und daß ich mich dann mit Katherine würde verheirathen können. Jeder kann sich daher denken, wie inbrünstig ich für den Waffenruhm des Kaisers betete.

2.

Am 15. September 1812 erhielt man die Nachricht von unserm großen Siege an der Moskwa. Alle Welt jubelte und rief: »Jetzt werden wir Frieden bekommen! . . . jetzt ist der Krieg zu Ende!« . . .

Einige böswillige Halunken behaupteten, noch bliebe China zu erobern. Es finden sich immer dergleichen Subjecte, die die Leute entmuthigen und quälen.

Acht Tage später erfuhr man, daß wir in Moskau, die größte und reichste Stadt Rußlands, eingezogen wären. Jeder stellte sich die Beute vor, die uns zufallen mußte, und man bedachte, daß das die Kriegssteuern vermindern würde. Bald aber lief das Gerücht um, daß die Russen ihre Stadt in Brand gesteckt hätten und die Armee sich nach Polen zurückziehen müsse, wolle sie nicht Hungers sterben. In den Gasthöfen, den Schenken, den Getreidehallen, überall war davon die Rede, und man konnte sich nicht begegnen, ohne sogleich zu fragen: »Nun . . . ja, ja . . . die Sache geht schief . . . der Rückzug hat begonnen!«

Die Leute waren niedergeschlagen, und vor dem Posthause warteten Hunderte von Landleuten vom Morgen bis zum Abend, es trafen aber keine Briefe mehr ein. Ich meistentheils ging durch diese Menge hindurch, ohne viel darauf zu achten – hatte ich doch schon so viele Menschenmassen gesehen! Und dann hatte ich auch eine Idee, die mich erheiterte und mich Alles in rosigem Lichte sehen ließ.

Ihr müßt nämlich wissen, daß ich Katherinen zu ihrem Geburtstage, der auf den 18. December fiel, schon seit fünf Monaten, ein prächtiges Geschenk zgedacht hatte. Unter den Uhren, die im Schaufenster Herrn Gouldens hingen, befand sich eine ganz kleine, ein reizendes Ding mit silbernem Deckel, auf dem kleine Kreise eingravirt waren, so daß er wie ein Stern strahlte und glänzte. Unter dem Glase lief um das Zifferblatt ein Kranz aus Kupfer, und auf das Zifferblatt war ein Liebespaar gemalt, das sich in gewisser Weise eine Erklärung machte, denn der kleine Bursche überreichte dem

Mädchen ein großes Rosenbouquet, während sie sittsam die Augen niederschlug und die Hand ausstreckte.

Als ich die Uhr zum ersten Male gesehen, hatte ich bei mir selbst gesagt: »Die wirst du dir nicht entgehen lassen – sie soll für Katherine sein. Und wenn du alle Tage bis Mitternacht arbeiten solltest, du mußt sie haben.« Nach sieben Uhr ließ mich nämlich Herr Goulden für meine eigene Rechnung arbeiten. Wir hatten alte Uhren zu reinigen, zu reparieren und wieder in Gang zu bringen. Das machte viel Mühe, und wenn ich eine solche Arbeit vollendet hatte, bezahlte Vater Melchior mich auch anständig. Aber die kleine Uhr kostete fünfunddreißig Francs. Man kann sich also vorstellen, wieviel Stunden ich verwachen mußte, um sie zu erwerben. Ich bin zwar sicher, hätte Herr Goulden gewußt, daß ich sie zu haben wünschte, so würde er sie mir geschenkt haben, aber ich wollte mir keinen Heller vom Preise schenken lassen, ich würde das als schmachlich betrachtet haben. Ich sagte mir: »Du mußt sie verdient haben . . . Niemand darf ein Anrecht daran haben.« Nur aus Furcht, daß ein Anderer auf den Gedanken käme, sie zu kaufen, hatte ich sie in eine Schachtel und bei Seite gelegt, indem ich dem Vater Melchior sagte, ich wüßte einen Käufer für diese Uhr.

Jetzt wird Jeder begreifen, daß all die Kriegsgeschichten bei mir zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinausgingen. Bei der Arbeit stellte ich mir immer Katherinens Freude vor. Fünf Monate lang hatte ich nur dies Bild vor Augen. Ich vergegenwärtigte mir das Gesicht, das sie beim Empfang meines Geschenkes machen würde, und fragte mich: »Was wird sie sagen?« Bald stellte ich mir vor, sie würde ausrufen: »Aber Joseph, was denkst du denn? Das ist viel zu schön für mich . . . Nein, nein . . . solche schöne Uhr kann ich nicht annehmen!« Dann zwang ich sie dazu, steckte die Uhr in die Tasche an ihrer Schürze und sagte: »Warum nicht gar, Katherine, warum nicht gar . . . willst du mich kränken?« Ich sah wohl, daß sie die Uhr wünschte, und daß sie das Alles nur sagte, um sich den Anschein zu geben, als ob sie das Geschenk ausschläge. – Dann wieder stellte ich mir ihr erröthendes Gesicht vor. Sie hob die Hände auf und rief: »O Gott! jetzt, Joseph, sehe ich wohl, daß du mich liebst!« Und sie

küßte mich mit Thränen in den Augen. Ich war recht zufrieden. Tante Gredel billigte Alles. Kurzum, tausend und aber tausend solcher Bilder zogen mir durch den Sinn, und abends, wenn ich mich zu Bett legte, dachte ich: »Es gibt doch keinen glücklicheren Menschen als dich, Joseph! Da kannst du nun Katherinen für dein selbst erworbenes Geld ein seltenes Geschenk machen. Und sicherlich bereitet auch sie etwas zu deinem Geburtstage vor, denn sie denkt nur an dich. Ihr seid beide sehr glücklich, und wenn ihr erst verheirathet seid, wird Alles gut gehen.« Diese Gedanken stimmten mich weich; nie hatte ich eine so große Genugthuung empfunden.

Während ich so fortarbeitete und nur an meine Freuden dachte, trat der Winter ein – eher als gewöhnlich, schon gegen Anfang November. Er begann nicht mit Schneefällen, sondern mit trockener Kälte und starkem Reif. In wenig Tagen fielen alle Blätter von den Bäumen, die Erde wurde hart wie Stein, und Alles, die Dachziegel, das Pflaster, die Fensterscheiben, bedeckte sich mit Reifblättchen. Man mußte in diesem Jahre heizen, um die Kälte am Eindringen durch die Ritzen und Spalten zu hindern! Wenn die Thür nur eine Secunde lang offen stand, war alle Hitze verflogen. Das Holz knisterte und prasselte im Ofen, es brannte und flackerte wie Stroh, und die Schornsteine hatten guten Zug.

Jeden Morgen wusch ich die Scheiben des Schaufensters eiligst mit warmem Wasser ab, aber kaum hatte ich das Fenster wieder geschlossen, als eine Reifschicht sie schon von Neuem bedeckte. Draußen hörte man die Leute mit den Händen in der Tasche und der Nase im Rockkragen schnaubend und hustend vorübereilen. Niemand hielt sich auf, und die Hausthüren wurden immer schnell wieder geschlossen.

Ich weiß nicht, wohin die Sperlinge sich verkrochen hatten, ob sie lebten oder erfroren waren, aber auf den Schornsteinen piepte kein einziger mehr, und außer der Reveille und dem Zapfenstreich in den beiden Kasernen störte kein Geräusch die Stille.

Oft, wenn das Feuer im Ofen tüchtig knisterte, hielt Herr Goulden plötzlich in seiner Arbeit inne, betrachtete einen Augenblick die

reifbedeckten Scheiben und rief:

»Unsere armen Soldaten! Unsere armen Soldaten!«

Er sagte das mit so trauriger Stimme, daß sich mir das Herz zusammenschnürte, und ich ihm erwiderte:

»Aber, Herr Goulden, sie müssen doch jetzt in Polen, in guten Kasernen sein. Denn zu denken, daß menschliche Wesen eine solche Kälte ertragen könnten, ist unmöglich.«

»Solche Kälte!« entgegnete er. »Ja, es ist hier zu Lande kalt, sehr kalt, in Folge der Luftströmungen aus dem Gebirge – aber was bedeutet diese Kälte gegenüber der des Nordens, in Rußland und in Polen? Gott gebe, daß sie früh genug aufgebrochen sind! . . . Mein Gott! mein Gott! welche schwere Verantwortung haben die zu tragen, welche die Menschen leiten!«

Dann schwieg er, und stundenlang dachte ich an das, was er mir gesagt hatte. Ich stellte mir unsere Soldaten auf dem Marsche vor, wie sie Trab liefen, um sich zu erwärmen. Immer aber kehrten meine Gedanken zu Katherine zurück, und ich habe seitdem oft daran gedacht, daß, wenn der Mensch glücklich ist, das Unglück Anderer ihn wenig rührt, namentlich in der Jugend, wo die Leidenschaften heftiger sind und die Erfahrung und damit auch der Glaube an großes Elend fehlt.

Nach dem Frost fiel soviel Schnee, daß die Couriere auf der Straße nach Vier-Winden stecken blieben. Ich befürchtete schon, am Geburtstage nicht zu Katherinen gehen zu können, aber zwei Compagnien Infanterie marschirten mit Hacken hinaus und bahnten durch den gefrorenen Schnee eine Fahrstraße für die Wagen, die bis Anfang April 1813 bestand.

Katherinens Geburtstag kam inzwischen von Tag zu Tag näher, und in demselben Maße wuchs auch mein Glück. Die fünfunddreißig Francs hatte ich bereits beisammen, aber ich wußte nicht, wie ich es Herrn Goulden beibringen sollte, daß ich selbst der Käufer für die Uhr wäre. Ich hätte Alles geheim halten mögen: es verdroß mich, darüber zu reden.

Am Vortage des Geburtstages endlich, abends zwischen sechs und sieben Uhr, während wir schweigend bei der Lampe arbeiteten, faßte

ich plötzlich meinen Entschluß und sagte:

»Sie erinnern sich, Herr Goulden, daß ich mit Ihnen von einem Käufer für die kleine silberne Uhr gesprochen habe?« . . .

»Ja, Joseph,« antwortete er, ohne sich stören zu lassen, »aber bis jetzt ist er noch nicht gekommen.«

»Ich selbst bin der Käufer, Herr Goulden.«

Er richtete sich ganz erstaunt auf. Ich zog die fünfunddreißig Francs aus der Tasche und legte sie auf den Werk Tisch. Er sah mich an.

»Aber das ist gar keine Uhr für dich, Joseph,« bemerkte er. »Du brauchst eine starke Uhr, die die Tasche ausfüllt – eine Uhr mit einem Secundenzeiger. Diese kleinen Dinger da sind nur für Frauen.«

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

Doch nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, begann Herr Goulden zu lächeln.

»Aha! Gut, gut,« sagte er, »jetzt begreife ich – morgen ist Katherinens Geburtstag! Darum also arbeitetest du Tag und Nacht! Hier nimm das Geld zurück, ich will es nicht.« Ich war ganz verwirrt.

»Herr Goulden,« sagte ich endlich, »ich bin Ihnen sehr dankbar, aber die Uhr ist für Katherine, und meine Selbstzufriedenheit besteht darin, daß ich sie redlich verdient habe. Sie wurden mich kränken, wenn Sie das Geld zurückwiesen – lieber würde ich die Uhr fahren lassen.«

Er sagte nichts mehr und nahm die fünfunddreißig Francs. Dann öffnete er sein Schubfach, wählte eine schöne Stahlkette mit zwei Schlüsseln aus vergoldetem Silber aus und befestigte sie an der Uhr. Alsdann legte er selbst das Ganze in eine Schachtel mit rothseidenen Bändern. Er that das langsam, wie in tiefer Rührung. Endlich reichte er mir die Schachtel hin.

»Das ist ein hübsches Geschenk, Joseph,« sagte er. »Katherine muß sich glücklich schätzen, einen Geliebten zu haben wie dich. Sie ist ein braves Mädchen. Jetzt können wir Abendbrot essen. Decke den Tisch, während ich den Topf vom Feuer hebe.«

Das thaten wir denn auch. Dann nahm Herr Goulden aus dem Schranke eine Flasche seines Metzger Weins, den er für festliche Gelegenheiten aufsparte, und wir aßen gewissermaßen wie zwei Kameraden zusammen, denn den ganzen Abend über hörte er nicht auf, mir die schöne Zeit seiner Jugend zu schildern. Er erzählte mir, daß er ehemals ebenfalls eine Geliebte gehabt hätte, daß er aber im Jahre 92 bei dem Massenaufgebot wegen des Einfalls der Preußen mit ausmarschirt wäre und bei seiner Rückkehr nach Finstingen jenes Mädchen verheirathet gefunden habe – eine natürliche Sache, da er sich nie erkühnt hatte, ihr seine Liebe zu erklären. Das hinderte ihn aber nicht, jener süßen Erinnerung treu zu bleiben: er sprach davon mit ernster Miene. Ich hörte ihm zu und dachte dabei an Katherine, und erst Schlag zehn Uhr, als die Ronden vorüberzogen, die wegen der großen Kälte alle zwanzig Minuten die Posten ablösten, legten wir uns endlich zu Bett, nachdem wir vorher noch zwei tüchtige Scheite in den Ofen gesteckt hatten.

3.

Am folgenden Tage, den 18. December, erwachte ich gegen sechs Uhr morgens. Es war schrecklich kalt. Mein kleines Fenster war gleichsam mit einem Eistuche bedeckt.

Schon am Tage vorher hatte ich meinen himmelblauen Frack, meine Hose, meine halbwollene Weste, ein reines Hemd und meine schöne schwarzseidene Halsbinde sorgfältig über eine Stuhllehne gebreitet. Alles lag bereit, meine Strümpfe und die wohlgewichsten Stiefel lagen am Fußende des Betts, ich brauchte mich nur anzukleiden, trotzdem aber verursachte mir die Kälte, die ich im Gesichte spürte, der Anblick der Fensterscheiben und die tiefe Stille draußen im Voraus einen Frostschauer. Wäre nicht Katherinens Geburtstag gewesen, ich würde bis Mittag im Bett geblieben sein. Doch dieser Gedanke veranlaßte mich, plötzlich aus dem Bett zu springen und eiligst nach dem großen Kachelofen zu laufen, denn fast immer pflegten einige Kohlen vom Abend vorher in der Asche glühend zu bleiben. Ich fand auch diesmal zwei oder drei, schob sie eiligst zusammen, legte klein gehackte Späne und zwei dicke Scheite darauf und verkroch mich dann schnell wieder in mein Bett.

Herr Goulden hinter seinen großen Bettvorhängen hatte die Decke bis zur Nase herauf und die baumwollene Nachtmütze bis über die Augen heruntergezogen. Er war eben erwacht, hörte mich und rief mir zu:

»Joseph, seit vierzig Jahren haben wir keine solche Kälte gehabt . . . ich spüre das . . . Was für ein Winter wird das werden!«

Ich antwortete nicht, sondern beobachtete von Weitem, ob das Feuer in Gang komme: die Kohlen brannten gut, man hörte den Ofen ziehen und mit einem Schlage entzündete sich Alles. Das Knistern der Flamme that uns wohl, aber es dauerte länger als eine gute halbe Stunde, ehe wir ein wenig warme Luft verspürten.

Endlich stand ich auf und kleidete mich an. Herr Goulden sprach immerfort, ich meinerseits dachte nur an Katherine. Gegen acht Uhr

war ich fertig und wollte eben gehen, als Herr Goulden, der mich hin und her laufen sah, mir zurief:

»Joseph, was denkst du denn, Unglücklicher! Willst du etwa in dem dünnen Rocke nach Vier-Winden gehen? Du würdest ja unterwegs erfrieren. Geh in mein Zimmer und zieh den großen Mantel, die Fausthandschuh und die mit Flanell gefütterten Stiefel mit den Doppelsohlen an.«

Ich fand mich in meinem Anzüge so schön, daß ich überlegte, ob ich seinem Rathe folgen sollte. Er bemerkte es und sagte:

»Höre, gestern hat man auf der Straße nach Weschheim zu einen Menschen erfroren gefunden. Der Doctor Steinbrenner sagte, er klinge wie ein Stück trocken Holz, wenn man ihn anstieße. Es war ein Soldat. Zwischen sechs und sieben Uhr hatte er das Dorf verlassen, um acht Uhr hat man ihn aufgefunden – es geht also schnell. Wenn du dir Nase und Ohren erfrieren willst, brauchst du nur fortzugehen, wie du da bist.«

Ich sah nun ein, daß er Recht hatte, zog seine großen Stiefeln an, schlang das Band, an welchem die Fausthandschuh hingen, um die Schultern und warf den Mantel über. So ausstaffirt ging ich fort, nachdem ich mich bei Herrn Goulden bedankt hatte, der noch warnte, ich solle nicht allzu spät zurückkehren, da die Kälte nachts größer werde und eine große Menge Wölfe auf dem Eise über den Rhein gekommen sein sollten.

Ich befand mich noch nicht an der Kirche, als ich schon den Fuchspelzkragen am Mantel emporgeschlagen hatte, um meine Ohren zu schützen. Die Kälte war so streng, daß man sie wie Nadeln in der Luft spürte und unwillkürlich in sich zusammenkroch.

Unter dem Deutschen Thore sah ich den Wachtposten in seinem weiten, grauen Mantel wie einen Heiligen in seiner Nische stehen. Er drückte das Gewehr mit dem Rockärmel an sich, um nicht am Eisen die Finger zu erfrieren; an seinem Schnurrbart hingen zwei Eiszapfen. Auf der Brücke und vor dem städtischen Zollhause war Niemand. Ein wenig weiter, außerhalb des Bereichs der Vorwache, sah ich drei Wagen mit ihren großen, korbartig umschnürten Zeltdächern mitten auf der Straße stehen, sie waren weiß von Reif.

Man hatte die Pferde abgespannt und sie stehen lassen. In der Ferne schien Alles todt. Alles Lebendige verkroch sich und hockte in irgend einem Zufluchtsort. Man hörte nur das Eis unter den Füßen knirschen.

Als ich am Kirchhof vorüberging, dessen Kreuze und Gräber aus dem Schnee hervorschimmerten, sagte ich zu mir selbst: »Wer da unten schläft, den friert nicht mehr!« Dann wickelte ich mich fester in den Mantel, verbarg die Nase in dem Pelzkragen und dankte dabei Herrn Goulden für den guten Gedanken, den er da gehabt hatte. Ich steckte auch die Hände bis an den Ellbogen in die Handschuh und lief so in dem großen, unabsehbaren Graben hin, den die Soldaten bis nach Vier-Winden ausgeschaufelt hatten. Es waren wirkliche Eismauern. An einigen Stellen, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, erblickte man die Tiefe von Fouquets Graben, das sogenannte Eichenholz und das bläuliche Gebirge: die Reinheit der Luft schien Alles näher gerückt zu haben. In den Pächtereien war das Gebell der Hunde verstummt – auch für sie war es zu kalt.

Mir aber hauchte der Gedanke an Katherine belebende Wärme ins Herz, und bald erblickte ich die ersten Häuser von Vier-Winden. Die Schornsteine und Strohdächer zur Rechten und Linken der Straße ragten kaum über die Schneewälle empor, und längs der Mauer hatten die Leute, um zu einander gelangen zu können, bis zum Ende des Dorfes hin einen Laufgraben ausgeschaufelt. An jenem Tage aber hielt sich jede Familie um den eigenen Herd, und infolge des flackernden Feuers drinnen schienen die kleinen, runden Fensterscheiben wie mit rothen Tüpfelchen besät. Vor jeder Thür lag ein Strohbündel, damit nicht die Kälte von unten hereindringe.

An der fünften Thür zur Rechten stand ich still, um meine Handschuh auszuziehen. Dann öffnete ich die Thür und schloß sie eiligst wieder. Es war das Haus der Wittwe Mathias Bauers, meiner Tante Gredel Bauer, der Mutter Katherinens.

Als ich zähneklappernd in die Küche trat und Tante Gredel, die vor dem Herde saß, ganz erstaunt über meinen großen Pelzkragen den grauhaarigen Kopf umwandte, rief Katherine, die ganz sonntäglich mit einem gestreiften Rocke, einem kreuzweis um den Busen

geschlungenen Tuche mit langen Fransen und einer rothen Schürze bekleidet war; deren Band ihre zierliche Taille einschloß, während eine niedliche, blauseidene Haube mit schwarzen Sammtbändern ihr helles, rosiges Gesicht umrahmte – Katherine also mit ihren sanften Augen und der kleinen Stumpfnase rief:

»Es ist Joseph!«

Und ohne langes Besinnen lief sie auf mich zu, umarmte mich und sagte:

»Ich wußte wohl, daß die Kälte dich nicht am Kommen hindern würde.«



Ich meinerseits war so glücklich, daß ich nicht reden konnte. Ich zog den Mantel aus und hing ihn mit den Handschuhen an die Wand. Auch Herrn Gouldens dicke Stiefel legte ich ab – ich fühlte, daß ich ganz blaß war vor innerer Wonne.

Ich hätte etwas Angenehmes und Zierliches reden mögen, da mir aber nichts einfiel, sagte ich plötzlich: »Hier, Katherine, da hast du

etwas zu deinem Geburtstage. Aber ehe du die Schachtel aufmachst, mußt du mich erst noch einmal küssen.«

Sie hielt mir ihre schönen, rothen Backen hin, und dann trat sie an den Tisch. Tante Gredel kam auch herbei, um zu sehen. Katherine knüpfte das Band auf und öffnete. Ich stand hinter ihnen und hatte Herzklopfen: ich fürchtete in diesem Augenblicke, die Uhr wäre nicht schön genug. Aber nach kaum einer Minute faltete Katherine die Hände und hauchte ganz leise:

»O mein Gott! wie schön das ist! . . . Es ist eine Uhr.«

»Ja,« sagte Tante Gredel, »sie ist wunderbar schön . . . ich habe noch nie eine so schöne Uhr gesehen . . . Man sollte meinen, sie wäre von Silber.«

»Aber sie ist ja von Silber,« entgegnete Katherine, indem sie sich umdrehte und mich fragend ansah.

Und nun sagte ich:

»Glauben Sie denn, Tante Gredel, ich wäre im Stande, der, die ich mehr als mein Leben liebe, eine Uhr von versilbertem Kupfer zu schenken? Wenn ich dazu fähig wäre, würde ich mich mehr verachten, als den Schmutz an meinen Stiefeln.«

Als Katherine mich so sprechen hörte, schlang sie ihre beiden Arme um meinen Hals, und als wir so dastanden, dachte ich: »Das ist der schönste Tag deines Lebens!«

Ich konnte sie nicht mehr loslassen. Tante Gredel fragte:

»Was ist denn da auf das Glas gemalt?«

Aber ich war nicht mehr im Stande, Antwort zu geben, und erst als wir uns neben einander niedergesetzt hatten, nahm ich die Uhr in die Hand und sagte:

»Dies Bild, Tante Gredel, stellt zwei Verliebte vor, die sich unaussprechlich gut sind: Joseph Bertha und Katherine Bauer. Joseph überreicht seiner Geliebten einen Rosenstrauß, und sie streckt die Hand aus, um ihn in Empfang zu nehmen.« Als Tante Gredel die Uhr genug besehen hatte, sagte sie:

»Komm, Joseph, und laß dich auch von mir umarmen. Ich sehe wohl, daß du tüchtig hast sparen und arbeiten müssen, um diese

Uhr zu erlangen, und meine, daß das sehr schön von dir ist, und daß du ein tüchtiger Arbeiter bist und uns Ehre machst.«

In der Freude meines Herzens umarmte ich sie und ließ dann bis Mittag die Hand Katherinens nicht mehr los: wir waren glücklich, indem wir uns ansahen.

Tante Gredel hantirte inzwischen am Herde herum, um einen Pfannkuchen mit gedörrten Pflaumen, in Zimmtwein getunkte »Küchle« und andere rare Sachen zu bereiten. Wir aber achteten nicht darauf, und erst als die Tante, nachdem sie ihren rothen Hausrock und ihre schwarzen Pantoffeln angezogen hatte, ganz vergnügt ausrief: »Nun zu Tische, Kinder!« erblickten wir das schöne Tischtuch, die große Suppenschüssel, den Weinkrug und den runden, goldgelben Pfannkuchen auf einer breiten Assiette mitten auf dem Tische. Dieser Anblick ergötzte uns, und Katherine sagte:

»Setz dich dem Fenster gegenüber, Joseph, damit ich dich gut sehen kann. Erst mußst du mir aber die Uhr anlegen, denn ich weiß nicht, wo ich sie hinthun soll.«

Ich schlang die Kette um ihren Hals, und dann begannen wir, nachdem wir uns gesetzt hatten, mit gutem Appetite zu essen. Draußen vernahm man keinen Laut. Nur das Feuer knisterte auf dem Herde. Es war recht behaglich in der Küche; und die graue, etwas scheue Katze betrachtete uns von Weitem durch das Treppengeländer hinten, ohne daß sie herabzukommen wagte.

Nach dem Essen sang Katherine das Lied: »Der liebe Gott im Himmel droben.« Sie hatte eine klare, weiche Stimme, die bis zum Himmel aufzuklingen schien. Ich sang ganz leise mit, nur um sie zu begleiten. Tante Gredel, die nie, selbst Sonntags nicht, unthätig bleiben konnte, hatte sich aus Spinnrad gesetzt. Das Schnurren des Rades füllte die Pausen aus – uns wurde ganz weich dabei zu Muthe. Wenn ein Lied zu Ende war, fingen wir ein anderes an. Um drei Uhr trug die Tante die »Zimmtküchle« auf, wir aßen zusammen und lachten dabei so glücklich und übermüthig, daß die Tante bisweilen ausrief:

»Hört doch einmal auf! Man muß ja meinen, ihr wäret wahre Kinder.«

Sie steckte dabei eine ärgerliche Miene auf, aber an ihren zusammengekniffenen Augen sah man wohl, daß sie innerlich von Herzen mitlachte. Das dauerte bis vier Uhr Nachmittags. Dann begann die Nacht hereinzubrechen; durch die kleinen Fenster schlüpfen dunkle Schatten in die Küche, wir dachten an das nahe Scheiden und setzten uns traurig neben den Herd, auf welchem die Flamme hin und her tanzte. Katherine drückte mir die Hand, und ich ließ den Kopf hängen: mein Leben hätte ich drum gegeben, hätte ich bleiben können. So saßen wir eine gute halbe Stunde, bis Tante Gredel sagte:

»Höre, Joseph . . . es wird Zeit, daß du gehst. Der Mond geht nicht vor Mitternacht auf, es wird draußen bald dunkel werden wie in einem Backofen, und bei der großen Kälte ist ein Unglück bald geschehen« . . .

Diese Worte trafen mich wie ein Donnerschlag. Ich fühlte, daß Katherine mich bei der Hand zurückhielt. Tante Gredel aber hatte mehr Verstand als wir.

»Genug für heute,« sagte sie, indem sie aufstand und den Mantel von der Wand nahm. »Am Sonntag wirst du wiederkommen.«

Wohl oder übel mußte ich die dicken Stiefel, die Handschuh und den Mantel Herrn Gouldens wieder anziehen.

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte das hundert Jahre gedauert, unglücklicherweise aber half die Tante mir dabei. Und als ich endlich den großen Kragen über die Ohren gezogen hatte, sagte sie:

»Umarmen wir uns, Joseph.« Ich umarmte zuerst sie, dann Katherine, die kein Wort mehr sprach. Alsdann öffnete ich die Thür, und die fürchterliche Kälte, die nun plötzlich hereindrang, zeigte mir, daß ich nicht mehr zögern durfte.

»Beeile dich,« sagte die Tante.

»Gute Nacht, Joseph, gute Nacht!« . . . rief Katherine. »Vergiß nicht, am Sonntag zu kommen.«

Ich wandte mich um, um ihr noch einen Gruß zuzuwinken, und begann dann zu laufen, ohne den Kopf aufzuheben, denn die Kälte

war so stark, daß mir hinter dem dicken Pelzkragen die Augen thränten.

So lief ich zwanzig Minuten lang, indem ich kaum Athem zu holen wagte, als eine heisere Stimme, die Stimme eines Trunkenbolds, mir von Weitem entgegenrief: »Wer da?«

Ich schaute auf und erblickte im abendlichen Halbdunkel, kaum fünfzig Schritte vor mir, den Hausirer Pinnacle mit seinem großen Tragkorbe, seiner Otterfellmütze, seinen wollenen Handschuhen und dem eisenbeschlagenen Stocke. Die am Tragbande des Korbes hängende Blendlaterne beleuchtete sein vom Prunke aufgedunsenes Gesicht, das mit gelblichen Borsten bedeckte Kinn und die dicke Nase, die die Form eines Löschhorns hatte. Er sperrte seine kleinen Augen auf wie ein Wolf und wiederholte: »Wer da?«

Dieser Pinnacle war der größte Halunke im Lande. Im Jahre zuvor hatte er sogar eine böse Geschichte mit Herrn Goulden gehabt, der den Preis für eine Uhr von ihm verlangte, die Pinnacle dem Pfarrer in Hommert, Herrn Anstett, zuzustellen übernommen und für die er das Geld in die Tasche gesteckt hatte, indem er behauptete, er habe es an mich abgeliefert. Doch Herr Goulden wußte das Gegentheil, obgleich der Spitzbube vor dem Friedensrichter einen Schwur darauf abgelegt hatte, denn an dem gedachten Tage hatten weder er noch ich das Haus verlassen. Dazu kam noch, daß Katherine, als Pinnacle auf der Kirchweih in Vier-Winden mit ihr tanzen wollte, ihm den Tanz abgeschlagen hatte, weil sie die Geschichte mit der Uhr kannte und zudem immer an meiner Seite blieb.

Der boshafte Schurke hatte deswegen einen Haß auf mich, und ihn so plötzlich mitten auf der Straße, fern von der Stadt und von jeder Hilfe mit seinem eisenbeschlagenen Eschenstocke vor mir zu sehen, war daher ein wenig erbaulicher Anblick für mich. Glücklicherweise hatte ich den kleinen Fußsteig, der um den Kirchhof herumläuft, zu meiner Linken und ohne daher zu antworten, eilte ich auf demselben fort, obgleich der Schnee mir beinahe bis an die Hüften reichte.

Nun aber errieth er, daß ich es wäre, und schrie wüthend:

»Aha! das ist der kleine Lahme . . . Halt! Halt! . . . ich muß dir doch Gutenabend sagen. Du kommst ja von Katherine, Uhrendiebl«

Ich sprang wie ein Hase über die Schneehaufen. Anfangs versuchte er, mir zu folgen, aber der Tragkorb behinderte ihn. Als er daher sah, daß ich immer mehr Vorsprung gewann, legte er beide Hände an den Mund und rief:

»Das bleibt sich gleich, Lahmer . . . ganz gleich! . . . Du wirst nichtsdestoweniger dein Theil kriegen: die Aushebung kommt . . . die große Aushebung der Blinden, der Lahmen und der Buckligen! . . . du wirst mit ausmarschiren und da unten verrecken mit allen Andern!« . . .

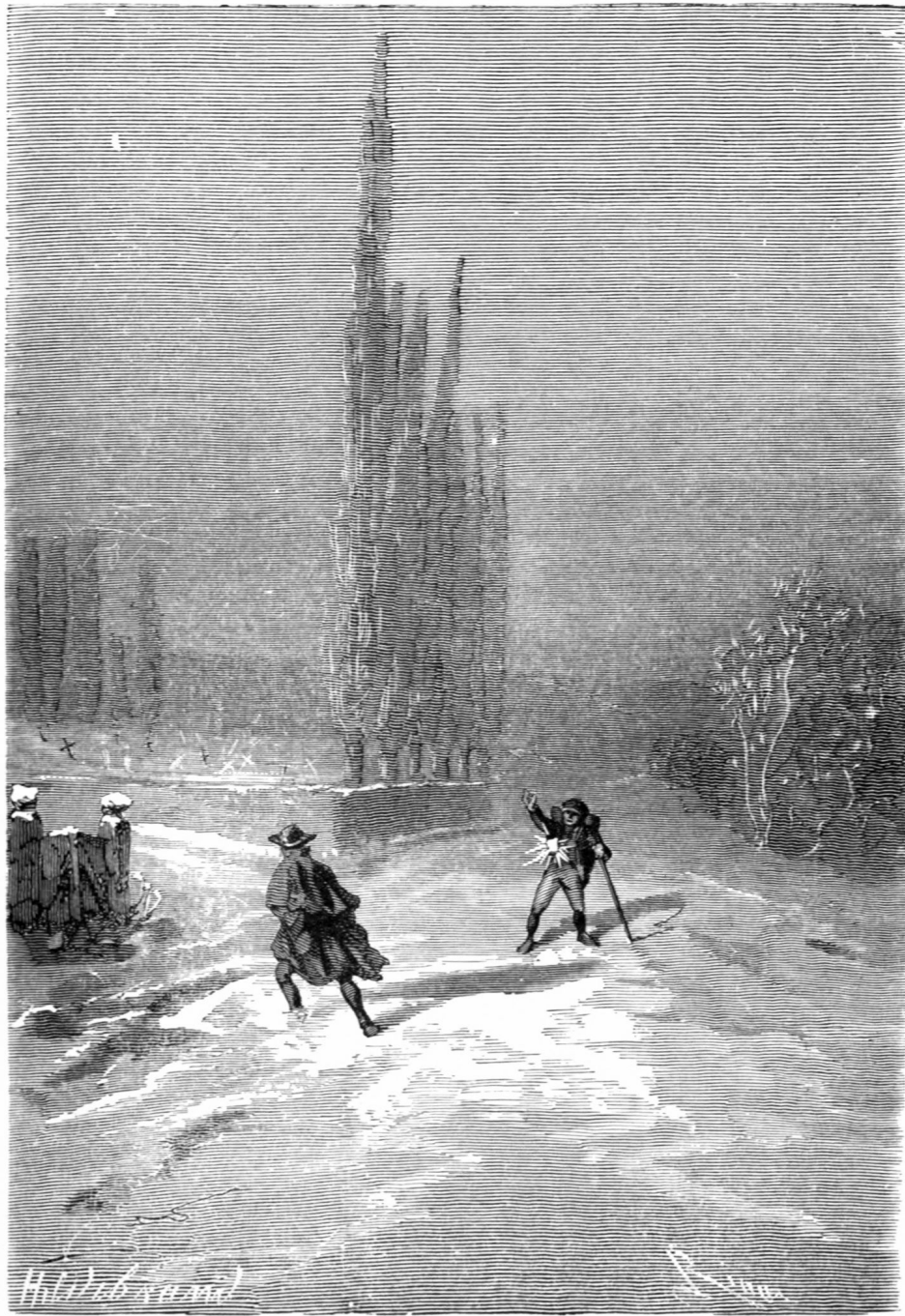
Dabei setzte er seinen Weg fort und lachte wie ein Trunkener, was er denn auch in Wirklichkeit war, während ich, obgleich ich kaum noch im Stande war, Athem zu holen, am Saume des Glacis wieder auf die Landstraße zurückkehrte und Gott dankte, daß ich den kleinen Fußsteig so ganz in meiner Nähe gehabt hatte. Denn dieser Pinnacle, der dafür bekannt war, daß er bei jeder Schlägerei, in die er verwickelt war, das Messer zog, hätte mir einen bösen Schlag oder Stich versetzen können. Trotz der heftigen Bewegung, die ich mir da eben gemacht hatte, waren mir doch die Zehen in den gefütterten Stiefeln erstarrt, und ich begann daher von Neuem zu laufen.

In jener Nacht gefror das Wasser in den Brunnen und der Wein in den Kellern, was seit sechzig Jahren nicht vorgekommen war.

Die Stille an der Vorwache, auf der ersten Brücke und unter dem Deutschen Thore erschien mir noch größer als am Morgen: die Nacht verlieh ihr etwas schauerliches. Zwischen den großen, weißen Wolken, die über die Stadt hinzogen, blitzten nur hier und da einige Sterne auf. Ich begegnete keiner Seele auf der Straße, und als ich in unsern Hausflur gelangte, kam es mir, nachdem ich die Thür geschlossen hatte, ordentlich warm darin vor; dennoch war der kleine Rinnstein auf dem Hofe, der an der Wand entlang lief, mit Eis bedeckt. Ich stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen, und stieg dann im Dunkeln, die Hand auf das Geländer stützend, die Treppe hinauf.

Als ich mein Zimmer öffnete, that die hervorströmende Ofenwärme mir ordentlich wohl. Herr Goulden saß mit der schwarzseidenen Mütze auf dem Kopfe und die Hände auf die Kniee stützend im Lehnstuhl vor dem Feuer.

»Bist du's, Joseph?« fragte er, ohne sich umzudrehen.



»Ja, Herr Goulden,« erwiderte ich. »Hier ist's gut. Welche Kälte draußen! Einen solchen Winter haben wir noch nie gehabt.«

»Nein,« entgegnete er in ernstem Tone, »gewiß nicht. Es ist ein Winter, an den man noch lange denken wird.«

Ich ging darauf in das Kabinett, um den Mantel, die Handschuh und die Stiefel wieder an Ort und Stelle zu bringen.

Eben wollte ich ihm dann mein Zusammentreffen mit Pinacle berichten, als er mich bei meinem Wiedereintreten in die Stube fragte: »Du hast dich gut amüsirt, Joseph?«

»O ja! Tante Gredel und Katherine haben mir viele Grüße für Sie aufgetragen.«

»Ei, um so besser! um so besser!« sagte er. »Die Jugend thut recht, wenn sie sich amüsirt; denn wenn man alt wird, ist einem Alles im Voraus vergällt, weil man zuviel gelitten, zuviel Unrecht, Unglück und Selbstsucht gesehen, hat.«

Er sprach das zu sich selbst, indem er in die Flamme starrte. Ich hatte ihn noch nie so traurig gesehen und fragte daher:

»O ja! Tante Gredel und Katherine haben mir viele Grüße für Sie aufgetragen.«

»Sind Sie krank, Herr Goulden?«

Er aber, ohne mir zu antworten, murmelte vor sich hin:

»Ja, ja, das sind die großen kriegerischen Nationen . . . das ist der Ruhm!«

Er hatte sich ganz träumerisch zusammengekrümmt, die dicken, grauen Augenbrauen fest zusammengezogen und schüttelte den Kopf.

Ich wußte nicht, was ich von alledem denken sollte, als er sich plötzlich aufrichtete und sagte:

»Joseph, in diesem Augenblicke gibt es viermalhunderttausend weinende Familien in Frankreich: unsere große Armee ist auf den Eisfeldern Rußlands zu Grunde gegangen. All die jungen, kräftigen Männer, die wir während zweier Monate haben vorüberziehen sehen, liegen unter dem Schnee begraben. Heute Nachmittag ist die

Nachricht angekommen. Es ist entsetzlich, wenn man daran denkt – entsetzlich!«

Ich schwieg. Mir wurde klar, daß bald, wie nach allen Feldzügen, eine neue Aushebung stattfinden würde, und daß diesmal wol auch die Lahmen genommen werden könnten. Dieser Gedanke trieb mir alles Blut nach dem Herzen, so daß ich ganz blaß wurde, und bei der Erinnerung an Pinnacle's Weissagung stiegen mir die Haare zu Berge.

»Geh, Joseph,« sagte Vater Goulden, »und leg' dich ruhig zu Bett. Ich meinestheils kann nicht schlafen, ich will aufbleiben . . . die Geschichte bringt mich außer Fassung. Du hast nichts in der Stadt bemerkt?«

»Nein, Herr Goulden.«

Ich ging in mein Zimmer und legte mich zu Bett. Lauge Zeit konnte ich kein Auge schließen: ich dachte an die Aushebung, an Katherine, an all die Tausende unter dem Schnee begrabener Männer und sagte mir dabei, daß ich gut thun würde, wenn ich nach der Schweiz flüchte.

Gegen drei Uhr hörte ich Herrn Goulden zu Bett gehen. Einige Minuten später schlief ich im Vertrauen auf Gottes Gnade ein.

4.

Als ich am andern Morgen gegen sieben Uhr in Herrn Gouldens Zimmer trat, um mich an die Arbeit zu machen, lag er noch im Bett und war ganz matt und entkräftet.

»Joseph,« sagte er, »ich befinde mich nicht recht wohl, all diese schrecklichen Geschichten haben mich krank gemacht. Ich habe gar nicht geschlafen.«

»Soll ich Ihnen Thee kochen?« fragte ich.

»Nein, mein Kind, nein, das ist nicht nöthig. Schüre nur das Feuer ein wenig an, ich werde nachher aufstehen. Aber es ist heute Montag, und um diese Zeit müßten die Uhren in der Stadt gestellt werden. Ich kann nicht hingehen, denn so viele brave Leute, Leute, die ich seit dreißig Jahren kenne, in solcher Betrübniß zu sehen, das würde mich vollends unglücklich machen. Höre, Joseph, nimm die Schlüssel, die hinter der Thür hängen, und geh du – das wird besser sein. Ich will versuchen, mich zu erholen, ein wenig zu schlafen . . . Es würde mir gut thun, wenn ich ein oder zwei Stunden schlafen könnte.«

»Schön, Herr Goulden,« entgegnete ich, »ich gehe sofort.«

Nachdem ich dann Holz in den Ofen gelegt hatte, nahm ich Mantel und Handschuhe, zog die Vorhänge an Herrn Gouldens Bette zu und ging mit dem Schlüsselbunde in der Tasche fort. Die Unpäßlichkeit Vater Melchiors betrückte mich allerdings ein wenig, aber ein Gedanke tröstete mich; ich sagte zu mir selbst: »Du wirst den Kirchthurm besteigen, und von da oben wirst du das Haus Katherinens und Tante Gredels sehen.« Mit diesem Gedanken kam ich zu dem Glöckner Brainstein, der eine alte, baufällige Baracke an der Ecke des kleinen Platzes bewohnte. Seine beiden Söhne waren Leinweber, und vom Morgen bis zum Abend hörte man in dem alten Neste die Webstühle knarren und die Schiffchen sausen. Die Großmutter – sie war so alt, daß man ihre Augen nicht mehr sah – schlief in einem uralten Lehnstuhl, auf dessen Rücklehne eine Elster hockte. Wenn Vater Brainstein nicht zu einer Taufe, einer Beerdigung

oder einer Trauung die Glocken zu läuten hatte, las er hinter den kleinen, runden Scheiben des Fensters in seinem Kalender.

Neben dieser Baracke, unter der Bedachung der alten Markthalle, stand ein ärmliches Häuschen, in welchem der Schuhsticker Koniam arbeitete, und weiterhin befanden sich die Verkaufsstände der Fleischer und der Obsthändlerinnen.

Ich kam also zu Brainstein. Als der Alte mich sah, stand er auf und sagte:

»Das sind Sie ja, Herr Joseph?«

»Ja, Vater Brainstein. Ich komme an Herrn Gouldens Stelle, er ist nicht recht wohl.«

»Ah! Gut . . . gut . . . das ist ganz gleich.«

Er zog seine alte, gestrickte Jacke an und setzte die wollene Mütze auf, nachdem er die Katze heruntergejagt hatte, die ihre Morgenruhe auf derselben abhielt. Dann nahm er den großen Thurmschlüssel aus einer Schublade, und wir gingen hinaus, ich meinestheils trotz der Kälte sehr froh, wieder in die frische Luft zu kommen, denn die ganze Stube war grau von Qualm, und das Athmen fiel einem so schwer, als ob man in einem Kochtopfe säße. Ich habe nie begreifen können, wie diese Leute in solcher Atmosphäre leben konnten.

Endlich gingen wir die Straße hinauf, und Vater Brainstein sagte:

»Sie wissen schon von dem großen Unglück in Rußland, Herr Joseph?«

»Ja, Vater Brainstein. Es ist schrecklich!«

»O, gewiß!« entgegnete er. »Aber das wird der Kirche viele Messen eintragen. Denn sehen Sie, jetzt wird Jeder für seine Kinder Messen lesen lassen, um so mehr, da sie in einem heidnischen Lande gestorben sind.«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte ich.

Wir gingen jetzt über den Platz. Vor dem Gemeindehause, der Hauptwache gegenüber, standen schon mehrere Personen, Landleute und Städter, die einen Anschlagzettel lasen. Dann stiegen wir die Treppe hinauf und traten in die Kirche, wo mehr als zwanzig

Frauen, junge und alte, trotz der fürchterlichen Kälte auf den Steinfliesen knieten.

»Sehen Sie . . . was sagte ich Ihnen?« bemerkte Brainstein. »Sie kommen schon zum Beten, und ich bin sicher, daß die Hälfte bereits seit fünf Stunden hier ist.«

Er öffnete die kleine Thür im Thurme, durch welche man zur Orgel hinaufsteigt, und wir begannen im Dunkeln hinaufzuklettern. Als wir dann bei der Orgel angekommen waren, ließen wir die Windbälge zur Linken liegen und stiegen bis zur Glockenstube empor.

Ich war sehr zufrieden, den blauen Himmel wiederzusehen und die frische Luft einzuathmen, denn die Ausdünstungen der Fledermäuse, die sich in diesen langen, schmalen Gängen aufhalten, erstickten einen beinahe. Aber welche fürchterliche Kälte herrschte in diesem Raume, der allen Winden offen stand, und welch blendendes Licht blitzte von dem Schnee zu uns empor bei diesem Winterwetter, das zwanzig Stunden weit zu sehen gestattete! Ganz Pfalzburg mit seinen sechs Bastionen, seinen drei Halbmonden, seinen beiden Vorwerken, seinen Kasernen, Pulverthürmen, Brücken, Glacis und Wällen, die ganze kleine Stadt mit ihrem großen Paradeplatze und ihren zierlichen, hübsch nach der Schnur gebauten Häusern zeichnete sich wie auf einem Bogen weißen Papiers da unten ab. Man sah bis in die Höfe hinein, und ich, der ich noch nicht an einen solchen Anblick gewöhnt war, hielt mich hübsch in der Mitte der Plattform, aus Furcht, ich möchte auf den Einfall kommen, davonzufliegen, wie man von gewissen Leuten erzählt, die eine große Höhe närrisch macht. Ich wagte nicht einmal, mich der Uhr zu nähern, deren Zifferblatt auch auf der Rückseite mit den Zeigern bemalt ist, und wenn Brainstein mir nicht das Beispiel gegeben hätte, würde ich, an den Glockenbalken angeklammert, ruhig stehen geblieben sein. Aber er sagte:

»Kommen Sie, Herr Joseph, und sehen Sie nach. Wieviel Uhr ist es jetzt?«

Ich zog nun Herrn Gouldens große Uhr hervor, die auch die Secunden zeigte, und sah, daß die Thurmuhr bedeutend nachging.

Brainstein half mir die Gewichte aufziehen und auch die Zeiger stellen.

»Im Winter bleibt die Uhr immer zurück,« sagte er, »weil sie von Eisen ist.«

Nachdem ich mich etwas mit diesen Sachen vertraut gemacht hatte, begann ich die Umgegend zu betrachten: die Eich-Baracken, die Baracken weiter oben hinauf, den Büchelberg, und am Ende erkannte ich auch gerade gegenüber Vier-Winden und das Haus der Tante Gredel. Der Schornstein rauchte gerade, und der Rauch stieg wie ein blauer Faden zum Himmel empor. Ich sah die Küche wieder: ich stellte mir Katherine in Holzschuhen und dem kleinen, wollenen Rocke vor, wie sie am Herde das Spinnrad drehte und dabei an mich dachte! Ich war so gerührt, daß ich die Kälte nicht mehr spürte und meine Blicke nicht von dem Schornsteine abzuwenden vermochte. Vater Brainstein, der keine Ahnung davon hatte, was ich betrachtete, sagte:

»Ja, ja, Herr Joseph . . . trotz des Schnees sind jetzt alle Wege mit Menschen bedeckt. Die große Neuigkeit hat sich bereits verbreitet, und Jeder kommt nun, um sein Unglück genauer zu erkunden.«

Ich sah, daß er Recht hatte: alle Fahrstraßen, alle Fußsteige waren mit Menschen bedeckt, die der Stadt zueilten, und als ich auf den Platz herunterschaute, erblickte ich die fortwährend wachsende Menge vor der Hauptwache bei der Bürgermeisterei und vor dem Posthause. Man vernahm ein Geräusch wie lautes Stimmengemurmel.

Nachdem ich noch einen Blick auf Katherinens Wohnstätte geworfen hatte, mußte ich endlich wohl oder übel hinabsteigen, und wir begannen auf der dunklen Wendeltreppe wie in einen Brunnen hinunterzuklettern. Als wir bei der Orgel waren, sahen wir vom Balkon aus, daß auch die Menge in der Kirche beträchtlich gewachsen war: alle Mütter, Schwestern und alten Großmütterchen, reiche und arme, lagen in tiefster Stille zwischen den Bänken auf den Knien. Sie beteten für die Gefallenen . . . boten Alles, um sie nur noch ein Mal wiederzusehen!

Anfangs begriff ich das nicht recht, aber plötzlich fiel mir ein, daß Katherine, wenn ich im vorigen Jahre mit ausgerückt wäre, jetzt auch da unten knien würde, um zu beten und mich von Gott zurückzufordern. Das schnitt mir ins Herz, ich fühlte einen Fieberschauer durch meinen Körper fliegen.

»Gehen wir! gehen wir!« sagte ich zu Brainstein. »Das ist entsetzlich.«

»Was?« fragte er.

»Der Krieg.«

Wir schritten nun die Treppe unter der großen Kirchpforte hinunter, und ich ging über den Platz, um mich zum Herrn Stadtcommandanten Meunier zu begeben, während Brainstein den Weg nach seiner Wohnung einschlug.

An der Ecke des Stadthauses hatte ich einen Anblick, dessen ich mich mein Lebtag erinnern werde. Dort war nämlich die große Bekanntmachung angeschlagen. Mehr als fünfhundert Personen, Städter und Landleute, Männer und Frauen, starrten sie, eng an einander gedrängt, bleich und mit vorgestrecktem Halse wie etwas Entsetzliches schweigend an. Sie konnten sie nicht lesen, und von Zeit zu Zeit rief Einer oder der Andere in deutscher oder in französischer Sprache:

»Sie können doch nicht Alle todt sein! . . . es werden doch trotzdem Einige zurückkommen.«

Andere riefen:

»Man kann ja nichts sehen! . . . man kann nicht heran!«

Ein armes, altes Weib, das hinten stand, hob die Hände zum Himmel auf und schrie:

»Christoph . . . mein armer Christoph!« . . .

Ueber diese Worte schienen Einige entrüstet und sagten:

»Bringt doch die Alte zur Ruhe!«

Jeder dachte nur an sich.

Weiter hinten strömten immer noch neue Ankömmlinge durch das Deutsche Thor herbei.

Endlich trat Harmantier, der Stadtsergeant, aus der Wachtstube heraus und stellte sich mit einem Zettel, der dem an die Mauer gehefteten auf ein Haar glich, oben auf die Treppe. Mehrere Soldaten folgten ihm. Nun drängte Alles nach jener Seite, die Soldaten aber schoben die Vordersten zurück, und Vater Harmantier begann jene Bekanntmachung vorzulesen, die man das *neunundzwanzigste Bulletin* nannte, und in welcher der Kaiser berichtete, daß während des Rückzuges die Pferde allnächtlich zu Tausenden umkamen. – Von den Menschen sagte er nichts!

Der Stadtsergeant las langsam, Niemand sprach ein Wort, sogar die Alte, die gar nicht Französisch verstand, lauschte wie die andern. Man hätte eine Mücke fliegen hören können. Als er aber an diese Stelle kam: – »Unsere Kavallerie hatte soviel Pferde verloren, daß man die Officiere, die noch ein solches besaßen, vereinigen mußte, um vier Compagnien zu je einhundertundfünfzig Mann daraus zu formiren. Die Generale verrichteten dabei die Function der Hauptleute, die Obersten die der Seconde-Lieutenants« – als er diese Stelle vorlas, die mehr von dem Elend der großen Armee verrieth als alles Uebrige, ließ sich von allen Seiten Geschrei und Stöhnen vernehmen. Zwei oder drei Frauen fielen in Ohnmacht . . . man führte sie am Arme fort.

Freilich fügte die Bekanntmachung hinzu: »Die Gesundheit Sr. Majestät ist nie eine bessere gewesen,« und das war ein großer Trost, aber unglücklicher Weise konnte das die dreimalhunderttausend unter dem Schnee begrabenen Menschen nicht wieder ins Leben zurückrufen. Die Leute gingen daher auch tief betrübt und niedergeschlagen auseinander. Aber andere, die noch nichts gehört hatten, strömten zu Dutzenden herbei, und alle Stunden trat Harmantier heraus und verlas das Bulletin.

Das dauerte bis zum Abend, und immer zeigte sich dasselbe Bild.

Ich ging fort . . . am liebsten hätte ich von alledem gar nichts wissen mögen.

Ich stieg zu dem Herrn Platzcommandanten hinauf. Als ich in den Salon trat, sah ich ihn am Frühstückstische Er war ein schon alter,

aber immer noch kräftiger Mann mit rothem Gesichte und gesundem Appetite.

»Ah, du bist's!« sagte er. »Herr Goulden kommt also heute nicht?«

»Nein, Herr Commandant. Er ist krank, in Folge der schlechten Nachrichten.«

»Ah! Gut . . . gut . . . ich begreife das,« entgegnete er, indem er sein Glas leerte. »Ja, es ist schlimm.« Und während ich die Glasglocke von der Standuhr abnahm, fügte er hinzu:

»Bah! sag Herrn Goulden, wir würden uns Genugthuung verschaffen . . . Was Teufel, man kann nicht immer die Oberhand behalten! Seit fünfzehn Jahren springen wir bereits ohne jede Rücksicht mit ihnen um, es ist daher nur billig, daß man ihnen diese kleine Entschädigung läßt . . . Und dann – die Ehre ist unversehrt! Wir sind nicht geschlagen worden. Ohne den Schnee und die Kälte würden diese armen Kosaken schwere Schläge besehen haben . . . Doch nur Geduld! Die Reihen werden bald wieder ergänzt sein, und dann wehe!«

Ich zog die Uhr auf. Da er ein großer Liebhaber der Uhrmacherei war, stand er auf und sah mir zu. Dann kniff er mich aufgeräumt ins Ohr, und als ich mich zurückziehen wollte, rief er, indem er den dicken Mantel, den er beim Essen geöffnet hatte, wieder zuknöpfte:

»Sag dem Papa Goulden, er möge ruhig schlafen, im Frühjahr werde der Tanz von Neuem beginnen. Sie werden nicht immer den Winter für sich haben, diese Kalmücken – sag ihm das!«

»Gewiß, Herr Commandant,« entgegnete ich, indem ich die Thür zumachte.

Seine derbe Gestalt und seine heitere Miene hatten mich etwas getröstet. Aber in allen Häusern, in die ich nachher eintrat, bei Harwicks, bei Frantz-Tonis, bei Durlachs – überall hörte man nichts als Klagen. Besonders die Frauen waren trostlos. Die Männer sagten nichts und schritten mit gesenktem Kopfe hin und her, ohne nur nachzuschauen, was ich bei ihnen zu thun hatte.

Gegen zehn Uhr blieben mir nur noch zwei Personen zu besuchen. Zuerst Herr de La Bablerie-Chamberlan, ein alter Edelmann, der mit Frau Chamberlan-d'Ecof und Fräulein Jeanne, ihrer beider Tochter,

am Ende der langen Straße wohnte. Es waren Emigranten, die erst seit drei oder vier Jahren nach Frankreich zurückgekehrt waren. Sie besuchten Niemand in der Stadt und empfangen selbst nur drei oder vier katholische Dorfpfarrer aus der Umgegend bei sich. Herr de La Bablerie-Chamberlan liebte nur die Jagd. Er hatte sechs Hunde auf dem Hofe und einen Jagdwagen mit zwei Pferden. Der Vater Robert aus der Kapuzinerstraße diente ihnen als Kutscher, Stallknecht, Bedienter und Piqueur. Herr de La Vablerie trug stets einen Jagdrock, eine Mütze aus gummirtem Leder und Sporenstiefel. In der Stadt nannte man ihn nur den »Bracken«. Ueber Frau und Fräulein de Chamberlan aber sprach man nicht.

Ich war recht trübe gestimmt, als ich die schwere, auf Rollen laufende Hausthür aufstieß, deren Geklirr im Vorhause wiederhallte. Wie groß war daher meine Ueberraschung, als ich mitten in dem allgemeinen Jammer und Schmerz ein Lied mit Klavierbegleitung singen hörte: Herr de La Vablerie sang und Fräulein Jeanne begleitete ihn. Ich wußte damals noch nicht, daß das Unglück der Einen das Glück der Andern macht, und sagte, die Hand auf der Thürklinke, zu mir selbst: »Die kennen die Nachrichten aus Rußland noch nicht.«

Aber als ich so dastand, öffnete sich die Küchenthür, und Fräulein Luise, das Dienstmädchen, steckte den Kopf heraus und fragte:

»Wer ist da?«

»Ich bin's, Fräulein Luise.«

»Ah, Sie, Herr Joseph – kommen Sie hier durch.«

Die Herrschaften hatten ihre Uhr in einem Salon stehen, der nur selten betreten wurde. Die hohen, nach dem Hof hinausgehenden und mit Jalousien versehenen Fenster blieben immer geschlossen, doch zu der Arbeit, die ich dort zu verrichten hatte, hatte ich Licht genug. Ich ging also durch die Küche und regulirte die antike Pendule, eine prächtige Arbeit aus weißem Marmor. Fräulein Luise sah zu.

»Sie haben Besuch, Fräulein Luise?« fragte ich.

»Das nicht, aber der Herr hat nur befohlen, Niemand einzulassen.«

»Man ist recht heiter hier im Hause?«

»Ei was!« entgegnete sie, »das ist seit Jahren das erste Mal. Ich weiß gar nicht, was sie haben.«

Ich stülpte die Glocke wieder über die Uhr und ging fort, indem ich über diese Dinge nachsann, die mir ganz außerordentlich schienen. Daß jene sich über unsere Niederlage freuten, fiel mir nicht ein.

Ich bog nun um die Straßenecke, um mich zu Vater Féral zu begeben, den man allgemein den »Fahnenträger« nannte, weil er Anno 92 im Alter von fünfundvierzig Jahren, als er schon lange Schmiedemeister und Familienvater war, die Fahne der Pfälzburger Freiwilligen getragen hatte und erst nach dem Züricher Feldzuge nach Hause zurückgekehrt war. Seine drei Söhne, Jean, Louis und Georges Féral standen bei der russischen Armee: Georges war Rittmeister bei den Dragonern, die beiden andern Officiere bei der Infanterie.

Ich malte mir im Voraus den Gram und Kummer Vater Féral's aus, was ich aber bei meinem Eintritt in das Zimmer sah, überstieg alle meine Voraussetzungen. Der arme Alte – er war blind und ganz kahlköpfig – saß im Lehnstuhl hinter dem Ofen. Sein Haupt war auf die Brust geneigt, und seine großen, weißen Augen standen weit offen, als ob er seine drei Kinder todt zu seinen Füßen liegen sähe. Er sprach kein Wort, aber von seiner Stirn rannen große Schweißtropfen über die langen, magern Backen, und sein Gesicht war so blaß, daß man ihn hätte für einen Sterbenden halten können. Vier oder fünf von seinen alten Gefährten aus der Revolutionszeit: der Vater Desmarets, Vater Nivoi, der alte Paradis, der lange Froissard, hatten sich bei ihm eingefunden, um ihn zu trösten. Sie standen in tiefstem Schweigen um ihn herum, rauchten ihre Pfeifen und machten trostlose Gesichter.

Von Zeit zu Zeit sagte der Eine oder der Andere:

»Auf, Féral, fasse Muth . . . sind wir nicht mehr die Alten von der Sambre- und Maas-Armee?«

Oder auch:

»Muth, Fahnenträger, Muth! . . . Waren wir es nicht, die bei Fleurus die Batterie mit Sturm nahmen?«

Oder sonst dergleichen.

Er aber gab keine Antwort. Nur von Zeit zu Zeit stieß er einen Seufzer aus, seine welken, hohlen Wangen blähten sich dabei auf, dann neigte er sich wieder nach vorn herüber, und die Andern gaben sich Zeichen und schüttelten die Köpfe, als wollten sie sagen: »Das geht schlecht!«

Ich beeilte mich, die Uhr aufzuziehen und wieder fortzukommen, denn es zerriß mir das Herz, den armen Alten in solcher Trostlosigkeit zu sehen.

Als ich nach Hause zurückkam, fand ich Herrn Goulden am Arbeitstische sitzen.

»Da bist du ja, Joseph,« sagte er. »Nun?«

»Nun, Herr Goulden, Sie haben wohl gethan, hier zu bleiben: es ist fürchterlich!«

Und ich erzählte ihm alle Einzelheiten.

»Ja, ich wußte das,« sagte er betrübt. »Aber das ist nur der Anfang noch größern Unheils: diese Preußen, Russen, Oestreicher, Spanier, alle jene Völker, die wir seit 1804 ausgeplündert haben, werden jetzt unser Unglück benutzen, um über uns herzufallen. Weil wir ihnen Könige aufdrängen wollten, die sie nicht von Adam und Eva her kannten und daher nicht haben wollten, werden sie uns jetzt einen andern geben mit adliger Sippschaft und Allem, was darum und daran hängt, so daß wir, nachdem wir uns an Händen und Füßen für die Brüder des Kaisers zur Ader gelassen haben, am Ende noch Alles verlieren werden, was wir durch die Revolution gewonnen hatten. Anstatt die Ersten, werden wir die Letzten der Letzten sein. Ja, dahin wird es mit uns kommen. Während du in der Stadt umherliefst, habe ich nur an diese Sachen gedacht – es ist beinahe unausbleiblich, unvermeidlich: da die Soldaten Alles bei uns waren, und wir jetzt keine Soldaten mehr haben, sind wir auch nichts mehr!«

Damit stand er auf, und ich deckte den Tisch. Als wir schweigend unser Mittagbrot verzehrten, begannen die Kirchenglocken zu läuten.

»Da ist Jemand in der Stadt gestorben,« sagte Herr Goulden.

»Jedenfalls . . . ich habe nicht davon reden hören.«

Zehn Minuten später trat der Rabbiner Rose ein, um ein neues Glas auf seine Uhr setzen zu lassen.

»Wer ist denn gestorben?« fragte Herr Goulden.

»Der alte Fahnenträger.«

»Was! Der Vater Féral?«

»Ja, vor zwanzig Minuten oder einer halben Stunde. Der Vater Desmarets und mehrere Andere wollten ihn trösten; er bat sie, ihm den letzten Brief von seinem Sohne Georges, dem Dragonerrittmeister, vorzulesen, der ihm schrieb, er hoffe ihn im nächsten Frühjahr mit den Obersten-Epaulettes auf den Schultern zu umarmen. Als der Alte das hörte, wollte er plötzlich aufstehen, sank aber zurück – sein Kopf fiel auf die Kniee herab – der Brief hatte ihm das Herz gebrochen.«

Herr Goulden machte keine Bemerkung.

»Hier, Herr Rose,« sagte er, indem er dem Rabbiner die Uhr zurückgab; »es macht zehn Sous.«

Herr Rose ging hinaus, und wir setzten schweigend unsere Mahlzeit fort.

5.

Einige Tage später meldete die Zeitung, daß der Kaiser in Paris wäre, und daß man im Begriff stehe, den König von Rom und die Kaiserin Marie Luise zu krönen. Der Herr Bürgermeister, der Herr Adjunct und die Stadträthe redeten nur noch von den Rechten des Throns, und man hielt sogar einen besondern Vortrag im Saale des Rathhauses darüber. Herr Professor Burguet der Aeltere schrieb diese Abhandlung, und der Herr Baron Parmentier las sie vor. Aber die Zuhörer waren nicht sonderlich ergriffen, weil Jeder von der Aushebung betroffen zu werden fürchtete. Man bedachte recht wohl, daß der Kaiser viel Soldaten brauchen würde, und das eben beunruhigte Jeden – ich für mein Theil magerte dabei zusehends ab. Vergebens sagte Herr Goulden: »Fürchte nichts, Joseph, du kannst nicht marschiren. Bedenke doch, mein Kind, ein lahmer Mensch wie du würde ja beim ersten Tagemarsche auf der Straße liegen bleiben!« – das Alles hinderte mich nicht, recht besorgt zu sein.

An die in Rußland Gebliebenen dachte schon Niemand mehr, ausgenommen ihre Familien.

Wenn wir allein bei der Arbeit saßen, sagte Herr Goulden zuweilen zu mir:

»Wenn die, welche unsere Herrn sind, und welche behaupten, Gott habe sie auf die Erde gesendet, um uns glücklich zu machen, sich bei Beginn eines Feldzuges die armen Greise, die unglücklichen Mütter vorstellen könnten, denen sie gewissermaßen das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe reißen, um ihrem Stolze genugzuthun; wenn sie die Thränen derselben sehen und ihre Klagen hören könnten in dem Momente, wo man ihnen sagt: »Euer Kind ist todt . . . ihr werdet es niemals wiedersehen! Es ist von den Hufen der Pferde zerstampft oder von einer Kugel zerschmettert worden oder auch in einem Hospitale, fern von euch, nachdem ihm ein Glied abgenommen, am Fieber gestorben, ohne Trost, indem es nach euch rief wie zu der Zeit, als es noch klein war!« . . . wenn sie sich die Thränen jener Mütter vorstellen könnten – ich glaube, keiner

würde ein solcher Barbar sein und fortfahren. Aber sie denken an nichts, sie glauben, die Andern lieben ihre Kinder nicht eben so sehr als sie – sie halten die Menschen für Thiere! Doch sie täuschen sich: all ihr gewaltiges Genie, all ihre großen Ruhmespläne sind nichts, denn nur für eine Sache soll ein Volk, Männer, Frauen, Kinder und Greise, in den Kampf ziehen – wenn man unsere Freiheit antastet wie Anno 92. Dann stirbt man zusammen oder siegt zusammen. Wer da zurückbleibt, ist ein Feigling, er will, daß die Andern für ihn kämpfen . . . Denn der Sieg wird nicht für Einige errungen, sondern für Alle – der Sohn und der Vater vertheidigen ihre Familie. Werden sie getödtet, so ist das ein Unglück, aber sie sind für ihr gutes Recht gestorben. Das, Joseph, ist der einzige gerechte Krieg, über den Niemand klagen darf; alle andern sind schmähhlich, und der Ruhm, den sie eintragen, ist nicht der Ruhm eines Menschen, sondern der eines wilden Thieres!«

So sprach der gute Herr Goulden, und ich dachte ganz wie er.

Plötzlich aber, am 8. Januar, wurde ein großes Placat an der Bürgermeisterei angeschlagen, aus dem zu ersehen war, daß der Kaiser, gestützt auf einen Senats-Consult, wie man damals sagte, zuerst 150,000 Rekruten vom Jahrgang 1813, dann hundert Cohorten des ersten Landwehraufgebots von 1812, die schon durchgeschlüpft zu sein glaubten, ferner 100,000 Rekruten unter den Jahrgängen 1809 bis 1812 und so fort ausheben wolle, so daß am Ende alle Löcher wieder zugestopft, und wir sogar eine noch größere Armee haben würden, als vor dem russischen Feldzuge.

Als Vater Fouze, der Glaser, uns eines Morgens den Inhalt jenes Anschlags mittheilte, wäre ich beigäbe in Ohnmacht gefallen, denn ich sagte dabei zu mir selbst:

»Jetzt nimmt man Alles: die Familienväter bis zurück auf 1809! Ich bin verloren!«

Herr Goulden flößte mir einige Tropfen Wasser ein. Die Arme hingen mir am Leibe herab, und ich war blaß wie ein Todter.

Uebrigens war ich nicht der Einzige, auf den die Bekanntmachung einen solchen Eindruck machte. Es weigerten sich in jenem Jahre viele junge Leute, auszurücken: einige zerschmetterten sich die

Zähne, um die Patrone nicht abbeißen zu können, andere schossen sich mit der Pistole den Daumen weg, um zur Handhabung des Gewehrs untauglich zu werden, noch andere flüchteten in die Wälder. Man nannte diese Leute »Refractäre«, und es gab nicht Gendarmen genug, um sie Alle zu verfolgen.

Um diese Zeit faßten sich auch die Familienmütter ein Herz und empörten sich gewissermaßen, indem sie ihre Söhne ermuthigten, den Gendarmen keine Folge zu leisten. Sie halfen ihnen auf jede Art und Weise und schmähten auf den Kaiser. Und die Priester aller Religionsparteien unterstützten sie dabei. Das Maß war endlich voll!

Noch an demselben Tage, an welchem die Bekanntmachung angeschlagen worden war, begab ich mich nach Vier-Winden, aber jetzt nicht voller Freude, sondern wie der Unglücklichste aller Unglücklichen, dem man Liebe und Leben zugleich nimmt. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten, und als ich da unten anlangte, noch unentschlossen, aus welche Weise ich unser Unglück mittheilen sollte, sah ich beim Eintreten, daß man im Hause schon Alles wußte, denn Katherine weinte heiße Thränen, und Tante Gredel war ganz blaß vor Entrüstung.

Wir umarmten uns schweigend, und das erste Wort, das Tante Gredel zu mir sagte, indem sie ihre grauen Haare heftig hinter die Ohren strich, war:

»Du wirst nicht marschiren! . . . Was gehen uns seine Kriege an? Sogar der Pfarrer sagt, es wäre doch am Ende zu stark – man müßte Frieden schließen! Du bleibst hier! Weine nicht, Katherine, ich sage dir, er bleibt hier!« Sie war ganz grün vor Aerger und wirthschaftete während des Sprechens zwischen ihren Kochtöpfen herum.

»Dies ewige Gemetzel hat mich schon lange mit Widerwillen erfüllt,« fuhr sie fort. »Schon müssen sich unsere beiden Vetter Kaspar und Jockel in Spanien die Knochen für diesen Kaiser entzweischlagen lassen, und jetzt verlangt er gar noch die jüngern Leute von uns – er ist noch nicht zufrieden, dreimalhunderttausend in Rußland umgebracht zu haben. Anstatt wie ein vernünftiger Mensch an Frieden zu denken, will er auch noch die übriggebliebenen massakriren lassen . . . Man wird ja sehen!« »Um

Gotteswillen, Tante Gredel! Sein Sie doch still, sprechen Sie leiser!« rief ich, während ich das Fenster beobachtete. »Man könnte Sie hören, und dann wären wir Alle verloren.«

»Ich spreche eben, damit man mich hört!« schrie sie. »Vor deinem Napoleon ist mir nicht bange! Er fing damit an, uns am Reden zu hindern, um thun zu können, was ihm gerade beliebte – aber das wird ein Ende haben! . . . Allein in unserm Dorfe werden vier junge Frauen ihre Männer einbüßen, und zehn arme Jungens sollen Alles verlassen, Vater und Mutter, der Gerechtigkeit, dem lieben Gott, der Religion zum Trotz – ist das nicht himmelschreiend?«

Und als ich antworten wollte, fuhr sie fort:

»Sieh, Joseph, der Mensch hat kein Herz! . . . Es wird ein böses Ende mit ihm nehmen! . . . Schon diesen Winter hat sich Gott gezeigt. Er sah, daß man mehr Furcht vor einem Menschen hatte als vor ihm, daß selbst die Mütter wie zu den Zeiten des Herodes es nicht wagten, ihr eigen Fleisch und Blut zurückzuhalten, wenn jener es zu seinen Metzeleien verlangte, und deshalb hat er die Kälte kommen lassen, und unsere Armee ist zu Grunde gegangen . . . und die, die jetzt ausmarschiren, sind schon im Voraus dem Tode verfallen: Gott ist der Sache müde! – Du aber, du sollst nicht mit ausrücken,« fuhr die halsstarrige Frau fort, »ich will es nicht! Du wirst mit Jean Kraft, Louis Veme und den muthigsten Burschen von hier in die Wälder und über das Gebirge nach der Schweiz gehen, und Katherine und ich, wir kommen bis zum Ende dieser Heimsuchung zu euch.«

Dann schwieg Tante Gredel von selbst. Anstatt aber ein gewöhnliches Mittagbrod zu bereiten, trug sie ein noch besseres auf als am vergangenen Sonntage und sagte mit ruhiger Miene zu uns:

»Eßt, Kinder, und habt keine Furcht . . . das wird sich Alles ändern.«

Ein wenig ruhiger als beim Weggehen kehrte ich gegen vier Uhr Nachmittags nach Pfalzburg zurück. Als ich aber die Bäckerstraße hinaufging, da höre ich plötzlich am Gymnasium die Trommel des Stadtsergeanten Hermantier und sehe ihn von einer großen Menge Menschen umringt. Ich laufe ebenfalls hin, um die

Bekanntmachungen zu hören, und komme gerade in dem Augenblicke an, wo er zu sprechen beginnt.

Er machte bekannt, daß, laut Senatsbeschluß vom 3. des Monats, am 15. die Rekrutenauslosung stattfinden solle.

Wir hatten an dem Tage den 8., es blieben also nur noch sieben Tage. Das brachte mich ganz aus der Fassung.

Die ganze Versammlung ging in tiefstem Schweigen nach rechts und links auseinander. Ich kam sehr traurig nach Hause und sagte zu Herrn Goulden:

»Nächsten Donnerstag ist Loosung.«

»Ah!« sagte er. »Man verliert keine Zeit . . . die Sache hat Eile.«

Von meiner Betrübniß während dieses und der folgenden Tage kann man sich leicht eine Vorstellung machen. Ich hatte keine Ruhe mehr. Immerwährend glaubte ich auf der Flucht, in der Fremde zu sein. Es schien mir im Voraus, als liefе ich in die Wälder und die Gendarmen mit ihrem »Halt ihn! Halt ihn!« hinter mir her. Dann wieder stellte ich mir die Trostlosigkeit Katherinens, Tante Gredels und Herrn Gouldens vor. Zuweilen glaubte ich mit einer Anzahl anderer Unglücklicher in Reih und Glied zu marschiren. Man schrie uns zu: »Vorwärts! . . . Fällt das Bajonett!«, während die Kanonenkugeln ganze Reihen niederschmetterten. Ich hörte die Stückkugeln surren und die Flintenkugeln pfeifen – kurzum, ich war in einem jämmerlichen Zustande.

»Ruhe, Joseph,« sagte Herr Goulden, »martere dich doch nicht so. Bedenke doch, daß bei der ganzen Aushebung vielleicht keine zehn so gute Gründe für das Hierbleiben vorbringen können als du. Der Arzt müßte blind sein, wollte er dich nehmen. Zudem werde ich mit dem Herrn Platzcommandanten sprechen . . . Gieb dich also zufrieden!«

Aber diese wohlwollenden Worte waren nicht im Stande, mich zu beruhigen.

Eine ganze Woche lebte ich auf diese Weise in Todesängsten, und als die Stunde der Loosung, der Donnerstag Morgen, herankam, war ich so blaß, so abgemagert und entstellt, daß die Eltern der übrigen Dienstpflichtigen mich ihrer Söhne wegen gewissermaßen um mein

Aussehn beneideten. »Der hat Aussichten,« sagten sie unter sich . . . »er würde umfallen, wenn man ihn anhauchte . . . Es giebt doch Menschen, die unter einem Glücksstern geboren werden!«

6.

Am Morgen des 15. Januar 1813, während der Loosung, hätte man das Pfälzburger Rathhaus sehen müssen. Heut zu Tage bedeutet es schon etwas, bei der Ziehung zu verlieren und Eltern, Freunde, Geburtsort, Haus und Hof verlassen zu müssen, um, Gott weiß wo, das » *Eins . . . Zwei! Eins . . . Zwei! . . . Halt! . . . Augen rechts . . . Augen links . . . gerade aus! . . . Faßt's Gewehr an!« . . . u.s.w. u.s.w.* zu lernen. Ja, das ist schon etwas, aber man kommt doch zurück! Man kann sich mit einiger Sicherheit sagen: »In sieben Jahren werde ich mein altes Nest, meine Eltern, vielleicht auch meine Geliebte wiederfinden . . . Ich werde dann die Welt gesehen und sogar Ansprüche auf die Stelle eines Forstgehülfen oder Gendarmen haben!« Das tröstet die Vernünftigen. Wenn man aber damals das Unglück hatte, bei der Loosung zu verlieren, so war Alles vorbei. Von Hundert kam oft nicht Einer zurück: der Gedanke, für ewig scheiden zu sollen, wollte einem beinahe nicht in den Kopf.

An jenem Tage also sollten zuerst die Burschen aus Harberg, Garburg und Vier-Winden, dann die Pfälzburger und endlich die Weschheimer und Mittelbronner loosen.

Ich war frühzeitig auf den Beinen und begann, beide Ellbogen auf den Werktsch gestützt, alle diese Leute, die vorübergingen, zu betrachten: die Burschen in ihren Blousen, die armen Alten in kleinen Röcken und Baumwollenmützen, die bedauernswerthen Mütter in wollenen Jacken und Röcken – Alle mit gebeugtem Rücken, verstörtem Gesichte und dem Stock oder dem Regenschirm unter dem Arme. Der Herr Unter-Präfect von Saarburg mit seinem silbergestickten Rockkragen und sein Secretär, die am Tage zuvor im Rothen Ochsen abgestiegen waren, sahen ebenfalls aus dem Fenster.

Gegen 8 Uhr setzte sich Herr Goulden, nachdem er gefrühstückt hatte, an die Arbeit. Ich hatte nichts vorgenommen und sah noch immer zu, als der Herr Bürgermeister Parmentier und sein Adjunct den Herrn Unter-Präfecten abholten.

Die Loosung begann gegen neun Uhr, und bald darauf hörte man die Clarinette des Pfeifer-Karl und die Geige des großen Andres auf der Straße. Sie spielten den Schweden-Marsch. Unter den Klängen dieses Liedes haben Tausende von armen Teufeln das alte Elsaß für immer verlassen. Die Ausgehobenen tanzten, schoben sich Arm in Arm vorwärts, schrieen, daß die Fensterscheiben klirrten, stampften mit dem Absatz auf den Boden und schwenkten ihre Hüte: sie suchten lustig zu scheinen, während sie den Tod im Herzen hatten – es ist ja Mode so. Und der große Andres, trocken, dürr und gelb wie Buchsbaumholz, glich mit seinem fettleibigen, pausbackigen Kameraden jenen Leuten, die Jemanden zum Kirchhof geleiten und dabei über gleichgültige Dinge reden.

Die Musik und das Geschrei stimmten mich traurig.

Eben hatte ich meinen Schwalbenschwanz angezogen und meinen Castor aufgesetzt, als plötzlich Tante Gredel und Katherine eintraten.

»Guten Morgen, Herr Goulden!« sagten sie. »Wir kommen wegen der Aushebung.«

Ich sah sofort, daß Katherine viel geweint hatte: ihre Augen waren ganz roth. Sie fiel mir gleich um den Hals, während ihre Mutter rings um mich herumging.

Herr Goulden fragte sie:

»Es muß bald Zeit sein für die jungen Burschen aus der Stadt?«

»Ja, Herr Goulden,« entgegnete Katherine mit schwacher Stimme. »Die Harberger sind schon fertig.«

»Schön . . . Schön . . . Nun, Joseph, es wird Zeit, daß du gehst,« bemerkte er. »Mach' dir aber keine Sorgen . . . seid nur nicht ängstlich. Die Loosungen, seht ihr, sind nur noch der Form wegen da. Schon seit langer Zeit gewinnt man nicht mehr, und, wenn man gewinnt, wird man zwei oder drei Jahre später gefaßt: die Nummern sind alle schlecht! Wenn die Ersatz-Commission zusammentritt, werden wir sehen, was sich thun läßt. Heut zu Tage ist das Loosen eine Art Genugthuung, die man den Leuten giebt . . . aber Jeder verliert.«

»Das ist egal,« sagte Tante Gredel, »Joseph wird gewinnen.«
»Ja . . . ja« . . ., entgegnete Heer Goulden lächelnd, »das kann nicht

fehlschlagen.«

Dann ging ich mit Katherine und der Tante fort, und wir begaben uns nach dem großen Platze, auf dem die Menge hin und her drängte. In allen Läden drängten sich die Ausgehobenen dutzendweise um die Tische, um Bänder zu kaufen. Man sah sie weinen, während sie dabei wie Besessene sangen. In den Wirthshäusern umarmten sich Andere unter Seufzern und Thränen, sangen dabei aber immerzu. Aus der Umgegend waren zwei oder drei Musikbanden, die Truppen Rosselkastens, Georg Adams und des Zigeuners Waldteufel herbeigekommen und mischten mit ohrzerreißendem, entsetzlichen Getöse ihre Melodien durch einander.

Katherine hatte mich beim Arm genommen. Tante Gredel ging hinter uns.

Schon von Weitem bemerkte ich dem Wachthause gegenüber den Hausirer Pinacle, der seinen Waarenballen auf einem kleinen Tische ausgebreitet hatte. Dicht daneben stand eine lange Stange, die ganz mit Bändern behängt war, welche er an die Rekruten verkaufte.

Ich beeilte mich, an ihm vorüber zu kommen, er aber schrie mir zu:

»He, Lahmer, halt doch . . . halt! Komm her . . . ich habe ein schönes Band für dich aufgehoben! . . . Du brauchst ja das schönste, das der Leute, die gewinnen!«

Dabei schwenkte er eine große, schwarze Schleife über dem Kopfe. Ich wurde unwillkürlich blaß. Als wir aber die Treppe am Rathhause hinaufstiegen, kam gerade ein Ausgehobener herunter: es war Klipfel, der Schmied aus La Porte-de-France. Er hatte eben Nummer 8 gezogen und schrie schon von Weitem:

»Her das schwarze Band, Pinacle, das schwarze Band!.., Her damit! . . . es koste, was es wolle!«

Sein Gesicht war düster und entstellt, aber er lachte. Sein kleiner Bruder Jean lief weinend hinter ihm her und rief:

»Nein, Jacob, nein, nicht das schwarze Band!«

Pinacle aber befestigte schon die Schleife am Hute des Schmieds, während dieser sagte:

»Das brauchen wir jetzt . . . Wir sind Alle so gut wie todt und müssen uns betrauern!«

Und mit wüthender Stimme schrie er: »Es lebe der Kaiser!«

Es war mir lieber, das Band an seinem Hute zu sehen als an dem meinen, und ich glitt schnell unter die Menge, um Pinnacle zu entgehen.

Wir hatten große Mühe, in das Rathhaus hinein und die alte, eichene Treppe hinaufzukommen, auf der die Leute wie in einem wirklichen Ameisenhaufen unaufhörlich hinauf- und herunterstiegen. In dem großen Saale oben ging der Gendarm Kelz hin und her, um so viel als möglich die Ordnung aufrecht zu erhalten. Im Rathszimmer daneben, wo die Gerechtigkeit mit einer Binde über den Augen abgebildet ist –hörte man die Nummern ausrufen. Von Zeit zu Zeit kam ein Stellungspflichtiger mit blutrothem Gesichte heraus, steckte seine Nummer an die Mütze und ging mit gesenktem Kopfe durch die Menge wie ein wüthender Stier, der nicht mehr recht sieht und sich die Hörner an der Wand zerschmettern möchte. Andere dagegen gingen todttenblaß vorüber. Die Fenster des Rathhauses standen offen, und man hörte draußen gleichzeitig die fünf oder sechs Musikbanden spielen: es war fürchterlich.

Ich nahm Katherine bei der Hand, und langsam gelangten wir durch die Menge in den Saal, wo der Herr Unter-Präfect, die Bürgermeister und die Secretäre von der für sie bestimmten Tribüne herab mit lauter Stimme die Nummern ausriefen, gerade wie man ein Urtheil verliest, denn alle diese Nummern waren wahre Todesurtheile.

Wir warteten lange. Als man endlich meinen Namen rief, hatte ich so zu sagen keinen Tropfen Blut mehr in den Adern.

Ich trat wie betäubt vor, steckte die Hand in die Urne und zog eine Nummer.

»Numero siebzehn!« rief der Herr Unter-Präfect.

Ohne ein Wort zu reden, ging ich fort. Katherine und die Tante folgten mir. Wir gingen hinunter auf den Platz, und als ich ein wenig frische Luft spürte, erinnerte ich mich, daß ich Nummer siebzehn gezogen hatte.

Tante Gredel schien bestürzt und verblüfft.

»Ich hatte dir doch etwas in die Tasche gesteckt,« bemerkte sie.
»Aber dieser Halunke Pinacle hat dich behext.«

Dabei zog sie ein Ende Band aus meiner hintern Rocktasche. Mir liefen große Schweißtropfen von der Stirn herab, Katherine war ganz blaß, und so kehrten wir zu Herrn Goulden zurück.

»Welche Nummer hast du denn?« fragte mich dieser sofort.

»Siebzehn,« sagte die Tante, indem sie sich niedersetzte und die Hände auf die Knieen legte.

Einen Augenblick schien Herr Goulden bestürzt, dann aber sagte er:

»Die ist so gut wie eine andere . . . es soll einmal Alles zu Felde ziehen . . . die Reihen müssen gefüllt werden. Für Joseph hat das nichts zu bedeuten. Ich werde dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Platzcommandanten einen Besuch machen . . . Nicht um ihnen etwas vorzulügen, sondern um sie darauf aufmerksam zu machen, daß Joseph lahm ist – die ganze Stadt weiß es, aber in der Eile könnte man es doch übersehen. Deshalb eben werde ich mit ihnen reden. Macht euch also keine Sorgen . . . faßt wieder Muth.«

Diese Worte des guten Herrn Goulden beruhigten Tante Gredel und Katherine, die voller Hoffnung nach Vier-Winden zurückkehrten. Bei mir aber war es anders: seit jenem Augenblicke hatte ich Tag und Nacht keine ruhige Stunde mehr. –

Der Kaiser hatte eine gute Gewohnheit: er ließ die Ausgehobenen nicht zu Hause rosten. Gleich nach der Loosung kam die Ersatz-Commission und einige Tage später der Marschbefehl. Er machte es nicht wie jene Zahnbrecher, die erst ihre Zangen und Haken zeigen und einem stundenlang in den Mund sehen, so daß man die Kolik bekommt, ehe sie sich entschlossen haben: er handelte schlankweg und ohne Umstände.

Acht Tage nach der Loosung befand sich die Ersatz-Commission mit allen Ortsvorständen und einigen Vornehmen auf dem Rathhause, um vorkommenden Falls Auskunft zu ertheilen.

Am Tage vorher hatte Herr Goulden seinen kastanienbraunen Mantel angelegt und seine schöne Perrücke aufgesetzt, um die Uhren beim Herrn Bürgermeister und beim Herrn Platzcommandanten aufzuziehen. Mit heiterer Miene war er zurückgekommen und hatte zu mir gesagt:

»Die Sache macht sich . . . Der Herr Bürgermeister und der Herr Commandant wissen recht gut, daß du hinkst – das ist auch klar genug, beim Teufel! Sie antworteten mir sofort: »Ei, Herr Goulden, der junge Mann ist lahm – wozu darüber reden? Seien Sie nur ganz ruhig. Wir brauchen keine Krüppel, sondern Soldaten.«

Diese Worte hatten mir Balsam ins Herz geträufelt, und ich schlief in jener Nacht wie ein Glückseliger. Doch am nächsten Morgen packte mich die Furcht wieder: ich stellte mir plötzlich vor, wieviel Leute, obgleich sie mit Körperfehlern behaftet und überhäuft waren, trotzdem auszogen, und wieviel andere niedrig genug dachten, dergleichen zu erfinden, um die Commission zu täuschen, indem sie schädliche Dinge verschluckten, um sich ein bleiches Aussehen zugeben, oder sich den Fuß unterbanden, um Krampfadern hervorzurufen, oder sich taub, blind oder schwachsinnig stellten. Und indem ich an all diese Dinge dachte, zitterte ich bei der Vorstellung, ich möchte nicht lahm genug sein, und beschloß, mir ebenfalls ein jämmerliches Aussehen zu geben. Ich hatte gehört, daß der Essig Leibschnitten verursacht, und verschlang daher in meiner Angst, ohne Herrn Goulden etwas davon zu sagen, den ganzen Essig, der sich in dem kleinen Fläschchen unserer Menage befand. Dann kleidete ich mich an; ich glaubte eine wahre Leichenfarbe zu haben, denn der Essig war sehr stark und arbeitete mir im Leibe herum. Kaum aber hatte Herr Goulden, als ich in sein Zimmer trat, mich angesehen, als er ausrief:

»Joseph, was hast du denn? Du bist ja roth wie ein Puter!«

Und nachdem ich mich im Spiegel betrachtet hatte, sah ich selbst, daß Alles bis zu den Ohren und bis zur Nasenspitze roth war. Nun erschrak ich allerdings, aber anstatt davon blaß zu werden, wurde ich nur noch röther und rief daher in heller Verzweiflung:

»Jetzt bin ich verloren! Ich werde aussehen wie ein Bursche, dem nichts fehlt, der sich sogar recht wohl befindet. Das macht der Essig, der mir zu Kopfe steigt.«

»Was für Essig?« fragte Herr Goulden.

»Der aus der Menage, den ich austrank, um blaß zu werden, wie dem Gerecke nach Fräulein Schlapp, die Organistin, es thut. O Gott, was habe ich da für einen schlechten Einfall gehabt!«

»Nichtsdestoweniger wirst du doch lahm sein,« sagte Herr Goulden. »Aber du wolltest die Commission betrügen, und das ist nicht ehrenhaft! Doch da schlägt's eben neuneinhalb Uhr; Werner sagte mir gestern, du würdest um zehn Uhr vorkommen . . . beeile dich also.«

Ich mußte mich also in diesem Zustande auf den Weg machen. Das Feuer des Essigs sprühte mir von den Backen. Als ich mit der Tante und Katherinen zusammentraf, die mich unter dem Thürbogen des Rathhauses erwarteten, erkannten sie mich kaum.

»Wie heiter und zufrieden du aussiehst!« sagte Tante Gredel.

Ich hätte beim Anhören dieser Worte sicherlich eine Ohnmacht bekommen, hätte der Essig mich nicht wider meinen Willen auf den Beinen erhalten. Ich stieg also in unbeschreiblicher Verwirrung die Treppe hinauf, ohne den Mund zu einer Antwort aufthun zu können, so sehr verabscheute ich meine eigene Dummheit.

Oben waren schon mehr als fünfundzwanzig Dienstpflichtige, die mit Fehlern behaftet zu sein vorgaben, genommen, und mehr als fünfundzwanzig andere, die auf einer längs der Wand angebrachten Bank saßen, starrten mit gesenktem Kopfe zu Boden und warteten, daß die Reihe an sie käme.

Der alte Gendarm Kelz mit seinem großen Dreimaster ging auf und ab. Sobald er mich erblickte, stand er wie bezaubert still und rief dann:

»Alabonnör! Das lasse ich mir gefallen! Da ist doch wenigstens einer, den's nicht kränkt, ins Feld zu ziehen! Die Ruhmbegierde blitzt ihm aus den Augen.«

Und indem er mir die Hand auf die Schulter legte, fügte er hinzu:

»Schön, Joseph . . . ich prophezeie dir, daß du am Ende des Feldzugs Korporal sein wirst.«

»Aber ich bin ja lahm!« schrie ich entrüstet.

»Lahm!« entgegnete Kelz, indem er lächelte und mit den Augen zwinkerte, »lahm! Ganz egal, mit solchem Gesicht macht man immer seinen Weg.«

Kaum hatte er geendet, als der Saal der Aushebungs-Commission sich öffnete, Werner, der andere Gendarm, sich aus der Thür beugte und mit rauher Stimme rief:

»Joseph Bertha!«

Ich trat so viel als möglich hinkend ein, und Werner machte die Thür wieder zu. Die Bürgermeister und Schulzen des Cantons saßen im Halbkreise auf einfachen Stühlen, der Herr Unter-Präfect und der Herr Bürgermeister von Pfalzburg in der Mitte in Lehnssesseln, und der Secretär Frelig an seinem Tische. Ein Ausgehobener aus Harberg kleidete sich eben wieder an, der Gendarm Descarmes half ihm beim Anlegen der Hosenträger. Dieser Ausgehobene mit seinen langen, braunen, ins Gesicht hängenden Haaren, dem entblößten Halse und dem zum Seufzen geöffneten Munde hatte das Aussehn eines Menschen, der zum Galgen geführt wird. Zwei Aerzte, der Herr Stabsarzt vom Hospitale und ein anderer in Uniform, sprachen in der Mitte des Saales mit einander. Sie wandten sich nach mir um und sagten:

»Entkleiden Sie sich.«

Und ich entkleidete mich bis aufs Hemd, das Werner mir auszog. Die Uebrigen betrachteten mich.

Der Herr Unter-Präfect sagte:

»Ein gesunder Bursche.«

Diese Worte ärgerten mich, trotzdem aber antwortete ich höflich und bescheiden:

»Ich bin aber lahm, Herr Unter-Präfect.«

Die Aerzte musterten mich, und der Stabsarzt vom Hospitale, mit dem der Herr Platzcommandant ohne Zweifel von mir gesprochen hatte, sagte:

»Das linke Bein ist ein wenig kurz.«

»Bah!« entgegnete der andere, »es ist solide.«

Dann legte er mir die Hand auf die Brust und sagte:

»Der Körperbau ist gut. Husten Sie.«

Ich hustete so schwach als möglich, er aber fand dessenungeachtet, daß ich einen guten Brustton hätte, und fügte noch hinzu:

»Betrachten Sie einmal diese Gesichtsfarbe . . . das ist gesundes Blut.« Da ich nun sah, daß man mich nehmen würde, wenn ich nichts sagte, erwiderte ich:

»Ich habe Essig getrunken.«

»Ah!« machte er. »Das beweist, daß Sie einen guten Magen haben, da Sie den Essig lieben.«

»Aber ich bin lahm!« rief ich ganz trostlos.

»Bah! machen Sie sich keine Sorge darüber,« entgegnete mir dieser Mensch. »Ihr Bein ist solid, ich sage gut dafür.«

»Das Alles hindert aber nicht,« sagte jetzt der Herr Bürgermeister, »daß der junge Mann von Jugend auf hinkt. Es ist das eine in ganz Pfalzburg bekannte Thatsache.«

»Zweifelsohne ist das linke Bein zu kurz,« fiel sogleich der Hospital-Arzt ein, »und das befreit vom Dienste.«

»Ja,« hob der Bürgermeister wieder an, »ich bin überzeugt, daß der Bursche einen weiten Marsch nicht aushalten würde. Bei der zweiten Etappe würde er liegen bleiben.«

Der erste Arzt erwiderte nichts mehr.

Schon glaubte ich mich gerettet, als der Herr Unter-Präfect mich fragte:

»Sie sind doch Joseph Bertha?«

»Ja, Herr Unter-Präfect,« entgegnete ich.

»Nun denn, meine Herrn,« fuhr er fort, indem er ein Schreiben aus seiner Briefftasche nahm, »hören Sie.«

Und er begann das Schreiben vorzulesen. Man erzählte in demselben, daß ich eine Wette eingegangen wäre, nach Zabern zu gehen und schneller zurückzukommen als Pinacle, daß wir den Weg

zusammen in weniger als drei Stunden zurückgelegt, und daß ich gewonnen hätte.

Unglücklicherweise war das die Wahrheit! Dieser Halunke von Pinacle nannte mich immer »der Lahme,« und in meiner Wuth hatte ich mit ihm gewettet. Alle Welt wußte es, ich konnte also nicht das Gegentheil behaupten.

Da ich verwirrt und bestürzt dastand, sagte der erste Arzt zu mir: »Damit ist die Frage entschieden. Kleiden Sie sich wieder an.« Und indem er sich zu dem Secretär wandte, rief er:

»Tauglich für den Dienst!«

In fürchterlicher Verzweiflung kleidete ich mich wieder an.

Werner rief einen Andern. Ich gab auf nichts mehr Acht . . . Irgend Jemand half mir in die Rockärmel. Plötzlich befand ich mich draußen auf der Treppe, und als Katherine mich fragte, was vorgegangen wäre, stieß ich einen schrecklichen Seufzer aus. Ich würde von oben herabgestürzt sein, hätte Tante Gredel mich nicht gehalten.

Wir gingen durch die Hinterthür hinaus und überschritten den kleinen Platz. Ich weinte wie ein Kind und Katherine ebenfalls. Unter der Markthalle standen wir im Schatten still und umarmten uns.

Tante Gredel schrie:

»Ha! die Banditen! . . . jetzt nehmen sie sogar die Lahmen . . . die Krüppel! Sie brauchen Alles! Mögen sie doch auch uns nehmen!«

Die Leute sammelten sich um uns an, und der Fleischer Sepel, der dort auf dem Scharren sein Fleisch zerhackte, sagte: »Um Himmels willen, Mutter Gredel, seien Sie still . . . Man wäre im Stande, Sie einzusperren.«

»Nur zu, man sperre mich ein, man massakrire mich,« schrie sie. »Ich behaupte aber, die Männer sind Feiglinge, daß sie solche Scheußlichkeiten zulassen!«

Da aber der Stadt-Sergeant sich genähert hatte, gingen wir weinend weiter, bogen beim Café Hemmerle um die Ecke und traten in unsere Wohnung. Die Leute betrachteten uns aus den Fenstern und sagten sich: »Noch einer, der in den Krieg geht.«

Da Herr Goulden wußte, daß Tante Gredel und Katherine am Tage der Aushebung zum Essen kommen würden, hatte er aus dem »Goldenen Schaf« eine gefüllte Gans und zwei Flaschen guten Elsässer Weins ins Haus bringen lassen. Er war überzeugt, daß man mich auf der Stelle entlassen würde – wie groß war daher seine Ueberraschung, als er uns Alle zusammen in solcher Trostlosigkeit hereintreten sah.

»Was ist das?« sagte er, indem er die seidene Mütze auf den kahlen Scheitel zurückschob und uns mit weit aufgerißnen Augen anschaute.

Ich war nicht im Stande, ihm Antwort zu geben; ich warf mich in den Lehnstuhl und brach in Thränen aus. Katherine setzte sich zu mir, legte den Arm um meinen Hals, und unser Schluchzen verdoppelte sich.

Tante Gredel aber sagte:

»Die Halunken haben ihn genommen.«

»Das ist nicht möglich!« rief Herr Goulden, dem die Arme am Leibe herabsanken.

»Ja, das ist das Schlechteste, was einer erleben kann.« sagte die Tante. »Das zeigt die Schändlichkeit dieser Menschen im hellsten Lichte.«

Und mehr und mehr sich ereifernd, rief sie:

»Es wird also keine Revolution mehr kommen! Diese Banditen werden also immer die Herrn sein!«

»Langsam, langsam, Mutter Gredel, beruhigen Sie sich,« sagte Herr Goulden. »Um Himmels willen, schreien Sie nicht so. Joseph, erzähle uns die Sache einfach und vernünftig. Sie haben sich getäuscht . . . es ist gar nicht anders möglich . . . Haben denn der Herr Bürgermeister und der Hospital-Arzt nichts gesagt?«

Seufzend erzählte ich die Geschichte mit dem Briefe. Tante Gredel, die noch nichts davon wußte, hob die geballten Fäuste auf und rief:

»O der Schurke! Gott gebe, daß er noch einmal zu uns kommt! . . . ich schlage ihm mit dem Beil den Schädel ein!«

Herr Goulden war äußerst betroffen. »Wie?!« sagte er, »du hast nicht sofort gerufen, das wäre falsch?! Die Geschichte ist also wahr?«

Und da ich, ohne zu antworten, den Kopf senkte, fügte er mit gefalteten Händen hinzu:

»O, die Jugend, die Jugend! . . . das denkt an nichts . . . Welche Unklugheit! . . . welche Unklugheit!«

Er ging dabei im Zimmer umher. Dann setzte er sich, um seine Brille zu putzen, und Tante Gredel sagte:

»Ja! aber sie sollen ihn trotzdem nicht haben . . . ihre Bosheit soll ihnen nichts nutzen: schon heute Abend wird Joseph im Gebirge, auf dem Wege nach der Schweiz sein.«

Herr Goulden wurde ernst, als er diese Worte hörte. Er runzelte die Stirn, und nach Verlauf eines Augenblicks entgegnete er:

»Es ist ein Unglück . . . ein großes Unglück . . . denn Joseph ist wirklich lahm . . . man wird das später einsehen . . . er wird keine zwei Tage marschieren können, ohne zurückzubleiben und krank zu werden. Sie haben aber Unrecht, Mutter Gredel, solche Reden zu führen und ihm einen schlechten Rath zu geben.«

»Schlechten Rath?!« eiferte sie. »Sie wollen also auch die jungen Leute niedermetzeln lassen, Sie?«

»Nein,« entgegnete er, »ich liebe die Kriege nicht, namentlich nicht solche, bei denen Hunderttausende ihr Leben einbüßen zum Ruhme eines Einzigen. Diese Kriege aber sind jetzt vorüber. Nicht mehr, um Ruhm und Länder zu gewinnen, hebt man jetzt Soldaten aus – jetzt gilt es, das Vaterland zu vertheidigen, das Tyrannei und Ehrgeiz in schlimme Händel verwickelt haben. Jetzt wünscht man wohl den Frieden. Unglücklicherweise aber rücken die Russen vor, die Preußen verbinden sich mit ihnen, und unsere Freunde, die Oestreicher, warten nur auf eine gute Gelegenheit, um über uns herzufallen; wenn man ihnen nicht entgegenzieht werden sie zu uns kommen, denn wir werden wie Anno 93 ganz Europa auf dem Halse haben. Das ist also ganz etwas Anderes als unsere Kriege in Spanien, Rußland und Deutschland. Und ich selbst, so alt ich bin, Mutter Gredel – wenn die Gefahr zu wachsen fortfährt, und wenn

man der Alten aus den Zeiten der Republik bedarf – ich würde mich schämen, in der Schweiz Uhren zu machen, während Andere ihr Blut vergößen, um mein Vaterland zu vertheidigen. Und dann merkt euch wohl: die Deserteure werden überall verachtet. Nachdem man einen solchen Streich begangen, hat man nirgends eine Stätte, hat man weder Vater noch Mutter, weder Heimat, noch Vaterland mehr . . . Man hat sich selbst für unfähig erklärt, die erste seiner Pflichten zu erfüllen, die darin besteht, daß man sein Vaterland liebt und ihm hilft, selbst wenn es im Unrecht ist.«

Für den Augenblick sagte er nichts weiter und setzte sich mit ernster Miene an den Tisch.

»Laßt uns essen,« sagte er dann nach einem augenblicklichen Stillschweigen. »Da schlägt es gerade zwölf Uhr. Mutter Gredel und Katherine, setzt euch dorthin.«

Sie setzten sich, und wir aßen. Ich dachte über Herrn Gouldens Worte nach, die mir wohlbegründet und richtig schienen. Tante Gredel kniff die Lippen zusammen und blickte mich von Zeit zu Zeit an, um meine Gedanken zu erforschen. Endlich sagte sie:

»Ich für mein Theil kümmere mich den Teufel um ein Land, wo man die Familienväter aushebt, nachdem man die jungen Burschen fortgeführt hat. Wenn ich in Josephs Stelle wäre, würde ich sofort davongehen.«

»Hören Sie, Tante Gredel,« erwiderte ich ihr, »Sie wissen, daß ich nichts so sehr liebe als Frieden und Ruhe, aber ich möchte nicht als Geächteter in andere Länder fliehen. Trotzdem aber werde ich thun, was Katherine will: befiehlt sie mir, nach der Schweiz zu gehen, so werde ich gehen!« . . .

Da ließ Katherine den Kopf sinken, um ihre Thränen zu verbergen, und sagte ganz leise: »Ich will nicht, daß man dich Deserteur nennen könnte.«

»Gut denn, so mache ich es wie die Andern,« rief ich. »Da die Pfalzburger und Dagsburger in den Krieg ziehen, ziehe ich mit ihnen.«

Herr Goulden machte keine Bemerkung.

»Jeder ist frei.« sagte er, »doch freut es mich, daß Joseph gerade so denkt wie ich.«

Dann wurde es wieder still, und gegen zwei Uhr stand Tante Gredel auf und nahm ihren Korb. Sie schien niedergeschlagen und sagte:

»Joseph, du willst nicht auf mich hören, aber das ist gleich: mit Gottes Hilfe wird Alles das vorübergehen. Wenn Gott will, wirst du wiederkommen, und Katherine wird auf dich warten.«

Katherine warf sich an meine Brust und begann zu weinen, und ich noch mehr als sie, so daß selbst Herr Goulden Thränen vergießen mußte.

Endlich stiegen Katherine und ihre Mutter die Treppe hinunter, und die Tante rief mir von unten noch zu:

»Besuche uns ja noch zwei oder drei Mal, Joseph.«

»Ja, ja,« erwiderte ich, indem ich die Thür schloß.

Ich hielt mich nicht mehr auf den Beinen. Noch nie hatte ich mich so unglücklich gefühlt, und noch heute dreht sich mir das Herz im Leib herum, wenn ich daran denke.

7.

Seit diesem Tage hatte ich für nichts mehr Sinn. Anfangs versuchte ich noch, mich an die Arbeit zu setzen, aber meine Gedanken schweiften unaufhörlich anderswo umher und Herr Goulden selbst sagte mir:

»Laß nur, Joseph . . . benutze das Bischen Zeit, daß dir bei uns zuzubringen bleibt, und besuche Katherine und Mutter Gredel. Ich glaube immer noch, daß man dich entlassen wird, aber wer kann's wissen? Man braucht die Leute so nothwendig, daß es sich möglichenfalls in die Länge ziehen kann.«

Ich ging demnach jeden Morgen nach Vier-Winden und brachte den Tag bei Katherinen zu. Wir waren wohl traurig, aber dennoch recht beglückt, daß wir uns sahen, und liebten uns noch mehr als zuvor, wenn das überhaupt möglich war. Zuweilen versuchte Katherine zu singen wie in den frühern, schönen Tagen, aber plötzlich kamen ihr dann die Thränen. Dann weinten wir zusammen, und Tante Gredel begann wieder die Kriege zu verfluchen, die alle Welt unglücklich machen. Sie behauptete, die Aushebungs-Commission verdiene gehangen zu werden, und alle diese Banditen seien unter sich einverstanden, einem das Dasein zu vergiften. Es erleichterte uns ein wenig, sie toben zu hören, und wir fanden, daß sie Recht habe.

Abends gegen acht oder neun Uhr, wenn man die Thore schloß, kehrte ich in die Stadt zurück und sah dann beim Vorübergehen alle kleinen Wirthshäuser voller Rekruten und alter, entlassener Soldaten, die zusammen zechten. Die Rekruten bezahlten immer, die Andern mit ihren schmierigen, auf das Ohr geschobenen Feldmützen, ihren rothen Nasen und ihren alten Halsbinden aus Roßhaar, welche die Stelle des Hemdkragens vertraten, strichen sich den Schnurrbart und erzählten mit majestätischer Miene von ihren Schlachten, ihren Märschen und ihren Duellen.

Man konnte nichts Abscheulicherer sehen als diese mit Tabaksrauch gefüllten, von Hängelampen an schwarzgeräucherten

Balken erleuchteten Kneipen, diese alten Eisenfresser und diese jungen Leute, wie sie tranken, schrien und wie Blinde auf die Tische schlugen; und hinten, im Dunkel, die alte Annette Schnaps oder Marie Hering mit den im Nacken zu einem Knoten verschlungenen Haaren, in die quer hinein der dreizählige Kamm gesteckt war, wie sie zuschauten und sich dabei an der Hüfte kratzten oder wol auch auf die Gesundheit der Tapfern einen Schoppen leerten. Für Bauernsöhne, redliche und arbeitsame Menschen war das ein trauriges Dasein. Aber niemand hatte Lust zur Arbeit: man würde sein Leben für zwei Heller hingeben haben. In Folge des vielen Schreiens, Trinkens und des innern Kummers schlief man am Ende mit der Nase auf der Tischplatte ein, während die Alten die Krüge leerten und dabei sangen:

»La gloire nous appelle!«



Wenn ich diese Dinge sah, pries ich den Himmel, daß er mir in meinem Unglück ehrenhafte Leute zur Seite gegeben habe, um meinen Muth aufrecht zu erhalten und zu verhindern, daß ich in solche Hände fiel.

Das zog sich bis zum 25. Januar hin. Vor einigen Tagen war eine bedeutende Anzahl italienischer Rekruten, Piemonteser und Genueser, in der Stadt angekommen. Die erstern waren dick und fett wie mit Kastanien gemästete Savoyarden und ihre Krausköpfe mit großen, spitz zulaufenden Hüten bedeckt; außerdem trugen sie dunkelgrüne Hosen aus grober Wolle und kleine, ziegelrothe Röcke aus demselben Stoff, die an den Hüften mit einem Ledergürtel zusammengeschürzt waren. Ihre Schuhe waren unförmlich groß, und so saßen sie längs der alten Markthalle und aßen Käse von der Faust. Die Andern, trockne, hagere, sonnverbrannte Gestalten, zitterten vor Kälte in ihren langen Kitteln beim bloßen Anblick des Schnees auf den Dächern und schauten mit großen, schwarzen, traurigen Augen die vorübergehenden Frauen an. Man übte sie täglich auf dem Paradeplatze im Marschiren. Sie sollten nämlich die Reihen des sechsten Linienregimentes ergänzen und hielten etwas Rast in der Infanteriekaserne.

Der Hauptmann der Rekruten, Namens Vidal, logirte über unserm Zimmer. Er war ein vierschrotiger, kräftiger, entschlossener Mann, aber dessenungeachtet auch gutherzig und artig. Er ließ das Schlagwerk seiner Uhr bei uns repariren, und als er erfuhr, daß ich ausgehoben wäre und nicht zurückzukommen fürchtete, ermutigte er mich mit den Worten: »Das Alles ist nur Gewohnheit . . . nach fünf oder sechs Monaten kämpft und marschirt man, wie man seine Suppe ißt, und Viele gewöhnen sich sogar so sehr daran, Flinten- oder Kanonenschüsse auf die Leute abzufeuern, daß sie sich unglücklich fühlen, wenn ihnen diese Erholung abgeht.«

Aber seine Denkungsart war nicht nach meinem Geschmack, und um so weniger, als ich auf einer seiner Wangen fünf oder sechs große Pulverkörner entdeckte, die ziemlich tief in die Haut eingedrungen waren und, wie er mir erklärte, von einem Flintenschusse herrührten, den ein Russe ihm beinahe unter der Nase abgefeuert hatte. Ein solcher Zustand behagte mir immer weniger, und da schon mehrere Tage verflossen waren, ohne daß Nachrichten eingetroffen wären, fing ich an zu glauben, daß man mich vergäße wie den langen Jacob vom Ziegen-Hof, von dem noch

jetzt wegen seines außerordentlichen Glücks erzählt wird. Tante Gredel sagte sogar schon jedes Mal, wenn ich zu ihnen kam: »Ei, ei . . . sie wollen uns also in Ruhe lassen!« – als plötzlich am Morgen des 25. Januar, gerade in dem Augenblicke, wo ich nach Vier-Winden aufbrechen wollte, Herr Goulden, der mit träumerischer Miene an seinem Werkisch saß, sich mit Thränen in den Außen umwandte und zu mir sagte:

»Höre, Joseph, ich wollte dich diese Nacht noch ruhig schlafen lassen, aber du mußt es doch erfahren, mein Kind: gestern Abend hat mir der Gendarmerie-Wachtmeister den Marschbefehl für dich gebracht. Du marschirst mit den Piemontesern und Genuesern und fünf oder sechs jungen Männern aus der Stadt: Klipfels Sohn, Lörigs Sohn, Jean Leger und Kaspar Zebedäus ab. Ihr geht nach Mainz.«

Als ich das hörte, fühlte ich meine Füße unter mir zusammenbrechen und setzte mich nieder, ohne ein Wort zu erwidern. Herr Goulden zog die schön geschriebene Marschrouten aus seinem Schubkasten und begann sie mit langsamer Stimme vorzulesen. Ich erinnere mich davon nur noch, daß Joseph Bertha, geboren in Dagsburg, Kreis Pfalzburg, Arrondissement Saarbürg, in das sechste Linienregiment eingereiht war und am 29. Januar bei seinem Corps in Mainz eingetroffen sein sollte.

Der Marsch-Befehl machte einen so fürchterlichen Eindruck auf mich, als ob ich vorher von alledem gar nichts gewußt hätte. Ich betrachtete die Sache als etwas Neues und Unerwartetes und war empört darüber.

Nach einem augenblicklichen Stillschweigen fügte Herr Goulden noch hinzu:

»Die Italiener marschiren heute gegen elf Uhr ab.« Da fuhr ich plötzlich wie aus einem bösen Traume auf und rief:

»Aber dann werde ich Katherine nicht mehr wiedersehen?«

»Doch, Joseph, doch,« entgegnete er mit bebender Stimme. »Ich habe Mutter Gredel und Katherine benachrichtigen lassen. Sie werden also kommen, mein Kind, und du wirst sie noch umarmen können, ehe du fortmarschirst.«

Ich sah seinen Kummer, und das rührte und bedrückte mich noch mehr, so daß ich die größte Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen.

Nach einer minutenlangen Pause fuhr er fort: »Du hast nicht nöthig, für irgend etwas zu sorgen – ich habe Alles im Voraus zugerüstet. Und wenn du zurückkommst, Joseph, und Gott mich so lange leben läßt, wirst du in mir immer den Alten finden. Jetzt, wo ich zu altern anfangе, würde es mein größtes Glück gewesen sein, dich als Sohn bei mir behalten zu können, denn ich habe bei dir das gute Herz und den geraden Sinn eines Ehrenmanns gefunden. Ich hätte dir mein Geschäft abgetreten . . . wir würden sehr gut zusammen gelebt haben . . . Katherine und du, ihr wäret beide meine Kinder gewesen . . . Doch da es jetzt so steht, verzichten wir darauf. Doch nur für kurze Zeit – ich bin überzeugt, du wirst entlassen werden: man wird bald einsehen, daß du keine weiten Märsche machen kannst.«

Während er sprach, hatte ich den Kopf auf die Kniee gelegt und weinte leise.

Am Ende stand er auf und nahm aus dem Schranke ein Soldatenrännzel aus Kuhleder, das er auf den Tisch legte. Ich sah ihn traurig und niedergeschlagen an: ich dachte nur an das Unglück, fort zu müssen.

»Hier ist dein Tornister,« sagte er. »Ich habe alles Nöthige hineingethan: zwei leinene Hemden, zwei Flanell-Jacken und das Uebrige. In Mainz wirst du noch zwei Hemden empfangen – das ist Alles, was du brauchst. Ich habe dir aber noch Schuhe machen lassen, denn nichts ist schlechter als das Schuhzeug der Armeelieferanten; es ist beinahe immer aus Roßleder, welches die Füße erhitzt. Du bist so wie so nicht gut auf den Füßen, mein armer Junge, und sollst wenigstens nicht auch noch diesen Schmerz zu ertragen haben. Da . . . das ist Alles.«

Er legte das Rännzel auf den Tisch und setzte sich wieder.

Draußen vernahm man das Hin- und Herlaufen der Italiener, die sich zum Aufbruch rüsteten. Ueber uns ertheilte der Hauptmann Vidal seine Befehle. Er hatte sein Pferd in der Gendarmerie-Kaserne

stehen und befahl seinem Burschen, nachzusehen, ob es tüchtig abgerieben wäre und seinen Hafer erhalten hätte.

All dies Lärmen und Treiben brachte eine seltsame Wirkung bei mir hervor, und ich konnte noch immer nicht glauben, daß ich die Stadt verlassen müsse. Wie ich nun in größter Unruhe und Verwirrung dasitzte, geht plötzlich die Thür auf, und Katherine wirft sich schluchzend in meine Arme, und Tante Gredel schreit:

»Ich habe es dir ja gesagt, daß du nach der Schweiz fliehen müßtest . . . daß diese Halunken dich doch am Ende fortschleppen würden . . . ich sagte es dir ja . . . aber du hast mir nicht glauben wollen.«

»Mutter Gredel,« entgegnete Herr Goulden sogleich, »ins Feld zu ziehen, um seine Pflicht zu erfüllen, ist nicht so schlimm, als von allen redlichen Leuten verachtet zu werden. Anstatt allen Geschreis und aller Vorwürfe, die zu nichts dienen, thäten Sie besser, wenn Sie Joseph trösteten und ihm Muth einsprächen.«

»Ach!« sagte sie, »ich mache ihm ja keine Vorwürfe . . . nein! . . . obgleich es schrecklich ist, dergleichen zu erleben.«

Katherine ließ mich nicht los. Sie hatte sich neben mich gesetzt, und wir küßten uns.

»Du wirst wiederkommen,« sagte sie, indem sie mich an sich drückte.

»Ja . . . ja . . . « entgegnete ich leise. »Und du, du wirst immer an mich denken . . . du wirst keinen Andern lieben!«

Sie schluchzte und erwiderte:

»O! nein . . . ich will immer nur dich lieben.«

Das währte schon eine Viertelstunde, als die Thür sich aufthat, und der Hauptmann Vidal eintrat. Der zusammengerollte Mantel hing ihm wie ein Jagdhorn über der Schulter.

»Nun« . . . sagte er, »nun . . . Und unser junger Mann?«

»Da ist er,« entgegnete Herr Goulden.

»Ach! Ja!« sagte der Hauptmann, »sie sind im Zuge, sich dem Trennungsschmerze hinzugeben . . . das ist ganz klar . . . Ich kenne das . . . Wir lassen Alle irgend jemand in der Heimat zurück« . . .

Und mit lauterer Stimme fuhr er fort:

»Frisch auf, junger Mann, Muth! Was Teufel, wir sind doch kein Kind mehr!«

Dann betrachtete er Katherine und bemerkte zu Herrn Goulden: »Schon gut . . . ich begreife, daß er nicht gern in den Krieg zieht.«

Der Tambour trommelte die Straße entlang. Hauptmann Vidal sagte:

»Wir haben noch zwanzig Minuten bis zum Aufbruch.«

Und indem er mir einen Blick zuwarf und Herrn Goulden die Hand drückte, fügte er hinzu:

»Fehlen Sie nicht beim ersten Appell, junger Mann.«

Damit ging er hinaus. An der Hausthür hörte man sein Pferd stampfen und schnauben.

Das Wetter war trübe. Die Traurigkeit überwältigte mich. Ich konnte Katherine nicht aus den Armen lassen.

Plötzlich erklang der Wirbel – alle Trommler hatten sich auf dem Platze zusammen gefunden. Herr Goulden ergriff sogleich das auf dem Tische liegende Ränzelsäckchen und sagte:

»Joseph, umarme uns jetzt . . . es ist Zeit.«

Todtenblaß richtete ich mich auf, und er befestigte das Ränzelsäckchen auf meinen Schultern. Katherine blieb sitzen und schluchzte mit in der Schürze verstecktem Gesicht. Tante Gredel stand aufrecht da und betrachtete mich mit zusammengepreßten Lippen.

Der Trommelwirbel währte noch immer fort. Plötzlich hörte er auf.

»Der Appell beginnt,« sagte Herr Goulden, indem er mich umarmte. Und plötzlich kam sein Gefühl zum Ausbruch: er begann zu weinen, nannte mich ganz leise sein Kind und sagte dabei:

»Muth! Muth!«

Mutter Gredel setzte sich, und als ich mich zu ihr herabbeugte, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre Hände, und während sie mich küßte, rief sie:

»Ich habe dich immer geliebt, Joseph, schon als du noch Kind warst . . . immer liebte ich dich! Du hast uns nur Freude

gemacht . . . und jetzt mußt du fort . . . Mein Gott! mein Gott!
welches Unglück!«

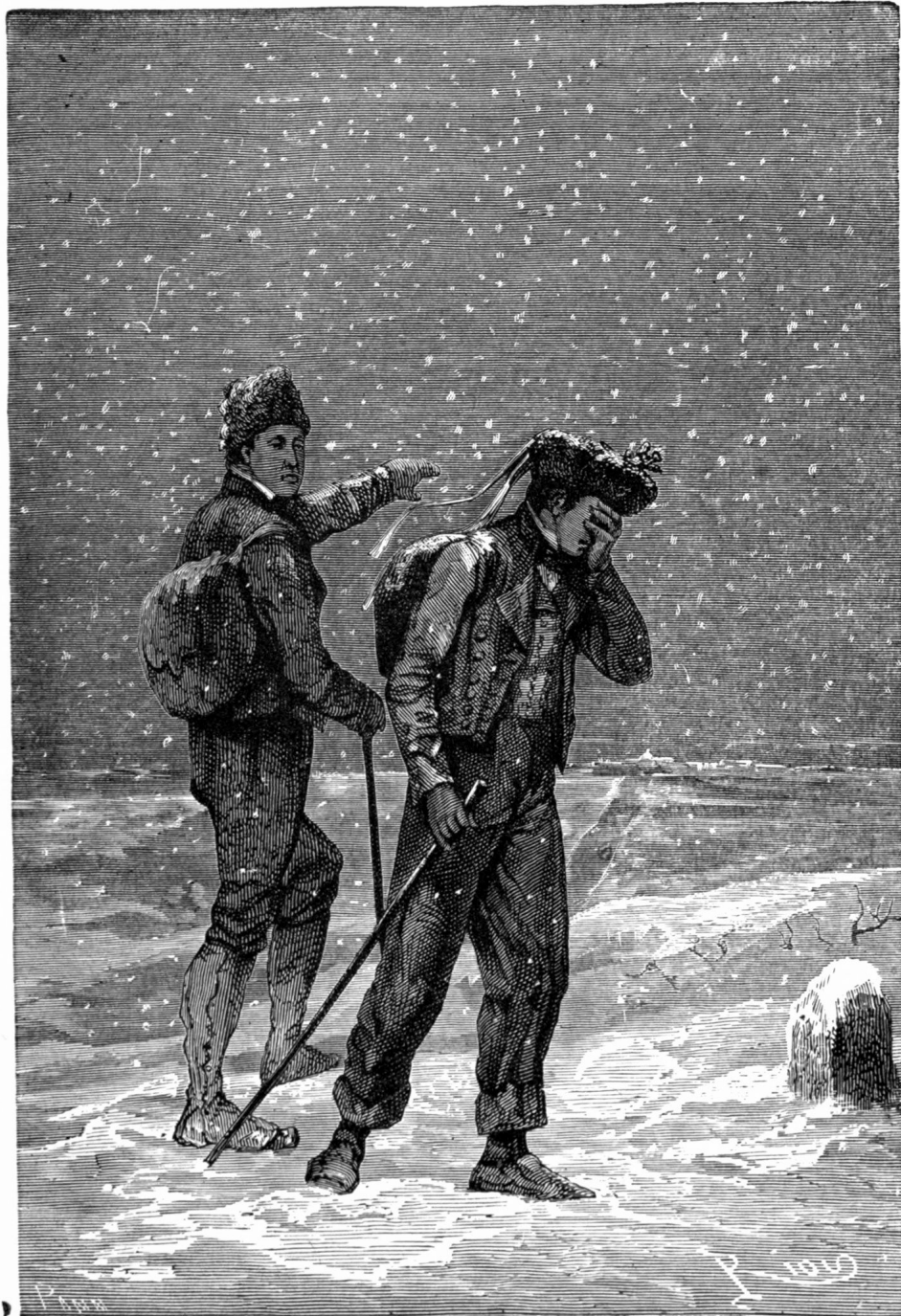
Ich weinte nicht mehr.

Als Tante Gredel mich losgelassen hatte, blickte ich Katherine an. Sie regte sich nicht, ich trat zu ihr und küßte sie auf den Nacken. Sie erhob sich nicht, als ich aber, da mir die Kräfte ausgingen, schnell zurücktrat, rief sie mit herzzerreißender Stimme:

»Joseph! . . . Joseph! . . . «

Nun wandte ich mich um. Wir stürzten einander in die Arme und verharrten weinend noch einige Minuten in dieser Stellung. Katherine konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, ich setzte sie in den Lehnstuhl und eilte fort, ohne daß ich noch einmal den Kopf umzudrehen wagte.

Ich war schon auf dem Platze, mitten unter den Italienern und einer Menge von Leuten, die schreiend und weinend ihre jungen Burschen begleiteten, und noch immer sah und hörte ich nicht.



Als der Trommelwirbel von Neuem erklang, schaute ich auf und bemerkte, daß ich zwischen Fürst und Klipfel stand, die beide den Ranzen auf dem Rücken hatten. Ihre Eltern auf dem Platze vor uns weinten wie bei einer Beerdigung. Zur Rechten, am Rathhause, hielt der Hauptmann Vidal auf seiner kleinen, grauen Stute und sprach

mit zwei Infanterie-Officieren. Die Sergeanten verlasen die Namen, und man antwortete. Man rief Fürst, Klipfel, Bertha, und wir antworteten wie die Andern. Dann commandirte der Hauptmann: »Marsch!«, und wir marschirten zwei und zwei nach dem Französischen Thore ab.

Am Eckhause des Bäckers Spitz rief eine alte Frau im ersten Stockwerk mit erstickter Stimme aus dem Fenster:

»Kasper! Kasper!«

Es war Zebedäus's Großmutter; ihr Kinn wackelte. Zebedäus winkte mit der Hand, ohne zu antworten. Er war ebenfalls sehr traurig und ließ den Kopf hängen.

Ich meinestheils zitterte im Voraus bei dem Gedanken an den Vorübermarsch an unserer Wohnung. Als wir vor derselben ankamen, wankten mir die Kniee. Ich hörte auch jemand aus den Fenstern rufen, wandte aber das Gesicht dem Gasthaus zum Rothen Ochsen zu. Der Trommelwirbel übertönte Alles.

Die Kinder liefen hinter uns drein und schrien:

»Da marschiren sie ab . . . Schau . . . das ist Klipfel . . . da Joseph!«

Die Wachtmannschaft am Französischen Thor stand in einer Linie aufgefplant und sah uns Gewehr im Arm vorüberziehen. Wir marschirten durch das Außenwerk. Dann schwiegen die Trommeln, und wir schwenkten rechts ab. Man vernahm nur noch das Klatschen der Schritte im Schmutz, denn der Schnee begann zu schmelzen.

Eben waren wir am Pachtgut Gerberhoff vorübergekommen und marschirten die Anhöhe vor der langen Brücke hinunter, als ich hörte, daß jemand mich anredete. Es war der Hauptmann, der mir von seinem Pferde herab zurief:

»Recht so, junger Mann! Ich bin zufrieden mit Ihnen!«

Ich konnte bei diesen Worten nicht umhin, nochmals in Thränen auszubrechen, und der große Fürst ebenfalls. Wir weinten im Weitermarschiren; die Andern waren todtenbleich und sagten nichts. An der langen Brücke zog Zebedäus seine Pfeife hervor, um zu

rauchen. Die Italiener vor uns plauderten und lachten, da sie seit drei Wochen an dies Leben gewöhnt waren.

Als wir uns auf dem Mettinger Berge befanden, mehr als eine Stunde von der Stadt entfernt, und eben hinunterzusteigen begannen, klopfte mir Kripsel auf die Schulter und sagte, indem er den Kopf umdrehte:

»Sieh da unten.«

Ich sah hin und erblickte Pfalzburg in weiter Ferne unter uns, die Kasernen, die Pulvermühlen und den Kirchthurm, von wo aus ich mit dem alten Bramstein sechs Wochen vorher Katherinens Haus gesehen hatte: das Alles war grau, die Wälder rings herum schwarz. Wohl hätte ich einige Minuten still stehen mögen, aber der Trupp marschirte vorwärts, und ich mußte folgen. Wir stiegen nach Mettingen hinab.

8.

Am selben Tage gelangten wir bis Witsch, am folgenden nach Hornbach, nach Kaiserslautern u. s. w. Es hatte inzwischen wieder zu schneien begonnen.

Wie oftmals sehnte ich mich während dieses langen Marsches nach Herrn Gouldens dickem Mantel und nach den Schuhen mit den Doppelsohlen.

Wir kamen, bald im Gebirge, bald in der Ebene, durch zahllose Dörfer. Am Eingange jedes Fleckens nahmen die Tamboure ihre Trommeln und schlugen einen Marsch. Dann richteten wir den Kopf in die Höhe und markirten den Tritt, um uns das Ansehn alter Soldaten zu geben. Die Leute kamen dann an die kleinen Fenster oder traten in die Hausthür und sagten: »Es sind Rekruten!«

Abends, am Rastorte, waren wir übergelukkig, unsere müden Füße ausruhen zu können, namentlich ich. Ich kann nicht sagen, daß mein Bein schmerzte, aber die Füße, die Füße . . . Ach! ich hatte noch nie so große Müdigkeit empfunden! Unser Quartierbillet gab uns das Recht auf einen Platz am Herde, die Leute gaben uns aber auch einen Platz an ihrem Tische. Beinahe immer hatten wir geronnene Milch und Kartoffeln, zuweilen auch frischen Speck und eine Schüssel Sauerkraut. Die Kinder näherten sich uns, um uns zu betrachten; die Alten fragten, aus welcher Gegend wir wären und was für ein Handwerk wir früher getrieben hätten; die jungen Mädchen schauten uns mit trauriger Miene an und dachten dabei an ihre Geliebten, die fünf, sechs oder sieben Monate vorher ausmarschirt waren. Dann führte man uns zum Bett des Sohnes vom Hause. Mit welchem Entzücken streckte ich mich darin aus! wie gern hätte ich meine zwölf Stunden schlafen mögen! Aber schon in aller Frühe, beim ersten Morgengrauen, weckte mich der Klang der Trommel. Ich starrte die gebräunten Balken an der Decke, die kleinen, reifbedeckten Fensterscheiben an und fragte mich: »Wo bin ich?« Dann plötzlich preßte sich mir das Herz zusammen, und ich sagte mir: »Du bist in Witsch, in Kaiserslauterns . . . du bist Rekrut!«

Und dann mußte ich mich schleunigst ankleiden, das Ränzel wieder auf den Rücken nehmen und zum Appell eilen.

»Glückliche Reise!« sagte die Hausfrau, die schon frühzeitig erwacht war.

»Schönen Dank!« entgegnete der Rekrut.

Und man eilte davon.

Ja . . . ja . . . glückliche Reise! Man wird dich nicht wiedersehen, armer Teufel . . . Wieviel Andere sind denselben Weg gegangen!

Nie werde ich vergessen, wie ich am zweiten Tage nach unserm Abmarsche in Kaiserslautern, nachdem ich mein Ränzel aufgeschnallt hatte, um ein frisches Hemd anzuziehen, unter den Hemden ein kleines, ziemlich schweres Päckchen entdeckte, worin ich, nachdem ich es geöffnet hatte, vierundfünfzig Francs in Sechslivres-Stücken und auf dem Papier folgende Zeilen von Herrn Goulden fand:

»Sei immer gut und ehrenhaft im Kriege. Denke an deine Verwandten, an Alle die, für welche du dem Leben hingeben möchtest, und handle menschlich gegen die Fremden, damit sie eben so gegen die Unsern handeln. Der Himmel führe dich zu uns zurück . . . er errette dich aus den Gefahren! Hier ist etwas Geld, Joseph. Es ist gut, fern von den Seinen immer etwas Geld in Händen zu haben. Schreib uns, so oft du kannst. Ich küsse dich, mein Kind, und drücke dich an mein Herz.«

Ich vergoß Thränen beim Lesen dieser Zeilen und dachte:

»Du bist doch nicht ganz verlassen auf Erden . . . Brave Leute gedenken deiner! Du darfst ihre guten Rathschläge nie vergessen.«

Am fünften Tage endlich kamen wir gegen zehn Uhr Abends in Mainz an. So lange ich lebe, wird diese Erinnerung mir im Gedächtniß bleiben. Es war fürchterlich kalt. Wir waren am frühen Morgen aufgebrochen und lange, ehe wir in die Stadt gelangten, durch Dörfer marschirt, die überfüllt waren mit Soldaten: Kavallerie und Infanterie, Dragoner in kurzen Jacken mit strohgefüllten Holzschuhen, die das Eis auf einem Mühlbache zerschlugen, um ihre Pferde zu tränken, während andere Heu- und Strohbindel nach den Stallthüren schafften; Pulver- und Kugel-Transporte, die sich reifbedeckt auf der Straße fortbewegten; Estafetten, Artillerie-

Abtheilungen, Pontonniere, die auf dem schneebedeckten Felde hin und her eilten und uns so wenig beachteten, als ob wir gar nicht existirt hätten.

Hauptmann Vidal war, um sich zu erwärmen, vom Pferde gestiegen und marschirte tüchtig drauf los. Die Officiere und Sergeanten drängten, da wir uns verspätet hatten, zur Eile. Fünf oder sechs Italiener, die nicht mehr fortkonnten, waren in den Dörfern zurückgeblieben. Mir selbst brannten in Folge meines Gebrechens die Fußsohlen; ich hatte mich am letzten Rastorte kaum wieder erheben können. Die übrigen Pfalzbürger marschirten tüchtig.

Es war Nacht geworden. Am Himmel blitzten unzählige Sterne. Jeder schaute auf und sagte sich: »Wir sind bald da!«, denn eine dunkle Linie, schwarze Punkte und glänzende Fünkchen am Rande des Horizontes verkündeten die Nähe einer großen Stadt.

Endlich gelangten wir durch im Zickzack laufende Erdwälle hindurch zu den Vorwachen. Man ließ uns nun die Glieder schließen und besser Schritt halten, wie das bei der Annäherung an einen festen Platz Sitte ist. Jeder schwieg. Als wir um die Ecke einer Art von Halbmond bogen, erblickten wir den beeisten Stadtgraben vor uns, dahinter die Mauer-Wälle aus Ziegelstein und uns gerade gegenüber ein altes, düsteres Thor mit aufgezogener Brücke. Eine Schildwache mit angeschlagenem Gewehr rief uns von oben herab an:

»Wer da?«

Der Hauptmann, der ganz allein vorn stand, antwortete:

»Frankreich.«

»Welches Regiment?«

»Rekruten vom sechsten Linien-Regimente.«

Nun entstand eine tiefe Stille. Die Zugbrücke senkte sich, die Wache recognoscirte uns. Einer von ihnen trug eine große Stocklaterne. Hauptmann Vidal trat einige Schritte vor, um mit dem Wachofficier zu reden, dann rief man uns zu:

»Passirt!«

Unsere Tamboure begannen zu trommeln, aber der Hauptmann befahl ihnen, die Trommel wieder auf den Rücken zu nehmen. Wir rückten ein, wobei wir eine lange Brücke und dann ein zweites Thor passirten, das dem ersten in allen Stücken glich. Nun befanden wir uns in der Stadt, die mit großen, glänzenden Steinen gepflastert war. Jeder that sein Möglichstes, um nicht zu hinken, denn trotz der Nachtzeit waren alle Wirthshäuser und alle Läden offen; ihre großen Fenster blitzten und strahlten, und wie am hellen Tage eilten Hunderte von Leuten hin und her.

Wir bogen um fünf oder sechs Straßenecken und gelangten bald auf einen kleinen Platz vor einer hohen Kaserne. Hier wurde »Halt!« commandirt.

An der Ecke der Kaserne befand sich eine Nische, und in dieser Nische hockte hinter einem kleinen Tischchen eine Marketenderin unter einem großen, dreifarbigem Regenschirm, an dem zwei Laternen hingen.

Beinahe gleichzeitig mit uns kamen mehrere Officiere auf den Platz: es war der Commandant Gemeau mit einigen Andern, die ich seitdem ebenfalls kennen gelernt habe. Sie drückten dem Hauptmann lachend die Hand und musterten uns. Dann verlas man den Appell, und jeder von uns empfing ein Kommißbrod und sein Quartierbillet. Man kündigte uns an, daß am andern Morgen um acht Uhr der Appell Zwecks der Waffenvertheilung stattfinden würde und rief uns dann zu: »Abtreten!« – worauf die Officiere die Straße zur Linken hinaufgingen und zusammen in ein großes Café traten, zu welchem fünfzehn Stufen hinaufführten.

Aber wir Andern, und besonders die Italiener, die kein Wort Deutsch oder Französisch konnten – wohin sollten wir uns mit unserm Quartierbillet in einer solchen Stadt wenden?

Mein erster Gedanke war, die Marketenderin unter dem Regenschirme anzusprechen. Es war eine alte, dicke, pausbäckige Elsässerin, und als ich sie fragte, wo die Kapuzinerstraße läge, antwortete sie mir:

»Was bezahlst du?«

Ich war also genöthigt, einen kleinen Schnaps mit ihr zu trinken. Dann sagte sie:

»Schau, wenn du hier gerade gegenüber rechts um die Ecke biegst, wirst du die Kapuzinerstraße finden. Gute Nacht, Rekrut.«

Sie lachte.

Die Billets des langen Fürst und Zebedäus's lauteten ebenfalls auf die Kapuzinerstraße. Wir machten uns also auf den Weg, noch übergücklich, daß wir wenigstens zusammen durch die wildfremde Stadt hinken konnten.

Fürst fand sein Quartier zuerst, aber das Haus war verschlossen, und während er an die Thür pochte, fand auch ich das meinige, in welchem zwei Fenster zur Linken erleuchtet waren. Ich drückte gegen die Thür, sie öffnete sich, und ich trat in einen dunkeln Haus stur, in welchem es nach frischem Brote roch, was mich innerlich erquickte. Zebedäus ging weiter. Ich rief in den Flur hinein: »Ist niemand da?«

Und beinahe sogleich erschien oben auf einer hölzernen Treppe eine alte Frau, die die Hand vor eine brennende Kerze hielt.

»Was wünschen Sie?« fragte sie mich.

Ich sagte ihr, ich hätte ein Quartierbillet auf sie erhalten. Sie kam herunter und sah das Billet an. Dann sagte sie auf Deutsch zu mir:

»Kommen Sie!«

Ich stieg also die Treppe hinauf. Im Vorübergehn bemerkte ich durch eine offen stehende Thür zwei mit Hosen bekleidete Männer, die bis zum Gürtel herab nackt und, vor zwei Backtrögen stehend, mit Teigkneten beschäftigt waren. Ich befand mich also bei einem Bäcker, und eben deshalb schlief auch die alte Frau noch nicht, denn zweifelsohne hatte sie ebenfalls zu thun. Sie trug eine Haube mit schwarzen Bändern und einen weiten Rock aus blauer Leinwand, der an Achselbändern hing. Ihre Arme waren bis zu den Ellbogen entblößt. Sie schien traurig zu sein. Oben führte sie mich in ein ziemlich großes Zimmer, in welchem ein Kachelofen und weiter hinten ein Bett stand.

»Sie kommen spät,« bemerkte die Frau.

»Ja, wir sind den ganzen Tag marschirt,« erwiderte ich, wobei ich kaum sprechen konnte. »Ich falle um vor Hunger und Ermüdung.«

Nun betrachtete sie mich, und ich hörte, wie sie vor sich hin murmelte:

»Armes Kind! Armes Kind!«

Dann ließ sie mich am Ofen niedersitzen und fragte mich:

»Sie haben wunde Füße?«

»Ja, seit drei Tagen.«

»Schön! Ziehen Sie Ihre Schuhe aus und diese Holzschuhe an,« entgegnete sie. »Ich komme gleich wieder.«

Sie ließ das Licht auf dem Tische stehen und ging hinunter. Ich legte den Tornister ab und zog die Schuhe aus. Ich hatte Blasen an den Füßen und dachte:

»Mein Gott . . . mein Gott . . . kann man soviel aushalten? Wär's nicht besser, man wäre todt?«

Diesen Gedanken hatte ich während des Marsches schon hundert Mal gehabt. Jetzt aber, hier am warmen Ofen, fühlte ich mich so müde, so unglücklich, daß ich trotz Katherine, trotz der Tante Gredel, Herrn Gouldens und Aller, die mir wohlwollten, für immer hätte einschlafen mögen. Ich befand mich zu miserabel!

Während ich an diese Dinge dachte, ging die Thür auf, und ein großer, starker Mann mit schon grauen Haaren trat ins Zimmer. Es war einer von den beiden, die ich unten bei der Arbeit gesehen hatte. Er hatte ein Hemd übergezogen und hielt einen Krug und zwei Gläser in der Hand.

»Guten Abend!« sagte er, indem er mich mit ernster Miene ansah.

Ich nickte mit dem Kopfe. Hinter dem Manne trat die Alte ein. Sie brachte einen hölzernen Kübel und stellte ihn vor meinem Sitze auf die Erde.

»Nehmen Sie ein Fußbad,« sagte sie, »das wird Ihnen wohlthun.«

Ich wurde gerührt bei diesem Anblick und dachte:

»Es giebt doch noch gute Menschen auf der Welt!«

Dann zog ich meine Strümpfe aus. Da die Blasen offen waren, bluteten sie, und die gute Alte wiederholte:

»Armes Kind! armes Kind!«

Der Mann fragte mich:

»Woher sind Sie?«

»Aus Pfalzburg in Lothringen.«

»Ah, schön!« sagte er.

Nach einigen Augenblicken wandte er sich dann an seine Frau:

»Hole doch einen von unsern Brotkuchen heraus. Der junge Mann wird ein Glas Wein trinken, und dann wollen wir ihn in Frieden schlafen lassen, denn er bedarf der Ruhe.«

Dabei rückte er den Tisch vor mich hin, so daß ich die Füße im wohlthuenden Bade und den Weinkrug vor mir hatte. Dann füllte er unsere Gläser mit gutem Weißwein und sagte:

»Auf Ihr Wohlsein!«

Die Hausmutter war hinausgegangen und kam jetzt mit einem großen, noch warmen Brotkuchen zurück, der ganz mit frischer, halb zerschmolzener Butter bedeckt war. Jetzt erst empfand ich, wie sehr mich hungerte: ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Es scheint, daß die guten Leute das bemerkten, denn die Frau sagte:

»Ehe Sie essen, mein Kind, müssen Sie die Beine aus dem Wasser nehmen.«

Und ehe ich begriffen hatte, was sie thun wollte, bückte sie sich und trocknete mir mit der Schürze die Füße ab.

»Mein Gott, Madame,« rief ich, »Sie behandeln mich, als ob ich Ihr Kind wäre!«

Nach einer kleinen Pause erwiderte sie:

»Wir haben auch einen Sohn bei der Armee.«

Ich hörte, wie ihre Stimme bei den Worten zitterte, und das Herz blutete mir: ich dachte an Katherine und Tante Gredel und konnte nichts mehr erwidern.

»Essen und trinken Sie,« sagte der Mann, indem er den Kuchen in Streifen schnitt.

Das that ich denn auch mit einem Wohlbehagen, das ich noch nie kennen gelernt hatte. Die Beiden sahen mir schweigend zu. Als ich fertig war, stand der Mann auf.

»Ja,« sagte er, »wir haben auch einen Sohn bei der Armee. Er ist im vergangenen Jahre mit nach Rußland gezogen, und wir haben keine Nachrichten von ihm erhalten . . . Diese Kriege sind entsetzlich!«

Er sprach das zu sich selbst, indem er träumerisch mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer umherging. Ich fühlte, wie mir die Augen zufielen.

Plötzlich sagte der Mann:

»Nun, gute Nacht.«

Damit ging er hinaus. Seine Frau folgte ihm mit dem Wasserkübel.

»Tausend Dank!« rief ich ihnen nach. »Möge Gott Ihren Sohn zurückführen!«

Dann entkleidete ich mich, legte mich zu Bett und verfiel in einen tiefen Schlaf.

9.

Am andern Morgen erwachte ich gegen sieben Uhr. Ein Trompeter an der Ecke der Kapuzinerstraße blies zum Sammeln; Alles regte sich: man hörte Pferde, Wagen und Menschen vorüberziehen. Mir thaten die Füße zwar noch etwas weh, aber im Vergleich zu den vorigen Tagen war das nichts. Als ich reine Strümpfe angezogen hatte, fühlte ich mich wie neu geboren. Ich war fest auf den Beinen und sagte zu mir selbst: »Wenn das so fortgeht, Joseph, wirst du der reine Springinsfeld. Nur der Anfang ist schwer.«

In dieser glücklichen Stimmung kleidete ich mich an.

Die Bäckerfrau hatte meine Schuhe, nachdem sie dieselben mit heißer Asche gefüllt, damit sie nicht zusammenkröchen, zum Trocknen neben den Ofen gestellt. Sie waren gut geschmiert und glänzten.

Endlich nahm ich meinen Tornister auf den Rücken und stieg, ohne mir Zeit zu nehmen, den braven Leuten, die mich so gut aufgenommen hatten, meinen Dank abzustatten, die Treppe hinunter. Ich gedachte dieser Pflicht nach dem Appell zu genügen.

Auf dem Platze am Ende der Straße standen schon viele von unsern Italienern wartend und zähneklappernd um den Springbrunnen herum. Fürst, Klipfel und Zebedäus kamen einen Augenblick später an.

Auf der ganzen einen Seite des Platzes erblickte man nichts als Kanonen und Laffeten. Badische Husaren, unter denen sich auch einige Trainsoldaten und Dragoner befanden, führten ihre Pferde zur Tränke.

Uns gegenüber lag eine Kavallerie-Kaserne, so hoch wie die Pfalzburger Kirche, und auf den andern drei Seiten des Platzes erhoben sich alte, spitzgieblige, mit Sculpturen geschmückte Häuser wie in Zabern, nur waren sie weit größer. Ich hatte noch nie dergleichen gesehen. Als ich mich aber aufmerksam umsah, begannen die Trommeln zu wirbeln. Jeder nahm seinen Platz im Gliede ein. Hauptmann Vidal eilte mit dem Mantel auf der Schulter

herbei. Aus einer Thorwölbung uns gegenüber kamen Wagen zum Vorschein, und man schrie uns erst auf Italienisch, dann auf Französisch zu, man würde die Waffen vertheilen, und Jeder müsse beim Aufrufen seines Namens vortreten.

Die Wagen hielten zehn Schritt vor uns still, und der Appell begann. Jeder trat ans dem Gliede, sobald die Reihe an ihn kam, und empfing eine Patrontasche, einen Säbel, ein Bajonett und eine Flinte. Man hing sich das über die Blouse, den Rock oder den Kittel, und so sahen wir mit unsern Hüten, Mützen und Waffen wie eine wahre Räuberbande aus. Ich empfing eine Flinte, die so groß und schwer war, daß ich sie kaum schleppen konnte. Und da die Patrontasche mir beinahe bis auf die Waden herabhing, zeigte mir der Sergeant Pinto, wie man die Riemen kürzer schnallt. Das war ein braver Mann.

Alle diese Wehrgehänge, die mir kreuzweis über die Brust liefen, schienen mir etwas Schreckliches, und ich sah nun wohl ein, daß unsere Noth nicht so bald ein Ende haben würde.

Nachdem die Waffen vertheilt waren, näherte sich ein Munitionswagen, und man gab jedem von uns fünfzig Patronen, was nichts Gutes verkündete. Dann, anstatt uns abtreten zu lassen und uns in unsere Quartiere zu schicken, wie ich erwartete, zog Hauptmann Vidal seinen Degen und commandirte:

»In Gliedern rechts um! . . . Vorwärts! . . . Marsch!«

Und die Trommeln begannen zu wirbeln.

Ich war untröstlich, daß ich meinen Wirthsleuthen nicht einmal für das Gute danken konnte, was sie an mir gethan hatten. »Sie werden dich für einen Undankbaren halten!« sagte ich zu mir selbst. Doch ich mußte wohl oder übel mit den Andern weiter.

Wir marschirten durch eine lange, gewundene Straße und befanden uns plötzlich außerhalb des Glacis am Ufer des Rheins, der in unabsehbarer Weite mit Eis bedeckt war. Auf dem gegenüberliegenden Ufer erhoben sich hohe Berge und auf diesen altersgraue, verfallene Schlösser, die den Burgen Haut-Bar und Geroldseck in den Vogesen glichen.

Das ganze Bataillon stieg nun zum Rhein hinunter, den wir überschritten. Es war ein prächtiger, blendender Anblick. Wir befanden uns nicht allein auf dem Eise: fünf- oder sechshundert Schritte vor uns bewegte sich ein Pulvertransport, der von Trainsoldaten geleitet wurde, auf der Straße nach Frankfurt zu. Das Eis war übrigens nicht glatt, sondern mit einer Art Rauhreif bedeckt.

Nachdem wir auf dem andern Ufer angelangt waren, ließ man uns einen Weg einschlagen, der sich zwischen zwei Berghalden hinzog.

Wir marschirten in dieser Weise fünf Stunden lang. In den Krümmungen des Gebirges erblickten wir bald zur Rechten, bald zur Linken zahlreiche Dörfer, und Zebedäus, der neben mir marschirte, bemerkte:

»Da es denn einmal marschirt sein muß, ist's mir lieb, daß es in den Krieg geht. Wir werden wenigstens alle Tage etwas Neues sehen, und wenn wir so glücklich sind, wieder nach Hause zu kommen, werden wir alles Mögliche erzählen können.«

»Gewiß,« entgegnete ich ihm, »aber mir wäre es doch weit lieber, wenn ich weniger zu wissen bekäme. Ich möchte lieber für meine eigene als für Rechnung Anderer leben, die ruhig zu Hause sitzen, während wir hier im Schnee herumwaten.«

»Du bringst den Ruhm nicht in Anschlag,« erwiderte er. »Er bedeutet aber doch etwas, der Ruhm.«

Und ich gab darauf zur Antwort:

»Der Ruhm ist nicht für uns, Zebedäus, sondern für Andere, die dabei gut leben, gut essen und gut schlafen. Wie man aus den Zeitungen ersieht, haben sie Bälle und Vergnügungen und den Ruhm noch obendrein, sobald wir ihn mit unsern Knochen, durch Schweiß und Hunger errungen haben. Die armen Teufel wie wir, die man zwingt, ins Feld zu ziehen, haben nicht viel Ehre davon, wenn sie am Ende zurückkommen, nachdem sie die Lust zur Arbeit und manchmal wohl auch ein Glied verloren haben. Eine Menge ihrer früheren Kameraden, die nicht tüchtiger waren als sie und wohl gar weniger gut arbeiteten, haben inzwischen in den sieben Jahren Geld verdient, ein Geschäft eröffnet, die Geliebten der Andern geheirathet, haben schöne Kinder, sind angesehene Männer,

Stadträthe, vornehme Leute. Und wenn nun diejenigen, welche von der Jagd nach dem Ruhm und vom Menschengemetzel zurückkehren, mit ihren Chevrons auf dem Aermel vorübergehen, sehen jene sie über die Achsel an, und haben sie unglücklicher Weise eine rothe Nase, weil sie, während die Andern Wein schlürften, Schnaps tranken, um sich bei Wind und Wetter und auf den Eilmärschen zu erwärmen, so sagen sie: »Es sind Trunkenbolde!« Und jene Rekruten, die nichts Anderes verlangten, als zu Hause zu bleiben und zu arbeiten, werden am Ende eine Art Bettler! Das ist meine Ansicht von der Sache, Zebedäus. Ich finde das Alles nicht ganz recht und billig und sähe lieber, die Ruhmgierigen gingen selber in den Kampf und ließen uns in Frieden.«

Darauf erwiderte er mir:

»Ich denke ganz so wie du. Da wir aber einmal gefaßt sind, ist es besser, wir sagen, wir schlügen uns für den Ruhm. Man muß immer die Ehre seiner Stellung wahren und den Leuten den Glauben beibringen, man befinde sich wohl darin. Sonst wäre man im Stande, Joseph, und machte sich noch lustig über uns.«

Während wir über diese und einige andere Dinge unsere Gedanken austauschten, erblickten wir endlich einen großen Strom, was nach Aussage des Sergeanten der Main war, und an dem Strome ein Dorf, durch welches uns der Weg führte. Wir wußten den Namen des Dorfes nicht, machten aber Halt dort.

Wir traten nun in die Häuser, und jeder konnte sich Schnaps, Wein und Fleischwaaren kaufen. Wer kein Geld hatte, aß sein Schwarzbrot und sah den Andern zu.

Gegen sechs Uhr Abends gelangten wir nach Frankfurt. Diese Stadt ist noch älter als Mainz und voller Juden. Man führte uns nach einem Orte Namens Sachsenhausen, wo das zehnte Husarenregiment und badische Jäger in einer Kaserne lagen. Wie ich mir habe erzählen lassen, war das alte Gebäude früher ein Hospital gewesen, und ich glaube es gern, denn im Innern befand sich ein großer Hof mit gemauerten Arkaden. Unter diese Arkaden hatte man die Pferde eingestellt, und darüber wohnten die Mannschaften.

Durch zahllose Gassen, die so eng waren, daß man kaum die Sterne zwischen den Schornsteinen sah, gelangten wir endlich an den Ort unserer Bestimmung. Der Hauptmann Florentin und die beiden Lieutenants Clavel und Bretonville erwarteten uns. Nach dem Appell führten die Sergeanten uns detachementsweise in die Stuben, die über denen der Badenser lagen. Es waren das große Säle mit kleinen Fenstern. Zwischen den Fenstern standen die Betten.

Sergeant Pinto hing seine Laterne an den Pfeiler in der Mitte der Stube. Dann stellte jeder seine Waffen auf das Wehrgestell und entledigte sich, ohne ein Wort zu sagen, des Tornisters, der Blouse und der Schuhe. Zebedäus war mein Schlafkamerad. Gott weiß, ob wir müde waren. Nach zwanzig Minuten schliefen wir wie die Todten.

10.

Erst in Frankfurt lernte ich das Soldatenleben kennen. Bis dahin war ich nur einfacher Rekrut gewesen, jetzt wurde ich Soldat. Ich spreche hier nicht vom Exerciren, nein! Die Art und Weise, wie man auf Commando *Augen rechts!* und *Augen links!* machen, Vordermann halten, beim Laden die Hand an den untern oder den Mittlern Gewehrring legen, anschlagen und *Gewehr auf!* machen muß – das lernt man mit gutem Willen in ein oder zwei Monaten. Aber ich lernte Disciplin d. h. daß der Korporal immer Recht hat, wenn er mit dem Soldaten, der Sergeant, wenn er mit dem Korporal, der Feldwebel, wenn er mit dem Sergeanten, der Seconde-Lieutenant, wenn er mit dem Feldwebel spricht, und so fort bis zum General-Feldmarschall – sollte auch der Vorgesetzte behaupten, daß zwei und zwei fünf sei, oder daß am hellen, lichten Tage der Mond scheine.

Das will einem schwer in den Kopf, aber ein Ding erleichtert einem das Verständniß nicht wenig: nämlich eine Art Placat, welches in den Stuben angeschlagen ist, und welches von Zeit zu Zeit vorgelesen wird, um einem das Begriffsvermögen zu stärken. Dies Placat setzt Alles voraus, was zu thun einen Soldaten gelüsten kann, wie z. B. in die Heimat zurückzukehren, den Dienst zu verweigern, sich seinem Vorgesetzten zu widersetzen u.s.w., und das endet immer mit dem Tode oder zum Wenigsten mit fünf Jahr Galeerenstrafe.

Am Tage nach unserer Ankunft in Frankfurt schrieb ich an Herrn Goulden, Katherine und Tante Gredel – und man kann sich denken, mit welcher Rührung und Ergriffenheit. Indem ich mich so gegen sie aussprach, war mir, als ob ich noch immer bei ihnen wäre. Ich erzählte ihnen von den Strapazen, von den Wohlthaten, die mir in Mainz zu Theil geworden, und von dem Muthe, dessen es bedurfte, um mich vor dem Liegenbleiben zu bewahren. Auch schrieb ich ihnen, daß ich Gott sei Dank immer munter und gesund sei, mich kräftiger fühle als vor dem Ausmarsche und sie viel tausendmal umarme und küsse.

Ich schrieb auf unserer Stube, mitten unter meinen Kameraden, und die Pfalzbürger trugen mir Grüße für ihre Familie auf. Kurzum, es war ein schöner Augenblick.

Dann schrieb ich auch nach Mainz an die braven Leute in der Kapuzinerstraße, die mich gewissermaßen vor der Verzweiflung gerettet hatten. Ich setzte ihnen auseinander, daß der Sammelruf mich an jenem Morgen zu unverzüglichem Aufbruch genöthigt und ich gehofft hätte, sie wiederzusehen und ihnen meinen Dank abzustatten, daß sie mir aber, da das Bataillon auf der Stelle nach Frankfurt abgegangen wäre, verzeihen möchten.

Am Nachmittage desselben Tages wurden wir eingekleidet. Einige Dutzend Juden drängten sich bis unter die Arkaden, und Jeder verkaufte seine Civil-Effekten an sie. Ich behielt nur meine Hemden, meine Strümpfe und meine Schuhe. Die Italiener hatten große Noth, sich diesen Händlern verständlich zu machen, die Alles für ein Nichts an sich bringen wollten, die Genueser aber waren eben so gerieben wie die Juden, und daher dauerten die Erörterungen und Auseinandersetzungen bis in die Nacht. Unsere Korporale wurden jetzt mehr als einmal traktirt; man mußte sie sich zu Freunden machen, da sie uns Morgens und Abends auf dem schneebedeckten Hofe im Exerciren übten. Die Marketenderin Christine saß dabei immer in ihrem Winkel, die Feuerkiese unter den Füßen, und widmete allen jungen Leuten von gutem Herkommen – so nannte sie nämlich diejenigen, die etwas drauf gehen ließen – die gebührende Aufmerksamkeit und Achtung. Wie Viele von uns ließen sich da nicht bis zum letzten Heller ausziehen, um sich »junge Leute von gutem Herkommen« nennen zu hören! Später waren sie natürlich nur noch Lumpenpack! aber was wollt ihr? Die Eitelkeit! . . . die Eitelkeit! . . . sie verdirbt das ganze menschliche Geschlecht vom Rekruten bis zum General.

Während dieser Zeit kamen täglich neue Rekruten aus Frankreich und aus Polen Karren voll Verwundeter an. Welches Schauspiel vor dem Heiligen Geist-Spitale auf der andern Seite des Flusses! Es war ein endloser Zug! Alle diese Unglücklichen hatten erfrorene Gliedmaßen: dem Einen war die Nase, dem Andern die Ohren, einem

Dritten ein Arm, einem Vierten ein Bein erfroren, und man legte sie daher in den Schnee, damit sie nicht in Stücke fielen. Ihre Kleidung war die elendeste, die man sich denken kann: Weiberröcke, abgeschabte Pelzmützen, eingedrückte Tschakos, Kosakenmäntel u.s.w. Um die Füße hatten sie Taschentücher oder Hemden gewickelt. Nur mit Mühe kletterten sie von den Wagen herab und schauten Einen dabei mit ihren eingesunkenen Augen und wirr um das Gesicht hängenden Haaren an wie wilde Thiere. Die Zigeuner, die ihr Nachtquartier in den Wäldern haben, hätten Mitleid mit ihnen gehabt! Und doch waren das noch die glücklichsten, da sie dem Tode entronnen waren, während Tausende ihrer Kameraden im Schnee oder auf den Schlachtfeldern ihr Ende gefunden hatten.

Klipfel, Zebedäus, Fürst und ich besuchten die Unglücklichen. Sie erzählten uns das ganze Unglück von der Eroberung Moskaus ab, und ich sah nun wohl, daß das fürchterliche neunundzwanzigste Bulletin nur die Wahrheit gesagt hatte.

Diese Erzählungen brachten uns gewaltig in Harnisch gegen die Russen. Mehrere von uns sagten: »Ha! wenn's nur bald wieder losginge! Diesmal sollen sie ordentliche Schläge besehen . . . es ist noch nicht aller Tage Abend!« Ihre Wuth steckte sogar mich an, und zuweilen dachte ich: »Joseph, bist du denn jetzt verrückt? Die Russen vertheidigten ihr Land, ihre Familien, Alles, was dem Menschen am heiligsten auf Erden ist. Hätten sie es nicht gethan, so würde man sie mit Recht verachten.«

Um diese Zeit fiel noch etwas Außergewöhnliches vor.

Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Bettkamerad Zebedäus der Sohn des Pfalzburger Todtengräbers war, und daß wir ihn daher zuweilen unter uns: »Todtengräber« nannten. Von uns ließ er sich das gefallen. Als er aber eines Abends nach dem Exerciren über den Hof ging, rief ihm ein Husar zu:

»He da! Todtengräber! hilf mir diese Strohbündel fortschaffen!«

Zebedäus drehte sich um und erwiderte ihm:

»Ich heiße nicht Todtengräber, und Sie haben Ihre Strohbündel selbst zu tragen! Halten Sie mich etwa für einen Dummkopf?«

Darauf schrie der Andere noch lauter:

»Rekrut, willst du wohl herkommen, oder nimm dich in Acht!«

Zebedäus mit seiner Habichtsnase, seinen grauen Augen und dünnen Lippen war durchaus keine sanftmüthige Seele. Er ging auf den Husaren zu und fragte ihn:

»Was sagen Sie da?«

»Ich sage dir, du sollst diese Strohbündel fortschaffen, und das schnell – verstehst du, Rekrut?«

Es war ein Alter mit Schnurrbart und dickem, rothen, kurz geschorenen Backenbart, wie er in Chambord Mode ist. Zebedäus packte ihn an der einen Hälfte des Backenbarts, der Andere aber gab ihm ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Trotzdem blieb eine Handvoll Haare in Zebedäus's Händen, und da der Streit eine Menge Menschen herbeigezogen hatte, sagte der Husar, indem er mit dem Finger drohte:

»Rekrut, morgen früh wirst du von mir hören.«

»Schön,« entgegnete Zebedäus, »wir werden sehen. Auch Sie werden von mir hören, Alter.

Dann kam er sogleich zu mir, um mir die Geschichte zu erzählen, und ich, der ich wußte, daß er nie auch nur eine gewöhnliche Hacke gehandhabt hatte, zitterte unwillkürlich für ihn.

»Höre, Zebedäus,« sagte ich, »da du nicht desertiren kannst, bleibt dir jetzt nichts Anderes übrig, als den Alten um Verzeihung zu bitten. Denn diese Veteranen sind Alle auf fürchterliche Hiebe eingeübt, die sie aus Aegypten, Spanien und anderswoher mitgebracht haben. Glaube mir! Wenn du willst, borge ich dir einen Thaler, damit du eine Flasche Wein für ihn bezahlen kannst – das wird ihn besänftigen.«

Er aber runzelte die Stirn und wollte von nichts hören.

»Ehe ich mich entschuldigte, würde ich mich lieber auf der Stelle aufhängen,« sagte er. »Ich schere mich den Teufel um alle die Husaren zusammen genommen! Wenn er gute Hiebe kennt, so habe ich lange Arme und an der Spitze meines Säbels ebenfalls Hiebe sitzen, Hiebe, die ihm eben so gut in die Knochen, als mir die seinen ins Fleisch schneiden werden.«

Er war noch empört über die Ohrfeigen.

Gleich darauf kamen der Fechtmeister Chazy, der Korporal Fleury, Klipfel, Fürst und Leger. Sie Alle gaben Zebedäus Recht, und der Fechtmeister behauptete, die Ohrfeigen könnten nur mit Blut abgewaschen werden, und es wäre eine Ehre für die neuen Rekruten, sich zu schlagen.

Zebedäus entgegnete, die Pfalzburger hätten noch nie vor einem Aderlasse Furcht gehabt, und er wäre bereit. Der Fechtmeister begab sich darauf zum Compagnie-Chef Florentin, dem prächtigsten Menschen, den man sich nur denken kann; er war groß und hager, hatte eine geradlinige Nase und breite Schultern und in der Schlacht bei Eylau das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Der Hauptmann fand es sehr einfach, daß man sich wegen einer Ohrfeige duellire. Er meinte sogar, das würde ein gutes Beispiel für die Rekruten sein, und wenn Zebedäus sich nicht schlage, wäre er nicht würdig, noch ferner dem dritten Bataillon des sechsten Regiments anzugehören.

Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Ich hörte meinen Kameraden neben mir schnarchen und dachte: »Armer Zebedäus, morgen Abend wirst du nicht mehr schnarchen!« Es schauderte mich, neben einen solchen Menschen gebettet zu sein. Gegen Morgen war ich endlich etwas eingeschlafen, als ich plötzlich einen kalten Luftzug verspüre. Ich öffne die Augen, und was erblicke ich? Den alten, rothbärtigen Husaren, der unsere Bettdecke weggezogen hatte und rief:

»He da, aufgestanden, Faulpelz! Ich will dich lehren, mit was für Holz ich mich wärme.«

Zebedäus richtete sich auf und erwiderte:

»Ich schlief, Veteran, ich schlief.«

Als der Andere sich Veteran nennen hörte, wollte er über meinen Kameraden herfallen, zwei lange, große Schlingel aber, die ihm als Zeugen dienten, hielten ihn zurück, und außerdem waren auch alle Pfalzburger auf dem Platze.

»Wir wollen sehen . . . wollen sehen . . . schnell! schnell!« . . . schrie der Alte.

Aber Zebedäus kleidete sich ohne alle Ueberstürzung an. Nach einigen Minuten fragte er:

»Wird es uns auch gestattet werden, das Quartier zu verlassen?«

»Hinter dem Arrestlokal ist Platz genug zum Schlagen,« erwiderte einer von den Husaren.

Es war das ein mit Brennesseln bewachsener Fleck hinter dem Wasserfang der Arreststube, den eine Mauer einschloß, und den man von unsern Stubenfenstern aus sehr gut sehen konnte, da er gerade darunter nach dem Flusse zu lag.

Zebedäus zog seinen Mantel an und sagte, indem er sich an mich wandte:

»Joseph, und du, Klipfel . . . ich wähle euch zu meinen Zeugen.«

Ich aber schüttelte den Kopf.

»Nun, dann komm du mit, Fürst!« sagte er.

Und Alle stiegen zusammen die Treppe hinunter.

Ich hielt Zebedäus für verloren. Das schmerzte mich tief und ich dachte: »Seht, nicht genug, daß die Russen und Preußen uns niedersäbeln, nun bemengen sich auch noch die Unsern damit!«

Die ganze Stube stand an den Fenstern, nur ich blieb hinten auf dem Bette sitzen. Nach fünf Minuten machte mich das Klirren der Säbel unten todtenblaß: ich hatte keinen Tropfen Blut mehr in den Adern.

Aber das dauerte nicht lange, denn plötzlich rief Klipfel:

»Touchirt!«

Nun weiß ich nicht, wie ich ans Fenster kam, als ich aber den Andern über die Schultern blickte, sah ich, wie der Husar an der Mauer lehnte und Zebedäus sich mit blutgeröthetem Säbel aufrichtete: er war während des Kampfes auf die Kniee gefallen. Der Säbel des Alten, der beim Stoße weit ausfiel, war über seine Schulter hingefahren, und er hatte, ohne eine Secunde zu verlieren, den seinen dem Husaren in den Leib gestoßen. Wenn er nicht das Glück gehabt hätte, auszugleiten, würde der Alte ihm das Herz durchbohrt haben.

Das Alles sah ich mit einem einzigen Blick.

Der Husar sank gegen die Mauer, seine Zeugen hielten ihn bei den Armen aufrecht, und Zebedäus, der todtenblaß geworden war, sah seinen Säbel an, während Klipfel ihm den Mantel hinhielt.

Gleich darauf schlug man Reveille, und wir gingen zum Früh-Appell hinunter. Es war das am 18. Februar. Am selben Tage erhielten wir Ordre, uns marschfertig zu machen, und marschirten von Frankfurt nach Seligenstadt, wo wir bis zum 8. März blieben. Alle Rekruten wußten jetzt mit dem Gewehre und dem Exerciren in Zügen umzugehen. Von Seligenstadt marschirten wir am 9. März nach Schweinheim, und am 24. März 1813 vereinigte sich das Bataillon mit der Division in Aschaffenburg, wo der Marschall Ney uns Revue passiren ließ.

Der Hauptmann der Compagnie hieß Florentin, der Lieutenant Bretonville, der Bataillons-Commandeur Gemeau, der Bataillons-Adjutant Vidal, der Oberst des Regiments Zapfel, der General der Brigade Ladoucette, und der General der Division Souham – das muß jeder Soldat wissen, wenn er nicht wie ein Blinder umhermarschiren will.

11.

Am 18. oder 19. März hatte der Schnee zu schmelzen begonnen. Während der großen Revue bei Aschaffenburg auf einer weiten Ebene, von wo man den Main sieht, so weit das Auge reicht, regnete es, wie ich mich erinnere, ohne Unterbrechung von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags. Zur Linken hatten wir ein Schloß, dessen Bewohner recht behaglich aus den hohen Fenstern schauten, während uns das Wasser in die Stiefel lief. Zur Rechten brodelte und schäumte der Fluß, der nur durch eine Nebelwolke zu erblicken war.

Um uns überdies munter zu erhalten, commandirte man alle Augenblicke: »Faßt's Gewehr an! Gewehr ab!«

Der Marschall kam mit seinem Stabe langsam näher. Was Zebedäus tröstete, war, daß wir den Bravsten der Braven sehen sollten. Ich für mein Theil dachte: »Wenn ich ihn zu Hause sehen könnte, würde es mir mehr Vergnügen machen.«

Endlich kam er vor unsere Front. Ich sehe ihn noch mit seinem großen, vom Regen durchnäßten Hute, seinem blauen, mit Stickereien und Orden bedeckten Rocke und seinen großen Stiefeln. Er war ein schöner Mann mit rothblondem Haar, aufgestülpter Nase und lebhaftem Auge und schien sehr kräftig zu sein. Er war durchaus nicht stolz, denn als er an der Compagnie vorüberritt und der Hauptmann das Gewehr präsentieren ließ, wandte er sich plötzlich auf seinem großen Pferde um und sagte ganz laut:

»Sieh da . . . Florentin!«

Der Hauptmann nahm eine straffe Haltung an, ohne zu wissen, was er antworten sollte. Es scheint, daß er und der Marschall zur Zeit der Revolution als einfache Soldaten zusammen gedient hatten. Endlich erwiderte der Hauptmann:

»Ja, Marschall . . . Sebastian Florentin.«

»Meiner Treu, Florentin,« entgegnete der Marschall, indem er den Arm in der Richtung ausstreckte, in welcher Rußland liegen mußte, »ich bin froh, daß ich dich wiedersehe. Ich glaubte dich schon da unten begraben.«

Unsere ganze Compagnie war über diese Scene erfreut, und Zebedäus sagte zu mir:

»Das heißt doch ein Mann! Ich ließe mir den Schädel für ihn einschlagen!«

Ich begriff nicht, warum Zebedäus sich den Schädel einschlagen lassen wollte, weil der Marschall zu seinem alten Kameraden Guten Tag gesagt hatte.

Das ist Alles, was mir von Aschaffenburg in der Erinnerung geblieben ist.

Am Abend kehrten wir zum Abkochen nach Schweinheim zurück, einem Flecken, der reich an Wein, Hanf und Getreide ist, und wo uns beinahe alle Welt schief ansah.

Wir lagen wie Executionstruppen zu dreien und vierten in den Häusern und hatten alle Tage Fleisch, sei es nun Rindfleisch oder Hammelfleisch oder Speck. Das hausbackene Brot war ausgezeichnet und der Wein ebenfalls. Mehrere von uns aber, welche glaubten, sich durch dieses Mittel als große Herrn geltend machen zu können, stellten sich, als fänden sie Alles schlecht. Sie irrten sich in diesem Mittel, denn ich hörte, wie die Bürger auf deutsch sagten:

»Die sind zu Hause weiter nichts als Bettler! Besuchte man sie in Frankreich, so würde man nur Kartoffeln in ihrer Baracke finden.«

Und sie täuschten sich darin nie, so daß ich seitdem schon oft gedacht habe: wer bei Andern allzu wählerisch ist, ist zu Hause ein armer Teufel!

Kurzum, ich für mein Theil war sehr zufrieden, so gebettet zu sein, und wünschte, das den ganzen Feldzug über dauern zu sehen. Ich lag mit zwei andern Rekruten aus Sangdiedel bei dem Postmeister des Dorfes, dessen Pferde fast sämmtlich für unsere Kavallerie requirirt worden waren. Das konnte ihn natürlich nicht gut gelaunt machen, aber er sagte nichts und rauchte von Morgens bis Abends hinter dem Ofen seine Pfeife. Seine Frau war groß und stark und seine beiden Töchter recht hübsch. Sie fürchteten sich vor uns und flohen, wenn wir vom Exerciren oder von der Wache, die am Ende des Dorfes lag, zurückkamen.

Am Abend des vierten Tages, als wir gerade beim Beenden des Abendbrots waren, kam in einen schwarzen Mantel gehüllt gegen sieben Uhr ein Greis mit weißem Kopfe und ehrwürdigem Gesicht. Er grüßte uns und sagte dann auf deutsch zu dem Postmeister:

»Das sind neue Rekruten?«

»Ja, Herr Stenger,« entgegnete der Postmeister. »Wir werden diese Leute unser Lebtage nicht los werden. Wenn ich sie Alle zusammen vergiften könnte, sollte es wahrhaftig bald gethan sein.«

Ich wandte mich darauf ruhig um und sagte:

»Ich verstehe deutsch . . . sagen Sie also nicht dergleichen Dinge.«

Kaum hatte der Postmeister meine Worte vernommen, als ihm beinahe die lange Pfeife aus der Hand fiel.

»Sie sind sehr unvorsichtig mit Ihren Reden, Herr Kalkreuth!« sagte der Greis. »Bedenken Sie, was Ihnen geschehen wäre, wenn ein Anderer als dieser junge Mann Sie verstanden hätte.«

»Es war ja nur eine Redensart,« entgegnete der dicke Postmeister. »Was wollen Sie? Wenn einem Alles genommen, wenn man jahrelang geplündert wird, weiß man am Ende nicht mehr, was man sagen soll, und schwatzt verkehrtes Zeug.«

Der Greis, der kein Anderer als der Pfarrer von Schweinheim war, grüßte mich darauf und sagte:

»Mein Herr, Ihre Handlungsweise ist die eines braven Mannes. Seien Sie auch überzeugt, daß Herr Kalkreuth nicht fähig ist, Böses zu thun, selbst nicht an seinen Feinden.«

»Das glaube ich gern, mein Herr,« erwiderte ich, »sonst würde ich nicht so bereitwillig seine Würstchen essen.«

Bei diesen Worten begann der Postmeister, indem er wie ein Kind seine beiden breiten Hände auf den Bauch legte, laut zu lachen und rief:

»Ich hätte doch nie gedacht, daß ein Franzose mich je zum Lachen bringen würde!«

Meine beiden Kameraden hatten Wache; sie gingen daher fort, und ich blieb allein. Nun holte der Postmeister eine Flasche alten

Wein, setzte sich an den Tisch und wollte mit mir trinken, was ich auch herzlich gerne that. Und von diesem Tage an bis zu unserm Abmarsch hatten die Leute viel Vertrauen zu mir. Jeden Abend setzten wir uns um den Ofen und plauderten. Der Pfarrer gesellte sich dabei zu uns, und sogar die jungen Mädchen kamen herunter, um zuzuhören. Sie waren beide blond und hatten blaue Augen; die Eine konnte achtzehn, die Andere zwanzig Jahre alt sein. Ich fand eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und Katherine, die mein Herz bewegte.

Man wußte, daß ich in der Heimat eine Geliebte hatte, weil ich nicht umhin gekonnt hatte, es zu sagen, und das rührte sie.

Der Postmeister beklagte sich bitter über die Franzosen, und der Pfarrer behauptete, es wäre eine eitle, wenig sittsame Nation, und aus diesem Grunde würde sich ganz Deutschland gegen uns erheben; man sei der schlechten Sitten unserer Soldaten und der Habsucht ihrer Generale müde und habe den »Tugendbund« gestiftet, um uns zu bekämpfen.

»In der ersten Zeit,« sagte er zu mir, »sprachet ihr mit uns von Freiheit, und wir hörten das gern und beteten lieber für eure Heere als für die des Königs von Preußen und des Kaisers von Oestreich; ihr führtet Krieg mit unsern Soldaten und nicht mit uns; ihr kämpftet für Ideen, die jeder groß und gerecht fand, und darum hattet ihr nicht mit den Völkern, sondern mit ihren Herren zu thun. Heute ist das ganz anders: ganz Deutschland wird marschiren, die ganze Jugend sich erheben, und wir jetzt Frankreich gegenüber von Tugend, Freiheit und Gerechtigkeit reden! Wer im Namen dieser Dinge spricht, ist immer der Stärkere, weil er gegen sich nur die Schurken aller Länder hat, für sich aber die Jugend, den Muth, die großen Ideen, Alles, was die Seele über den Egoismus erhebt und uns unser Leben ohne Bedauern opfern läßt. Lange habt ihr das Alles für euch gehabt, aber ihr habt es nicht mehr gewollt! Ich erinnere mich, als vor Zeiten eure Generale für die Freiheit kämpften, da schiefen sie in den Scheunen, auf dem Stroh wie einfache Soldaten: es waren furchtbare Männer! Heute brauchen sie Polstersitze und sind stolzer als unsere Edelleute, reicher als unsere

Banquiers. Das macht, weil der Krieg, sonst das Höchste, eine Kunst, ein Opfer, eine Hingebung an das Vaterland, ein Handwerk geworden ist, das mehr einträgt als ein Geschäft. Er ist noch immer sehr adlig, weil man Epauletten trägt, aber es ist doch ein Unterschied dabei, ob man für unsterbliche Ideen kämpft oder nur, um sein Geschäft einträglicher zu machen.

»Heute ist an uns die Reihe, von Freiheit und Vaterland zu reden, und deshalb glaube ich, daß dieser Krieg euch verderblich werden wird. Alle denkenden Menschen, vom einfachen Studenten an bis zum Professor der Theologie, werden gegen euch marschiren. Ihr habt an eurer Spitze den größten Feldherrn der Welt, wir aber haben die ewige Gerechtigkeit. Ihr glaubt die Sachsen, die Baiern, die Badenser und die Hessen für euch zu haben – kommt zur Einsicht: die Kinder des alten Deutschlands wissen sehr wohl, daß es das größte Verbrechen und die größte Schande ist, gegen seine Brüder zu kämpfen. Mögen die Könige Bündnisse schließen, die Völker werden trotzdem gegen euch sein. Was Gott uns zu lieben zwingt und was man nicht verrathen kann, ohne ein Verbrechen zu begehen: ihr Blut und ihr Vaterland – das werden sie vertheidigen und schützen! Alles wird über euch herfallen. Trotz der Heirath zwischen Marie Luise und eurem Kaiser werden die Oestreicher euch massakriren, wenn sie können. Man beginnt einzusehen, daß die Interessen der Fürsten nicht Alles sind in der Welt, und selbst das größte Genie kann die Natur der Dinge nicht verändern.«

So sprach der Pfarrer in ernstem Tone. Ich verstand damals seine Reden nicht recht und dachte: »Worte sind Worte, und Flintenschüsse sind Flintenschüsse. Wenn wir im Kampfe nur auf Studenten und Professoren der Theologie treffen, wird schon Alles gut gehen. Und was das Uebrige betrifft, so wird die Disciplin die Hessen, Baiern und Sachsen stets am Abfall verhindern, wie sie uns Franzosen zwingt, uns zu schlagen, obgleich mehr als Einer keine Lust dazu hat. Gehorcht nicht der Soldat dem Korporal, der Korporal dem Sergeanten und so fort bis hinauf zum Marschall, der das thut, was der Kaiser will? Man sieht, daß der Pfarrer nie gedient hat, sonst würde er wissen, daß die Idee nichts und der Befehl Alles ist. Aber

ich will ihm nicht widersprechen, der Postmeister möchte mir sonst keine Flasche Wein mehr nach dem Abendessen bringen. Mögen sie denken, was sie wollen, ich wünsche nur, daß wir auf nichts Anderes als auf Theologen treffen.«

Unter solchem Gerede kam plötzlich am Morgen des 27. März der Befehl zum Aufbruch. Das Bataillon rastete die erste Nacht in Lauterbach, die folgende in Neu-Kirchen. Das Marschiren ging immerzu. Wer sich da nicht an das Tornistertragen gewöhnte, konnte sich wenigstens nicht über Mangel an Uebung beklagen, denn wir kamen gottlob rasch genug vorwärts. Mir wurde es mit den fünfzig Patronen in der Patrontasche, dem Tornister und dem Gewehr auf der Schulter schon seit Langem nicht mehr sauer – ich weiß nicht einmal, ob ich noch hinkte.

Wir waren übrigens nicht allein in Bewegung. Alles marschirte, überall traf man unterwegs auf Regimenter, Kavallerie-Abtheilungen; Kanonenreihen, Pulver- und Kugelzüge. Und das Alles bewegte sich auf Erfurt zu, wie nach einem starken Platzregen Tausende von kleinen Bächen aller Orten dem Strome zueilen.

Unsere Sergeanten sagten unter sich: »Wir kommen näher . . . die Sache wird ernsthaft werden!« Und wir dachten: »Um so besser! Diese vermaledeiten Preußen und Russen sind Ursache, daß man uns genommen hat; wären sie ruhig geblieben, würden wir noch in Frankreich sein!«

Dieser Gedanke erbitterte uns.

Und dann findet man überall Leute, die sich mit Vergnügen schlagen. Klipfel und Zebedäus sprachen von nichts Anderm, als wie sie über die Preußen herfallen wollten, und damit es nicht aussähe, als hätte ich weniger Muth als die Andern, sagte ich ebenfalls, es würde mir Vergnügen machen.

Am 8. April rückte das Bataillon in die Citadelle von Erfurt ein. Die Stadt ist sehr fest und reich. Ich meinestheils werde immer daran denken, wie in dem Augenblicke, als man uns auf dem Platze vor der Kaserne auseinander gehen hieß, der Wagenmeister dem Sergeanten unserer Compagnie ein Paquet Briefe übergab. Es

befand sich einer für mich darunter. Ich erkannte sofort Katherinens Handschrift, und das ergriff mich so, daß mir die Kniee zitterten.

Zebedäus nahm mein Gewehr und sagte: »Komm!« Er war ebenfalls recht froh, Nachrichten aus Pfalzburg zu erhalten.

Ich hatte den Brief in die Tasche gesteckt, und alle meine Landsleute folgten mir, denn sie wollten ihn vorlesen hören. Ich aber wollte ruhig auf meinem Bett sitzen, ehe ich ihn öffnete, und erst als wir in einen Winkel der Kasematte einquartiert waren und meine Flinte am Gewehrständer lehnte, begann ich. Die Andern lehnten sich dabei auf meinen Rücken. Mir liefen die Thränen die Backen entlang, weil Katherine mir mittheilte, daß sie für mich bete. Die Kameraden, als sie das hörten, sagten: »Wir sind sicher, daß man auch für uns zu Hause betet!« Und der Eine sprach von seiner Mutter, der Andere von seinen Schwestern, der Dritte von seiner Geliebten.

Am Ende hatte Herr Goulden noch einige Zeilen hinzugefügt, in denen er schrieb, daß in der Stadt Alles gut stände, daß ich Muth fassen sollte, und daß dieser Jammer nur kurze Zeit dauern würde. Besonders beauftragte er mich, den Kameraden mitzutheilen, daß man an sie dächte, und daß ihre Eltern sich beklagten, noch kein Sterbenswörtchen Nachricht von ihnen erhalten zu haben. Der Brief war ein großer Trost für uns Alle.

Und wenn ich bedenke, daß das am 8. April war, und daß die Kämpfe bald beginnen sollten, so betrachte ich ihn als das letzte Lebewohl aus der Heimat für die Hälfte von uns: mehrere sollten von ihren Eltern, von ihren Freunden, von Allen, die sie hier auf Erden liebten, nie mehr hören.

12.

Alles das war, wie Sergeant Pinto sagte, nur erst die Einleitung zum Feste, denn der Tanz sollte erst noch kommen.

Vorläufig thaten wir mit einem Bataillon von den Siebenundzwanzigern den Dienst auf der Citadelle und sahen von der Höhe der Wälle die ganze Umgegend mit Truppen bedeckt, die theils im Bivouac lagen, theils in den Dörfern cantonnirten.

Am 18., als ich von der Wache am Warthauer Thor zurückkam, sagte der Sergeant, der Zuneigung zu mir gefaßt hatte, zu mir:

»Füsilier Bertha, der Kaiser ist angekommen.«

Noch hatte Niemand etwas davon gehört, ich erwiderte daher:

»Mit Ihrer Erlaubniß, Sergeant, ich habe eben mit dem Sapeur Merlin, der vergangene Nacht den Ordonnanzdienst beim General hatte, ein Gläschen getrunken – aber er hat mir nichts dergleichen erzählt.«

Pinto blinzelte darauf mit den Augen und sagte:

»Alles regt sich . . . Alles fliegt . . . Du verstehst das nur noch nicht, Rekrut. Aber er ist da, ich fühle ihn bis in die Fingerspitzen. So lange er nicht am Platze ist, ist kein Ernst dahinter, und jetzt sieh da unten die Stafetten auf den Straßen hinsprengen . . . Alles gewinnt neues Leben. Warte nur den ersten Tag ab, und du wirst sehen: die Kaiserlichen und die Kosaken brauchen ihre Brillen gar nicht, um zu sehen, ob er bei uns ist – sie merken es auf der Stelle.«

Dabei lachte der Sergeant in seinen langen Bart.

Ich hatte ein Vorgefühl, als ob mir ein großes Unglück geschehen könnte, war aber gezwungen, ein heiteres Gesicht zu machen.

Um es kurz zu machen: der Sergeant täuschte sich nicht, denn gegen drei Uhr Nachmittags desselben Tages setzten sich alle Truppen, die um die Stadt herum Cantonnements bezogen hatten, in Bewegung, und gegen fünf Uhr ließ man auch uns ins Gewehr treten. Der Marschall Fürst von der Moskwa zog mit einer großen Menge von Officieren und Generalen, die seinen Stab bildeten, in die Stadt, und gleich darauf kam General Souham, ein alter, ganz

weißhaariger Officier, in die Citadelle und ließ uns auf dem Platze Revue passiren. Mit kräftiger Stimme, so daß Jeder ihn verstehen konnte, sagte er zu uns:

»Soldaten! Ihr werdet einen Theil der Avant-Garde des dritten Armee-Corps bilden. Bedenkt, daß ihr Franzosen seid. Es lebe der Kaiser!«

Darauf schrie Alles: »Es lebe der Kaiser!« und die Echos des Platzes warfen den Ruf mit furchtbarer Gewalt zurück.

Dann entfernte sich der General mit dem Obersten Zapfel.

Noch in derselben Nacht wurden wir durch die Hessen abgelöst und verließen Erfurt in Begleitung des zehnten Husaren-Regiments und eines Regiments badischer Jäger. Um sechs oder sieben Uhr Morgens befanden wir uns vor Weimar und erblickten beim Lichte der aufgehenden Sonne Gärten, Kirchen und Häuser mit einem Schlosse zur Rechten.

Man ließ uns an jener Stelle das Bivouac aufschlagen, während die Husaren zum Recognosciren in die Stadt ritten. Gegen neun Uhr, während wir abkochten, hörten wir plötzlich in der Ferne Schüsse fallen. Unsere Husaren waren in der Stadt auf preußische Husaren gestoßen, sie schlugen sich und feuerten die Pistolen auf einander ab. Das geschah aber in solcher Entfernung, daß wir so zu sagen nichts von dem Kampfe merkten.

Nach einer Stunde kamen die Husaren zurück. Sie hatten zwei Mann verloren. Das war der Beginn des Feldzugs. Wir blieben an jenem Orte fünf Tage, während welcher das ganze dritte Armee-Corps vorrückte. Da wir die Avant-Garde bildeten, mußten wir nach Sulza und Warthau hin weitermarschiren. Dort erblickten wir zuerst den Feind: Kosaken, die sich immer außer Schußweite zurückzogen. Und je mehr jene sich zurückzogen, desto muthiger wurden wir.

Was mich ärgerte, war, Zebedäus mit allen Zeichen schlechter Laune sagen zu hören:

»Die Kerle werden also nie Halt machen? werden also nie Stand halten?«

Ich dachte: »Wenn sie auskneifen – was können wir Besseres wünschen? Wir werden gewonnen haben, ohne daß uns etwas zu

Leide geschehen ist.«

Am Ende aber machten sie doch auf dem jenseitigen Ufer eines ziemlich breiten und tiefen Stromes Halt, und wir sahen eine Anzahl von ihnen sich bereit machen, uns in Stücke zu hauen, wenn wir zu unserm Unglück über den Fluß setzen sollten.

Es war am 29. April und begann Abend zu werden. Man konnte keinen schönern Sonnenuntergang sehen. Jenseits des Flusses streckte sich eine unabsehbare Ebene hin, und auf dem rothen Hintergrunde, den der Himmel bildete, zeichnete sich das Gewimmel dieser Reiter mit ihren vornüber gebogenen Tschakos, grünen Röcken, kleinen, unter dem Arm hängenden Patrontaschen und himmelblauen Hosen ab. Weiter hinten befand sich eine Anzahl Lanzenträger. Sergeant Pinto erkannte sie: es waren russische reitende Jäger und Kosaken. Er kannte auch den Fluß und sagte, es wäre die Saale.

Man näherte sich dem Wasser so weit als möglich, um auf die Reiter zu schießen, die sich weiter zurückzogen und endlich in der Abendröthe verschwanden. Dann schlug man am Flusse das Bivouac auf und stellte Schildwachen aus. Zur Linken lag ein Dorf. Dorthin begab sich ein Detachement, um den Versuch zu machen, gegen Geld Fleisch zu erhalten, denn seit der Ankunft des Kaisers hatten wir Befehl, Alles zu bezahlen.

In der Nacht, als wir abkochten, langten noch andere Regimenter von unserer Division an. Sie schlugen ihr Bivouac ebenfalls am Ufer auf, und die über das Wasser hinblitzenden Feuerstreifen boten einen prächtigen Anblick.

Niemand hatte Lust zum Schlafen. Zebedäus, Klipfel, Fürst und ich saßen um denselben Feldkessel und sagten, indem wir uns unter einander ansahen:

»Morgen wird es ernsthaft werden, wenn wir den Fluß überschreiten wollen. Unsere Kameraden in Pfalzburg, die jetzt im »Wilden Mann« ihren Schoppen trinken, ahnen gewiß nicht, daß wir hier am Rande eines Flusses hocken, um ein Stück Kuhfleisch zu verzehren, und daß wir auf der Erde schlafen und uns für unsere alten Tage den Rheumatismus holen werden, von den Säbelhieben

und Flintenschüssen, die für uns bestimmt sind und die wir vielleicht eher erhalten, als wir denken, gar nicht zu reden.«

»Bah!« sagte Klipfel, »das ist das Leben. Ich mache mir gar nichts daraus, auf Daunen zu schlafen und einen Tag wie den andern zu verbringen! Soll man wirklich leben, so muß es einem heute gut, morgen schlecht gehen – auf solche Weise macht der Wechsel Vergnügen. Und was die Flintenschüsse, Säbelhiebe und Bajonettstiche betrifft, so werden wir gottlob! eben so viel austheilen als einnehmen!«

»Gewiß,« sagte Zebedäus, während er seine Pfeife ansteckte. »Ich für mein Theil hoffe, daß mein Tod, wenn ich falle, nicht die Folge davon sein wird, weil ich die Stöße und Hiebe, die man mir beibrachte, nicht zurückgegeben habe.«

So schwatzten wir zwei oder drei Stunden. Leger hatte sich in seinen Mantel gewickelt, die Füße gegen das Feuer gekehrt und schlief, als plötzlich die Schildwache zweihundert Schritte von uns »Wer da?« rief.

»Frankreich!«

»Welches Regiment?«

»Sechstes Linienregiment.«

Es waren der Marschall Ney und der General Brenier mit Pionier-Offizieren und Artillerie. Der Marschall hatte »sechstes Linienregiment« geantwortet, weil er im Voraus wußte, wo wir lagerten: das freute uns und machte uns sogar stolz. Wir sahen ihn mit dem General Souham und fünf oder sechs andern höhern Offizieren vorüberreiten und erkannten ihn, trotzdem es Nacht war, sehr gut, denn der Himmel blitzte, von Sternen, der Mond ging auf, und man sah beinahe so gut wie am hellen Tage.

An einer Biegung des Flusses machten sie Halt. Man stellte dort sechs Kanonen auf, und gleich darauf kamen die Pontonniere mit einer langen Reihe von Wagen, die mit Bohlen, Pfählen und allem Material zum Bau zweier Brücken beladen waren. Unsere Husaren ritten am Flusse hin, um alle Boote zu requiriren, und die Kanoniere standen neben ihren Geschützen, um diejenigen, die etwa den Bau verhindern wollten, niederzukartätschen. Wir sahen der Arbeit lange

zu. Da hörte man von allen Seiten Werdarufe – es waren die anrückenden Regimenter des dritten Armee-Corps.

Gegen Morgen schlief ich endlich ein, und Klipfel mußte mich rütteln, um mich zu erwecken. Ueberall erscholl das Signal zum Sammeln. Die Brücken waren vollendet, wir sollten die Saale Passiren.

Es thauete stark. Jeder beeilte sich, sein Gewehr zu reinigen und den Mantel zusammenzurollen, um ihn auf den Tornister zu schnallen. Wir halfen uns dabei gegenseitig und stellten uns dann in Reih und Glied. Es mochte vier Uhr Morgens sein. Der Nebel, der vom Flusse aufstieg, verhüllte Alles wie mit einem grauen Schleier. Zwei Bataillone, die Soldaten in Rotten, die Officiere und die Fahne in der Mitte, zogen bereits über die Brücken. Ihr Marsch verursachte ein dumpfes Geräusch. Nach ihnen schaffte man die Kanonen und Munitionswagen hinüber.

Hauptmann Florentin hatte uns eben frisches Zündpulver aufschütten lassen, als General Souham, General Chemineau, Oberst Zapfel und unser Commandeur ankamen. Das Bataillon setzte sich nun in Marsch. Ich schaute mich immer um, ob nicht die Russen im Galopp herangesprengt kämen, aber es rührte sich nichts.

Sobald ein Regiment auf dem jenseitigen Ufer ankam, nahm es Gewehr bei Fuß und formirte ein Karree. Gegen fünf Uhr war die ganze Division drüben. Die Sonne zerstreute den Nebel, und wir erblickten dreiviertel Stunde von uns eine altersgraue Stadt mit spitzen Dächern, einen kugelförmigen, mit Schiefer gedeckten Kirchthurm, der ein Kreuz trug, und weiter hinten ein Schloß: das war Weißenfels.

Zwischen der Stadt und uns zog sich ein tiefer Terraineinschnitt hin. Marschall Ney, der gleich uns eben eingetroffen war, wollte vor Allem wissen, was in dieser Schlucht stecke. Daher wurden zwei Compagnien von den Siebenundzwanzigern als Plänkler vorausgeschickt, und die Karrees folgten im gewöhnlichen Schritt, die Officiere, Sapeure und Musiker in der Mitte, die Kanonen in den Zwischenräumen und die Munitionswagen hinter dem letzten Gliede.

Jeder mißtraute dieser Vertiefung, um so mehr, da wir am Tage vorher hier eine Kavalleriemasse erblickt hatten, die sich nicht bis an das Ende der weiten Ebene, die wir nach allen Richtungen hin überschauten, zurückgezogen haben konnte. Das war einfach unmöglich. Auch bin ich in meinem Leben nie argwöhnischer gewesen, als in jenem Augenblick: ich war auf irgend eine Ueberraschung gefaßt. Aber uns so in Reih und Glied, mit geladenem Gewehr, die Fahne in der Frontlinie, die Generale voll Zuversicht weiter hinten, ohne jede Hast und Ueberstürzung vorwärts marschiren zu sehen und die ganze Masse den Tritt markiren zu hören – das machte uns Muth. Ich sagte zu mir selbst: »Vielleicht retiriren sie, wenn sie uns sehen; das würde noch das Beste sein – für sie wie für uns.«

Ich stand auf der Front im zweiten Gliede hinter Zebedäus, und man mag daher beurtheilen, ob ich die Augen aufsperrte. Von Zeit zu Zeit blickte ich ein wenig seitwärts nach dem andern Karree, das in gleicher Linie mit uns vorrückte, und sah mitten drin den Marschall mit seinem Stabe. Alle hatten die großen Dreimaster quer gesetzt und reckten den Kopf in die Höhe, um aus der Ferne zu sehen, was vorging.

Die Plänkler gelangten jetzt nahe an die mit Gestrüpp und lebendigen Hecken bewachsene Schlucht. Schon einige Minuten vorher hatte ich weiter hinten auf dem gegenüber liegenden Abhang etwas schwanken und blitzen sehen, als wären es Getreidehalme, über die der Wind hinstreicht, und hatte dabei gedacht, das könnten wohl die Russen mit ihren Lanzen und Säbeln sein – es fiel mir aber schwer, daran zu glauben. In dem Augenblicke jedoch, wo unsere Schützen sich den Ginster- und Haidekrautbüschen näherten und an mehreren Orten das Feuern anfang, sah ich deutlich, daß es Lanzen waren. Gleich darauf zuckte gerade vor uns ein Blitz auf, und ein Kanonenschuß krachte. Die Russen hatten Kanonen, sie hatten eben auf uns gefeuert, und als ich, ich weiß nicht, durch was für ein Geräusch veranlaßt, den Kopf wandte, sah ich, daß sich in den Gliedern zur Linken eine Lücke befand. Gleichzeitig vernahm ich die Stimme des Obersten Zapfel, der kaltblütig commandirte:

»Aufgeschlossen!«

Und Hauptmann Florentin wiederholte:

»Aufgeschlossen!«

Das geschah so schnell, daß ich keine Zeit zum Nachdenken hatte. Aber fünfzig Schritte weiter erfolgte ein zweiter Blitz und ein gleiches Geräusch in den Reihen – es war wie ein starker Windstoß, der vorübersaust – und ich sah wieder eine Lücke, diesmal zur Rechten.

Und da der Oberst nach jedem Kanonenschuß der Russen immer wieder »Aufgeschlossen!« commandierte, begriff ich, daß es jedesmal eine Lücke auszufüllen gab! Dieser Gedanke brachte mich ganz aus der Fassung, aber es mußte weitermarschirt werden.

Ich wagte nicht mehr, daran zu denken, und gab meinen Gedanken eine andere Richtung, als General Chemineau, der in unser Karree eingetreten war, plötzlich mit furchtbarer Stimme: »Halt!« schrie.

Ich blickte nun auf und sah die Russen in geschlossenen Kolonnen auf uns einsprengen.

»Erstes Glied . . . aufs Knie! . . . fällt das Bajonett!« commandierte der General. »Fertig!«

Da Zebedäus niedergekniet war, stand ich so zu sagen im ersten Gliede. Mir ist, als sähe ich noch jetzt diese Masse von Pferden und Russen, die sich, den Säbel in der Faust, nach vorn beugten, in voller Schlachtordnung heranbrausen, und hörte noch immer den General hinter uns ruhig wie auf dem Exerzierplatze commandiren:

»Achtung auf das Commando Feuer. – Legt an . . . Feuer!« . . .

Die vier Karrees hatten zu gleicher Zeit geschossen – es war, als ob der Himmel einstürze. Kaum hatte der Rauch sich etwas verzogen, als wir die Russen in gestrecktem Galopp zurückjagen sahen. Aber jetzt donnerten unsere Kanonen, und die Kugeln waren schneller als die Pferde.

»Geladen!« commandierte der General.

Ich glaube, nie in meinem Leben ein solches Vergnügen empfunden zu haben.

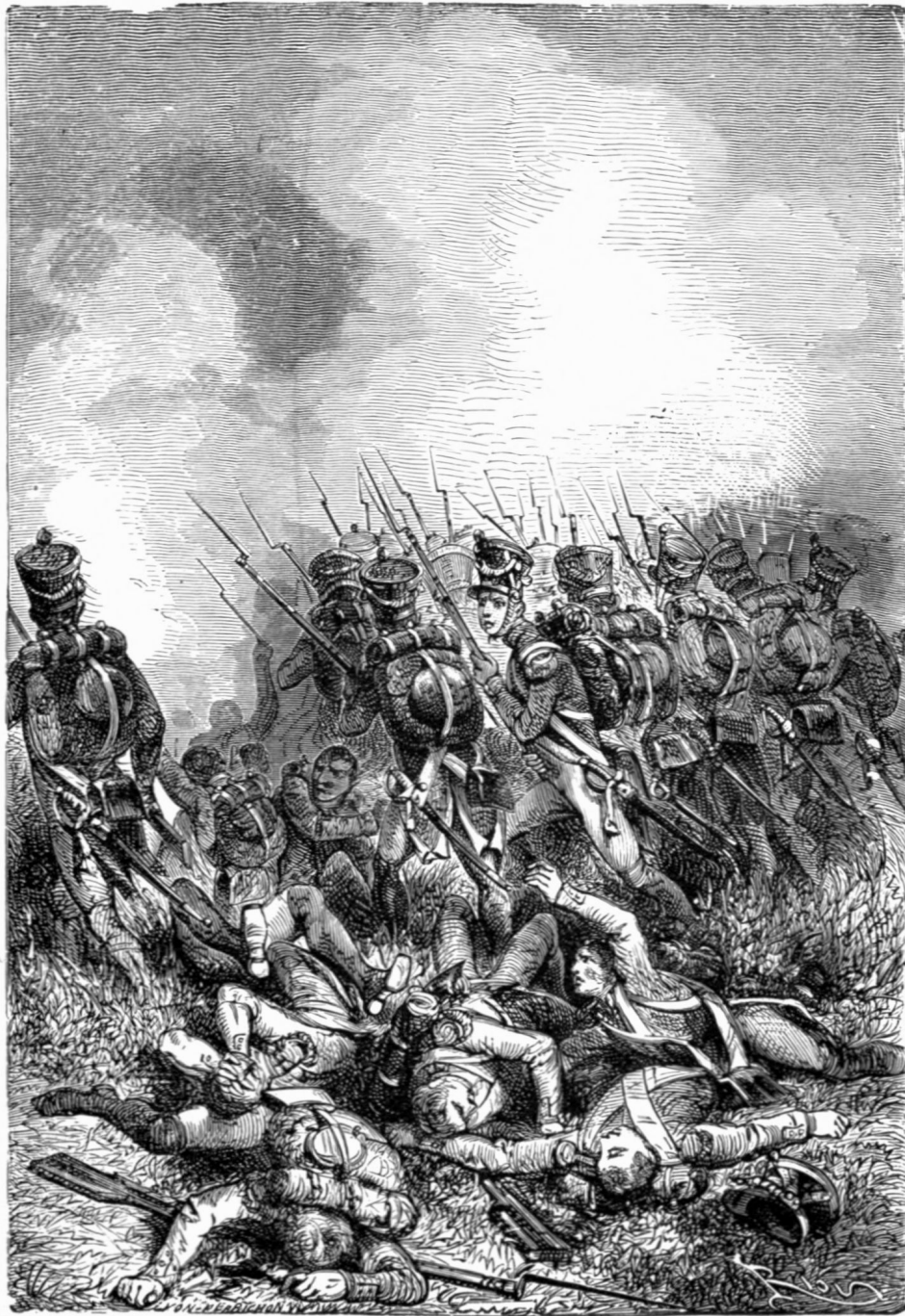
»Sieh, sieh, sie machen sich davon!« sagte ich bei mir selbst.

Und von allen Seiten hörte man den Ruf: »Es lebe der Kaiser!«

In der Freude meines Herzens stimmte ich in den Ruf ein wie die Andern. Das dauerte wohl eine Minute lang. Dann setzten sich die Karrees wieder in Bewegung – man glaubte schon, es wäre Alles beendet. Als wir aber noch zwei- oder dreihundert Schritt von der Schlucht entfernt waren, entstand ein fürchterliches Getöse, und der General commandirte zum zweiten Male:

»Halt! . . . Aufs Knie! . . . Fällt das Bajonett!« . . .

Die Russen sausten wie der Wind aus der Schlucht hervor, um über uns herzufallen. Sie kamen Alle zusammen: die Erde bebte unter den Hufen der Pferde. Man verstand kein Commando mehr, aber der natürliche Verstand der französischen Soldaten sagte ihnen, daß man in den Haufen schießen müsse, und so begann denn das Rottenfeuer zu knattern wie das Wirbeln der Trommeln bei den Paraden. Wer es nicht selbst gehört hat, wird sich nie einen Begriff davon machen können. Einige von den Russen kamen bis zu uns: man sah, wie sie sich in dem Qualm aufrichteten, gleich darauf aber sah man schon wieder nichts mehr.



Nach Verlauf einiger Minuten, während welcher immerfort geladen und geschossen wurde, erhob sich die schallende Stimme General Chennneau's über den Tumult, und man hörte das Commando: »Stellt das Feuer ein!«

Man wagte kaum zu gehorchen; jeder beeilte sich, noch einen Schuß abzugeben. Als aber der Rauch sich verzogen hatte, sah man die ungeheure Kavalleriemasse an der gegenüber liegenden Seite der Schlucht hinaufjagen.

Sogleich löste man die Karrees, um in Kolonnen zu marschieren. Die Trommeln wirbelten zum Angriff, die Kanonen donnerten.

»Vorwärts! . . . Vorwärts! . . . Es lebe der Kaiser!«

Wir marschirten über Haufen von Pferden und Menschen, die sich noch am Boden wanden, in die Schlucht hinab und kletterten im Laufschrift an der Seite nach Weißenfels zu wieder hinauf. Alle diese Kosaken und Jäger galoppirten, die Patrontasche auf dem Rücken, vor uns her so schnell, als sie konnten: die Schlacht war gewonnen!

Aber in dem Augenblicke, wo wir uns den Gärten der Stadt näherten, machten ihre Kanonen, die sie mit fortgeschafft hatten, hinter einer Art Obstgarten Halt und überschütteten uns mit Kugeln, von denen eine das Beil des Sapeurs Merlin zerschmetterte und ihm den Kopf wegriß. Dem Sapeur-Korporal Thome wurde sogar durch ein Stück von dem Beile der Arm zerschmettert, so daß ihm derselbe am Abend in Weißenfels abgenommen werden mußte. Wir begannen nun zu laufen, denn je schneller man ankommt, desto weniger Zeit haben die Andern zum Schießen – das begriff jeder von uns.

Endlich drangen wir, indem wir uns durch die Hecken, die Gärten und die Hopfenstangen hindurcharbeiteten, an drei Punkten bis zur Stadt vor. Der Marschall und die Generale kamen hinter uns. Unser Regiment bewerkstelligte seinen Einzug auf einer am Kirchhof entlang laufenden Pappelallee; als wir auf den Markt kamen, kam eine andere Kolonne auf der Hauptstraße heranmarschirt.

Wir machten dort Halt, und der Marschall schickte, ohne eine Minute zu verlieren, die Siebenundzwanziger ab, um eine Brücke zu nehmen und womöglich dem Feind den Rückzug abzuschneiden. Währenddem traf der Rest der Division ein und ordnete sich auf dem Platze in Reih und Glied. Der Bürgermeister und die Stadträthe von Weißenfels standen schon auf der Schwelle des Rathhauses, um uns willkommen zu heißen.

Als wir Alle wieder in Reih und Glied standen, ritt der Marschall Fürst von der Moskwa vor die Front und rief uns mit heiterer Miene zu:

»So ist's recht! . . . so lasse ich mir's gefallen! . . . Ich bin zufrieden mit euch! . . . Der Kaiser soll euer wackeres Verhalten erfahren! . . . Es ist brav so!«

Er konnte sich des Lachens nicht erwehren, weil wir auf die Kanonen zugerannt waren.

Und als General Souham zu ihm sagte:..Es macht sich mit den Burschen!« erwiderte er:

»Ja, ja, das liegt im Blute! liegt im Blute!«

Ich für mein Theil war seelenvergnügt, daß ich nichts bei diesem Gefechte abbekommen hatte.

Das Bataillon blieb bis zum folgenden Tage in Weißenfels. Man quartirte uns bei den Bürgern ein, die uns fürchteten und uns Alles gaben, was wir verlangten. Am Abend kamen die Siebenundzwanziger zurück und wurden in dem alten Schlosse einquartirt. Wir waren sehr ermüdet. Nachdem wir daher zwei oder drei Pfeifen geraucht und dabei von unsern Heldenthaten gesprochen hatten, legten wir uns, Zebedäus, Klipfel und ich, in der Werkstatt eines Tischlers auf einen Haufen Hobelspäne zum Schlafen nieder und lagen dort bis Mitternacht, wo man wieder zum Sammeln blies. Wir mußten nun wieder aufstehen. Der Tischler gab uns Branntwein, und wir brachen auf. Es regnete in Strömen. Das Bataillon bezog noch in derselben Nacht ein Bivouac vor dem Dorfe Cleben, zwei Stunden von Weißenfels. Wegen des Regens waren wir aber nicht sehr aufgeräumt.

Nach und nach stießen noch mehrere andere Abtheilungen zu uns. Der Kaiser war in Weißenfels angekommen, und das ganze dritte Armee-Corps sollte uns folgen. Den ganzen Tag wurde davon gesprochen; mehrere freuten sich darüber. Am nächsten Tage brach das Bataillon gegen fünf Uhr Morgens als Avantgarde von Neuem auf.

Vor uns lag ein Bach, die Rippach genannt. Anstatt aber einen Umweg zu machen, um eine Brücke zu erreichen, wateten wir auf

der Stelle hindurch. Das Wasser ging uns bis an die Hüften, und während ich meine Schuhe aus dem Schlamm zog, dachte ich: »Wenn man dir das früher, als du bei Herrn Goulden Kopfschmerzen zu bekommen fürchtest und zwei Mal wöchentlich die Strümpfe wechseltest, gesagt hätte, würdest du es nicht geglaubt haben! Es passieren einem doch schreckliche Dinge im Leben!«

Als wir auf der andern Seite des Baches in den Binsen entlang marschirten, entdeckten wir auf den Höhen zur Linken eine Anzahl von Kosaken, die uns beobachteten. Sie folgten uns langsam, ohne einen Angriff zu wagen, und ich sah nun ein, daß der Schlamm und Morast doch zu etwas gut seien.

Wir marschirten in dieser Weise schon länger als eine Stunde, und es war bereits völlig Tag geworden, als furchtbares Gewehrfeuer und Kanonendonner uns plötzlich veranlaßte, nach Cleben hinüberzuschauen. Der Commandeur lugte von seinem Pferde aufmerksam über das Schilfrohr weg.

Das dauerte lange Zeit. Sergeant Pinto meinte:

»Die Division rückt vor und wird angegriffen.«

Die Kosaken horchten ebenfalls auf und verschwanden erst nach etwa einer Stunde. Dann sahen wir die Division auf der Ebene zur Rechten kolonnenweise anrücken und Massen russischer Kavallerie vor sich hertreiben.

»Vorwärts!« rief der Commandeur.

Und wir begannen zu laufen, ohne zu wissen warum, indem wir immer dem Bache folgten, bis wir an eine alte Brücke gelangten, bei welcher die Rippach und die Grune sich vereinigen. Wir sollten an dieser Stelle den Feind aufhalten, aber die Kosaken hatten unsere List bereits entdeckt: ihr ganzer Heerhaufen ging hinter die Grune zurück, indem er eine Furt benutzte. Als die Division zu uns stieß, erfuhren wir, daß der Marschall Bessieres durch eine Kanonenkugel getötet worden sei.

Wir verließen dann die Brücke, um unser Bivouac vor dem Dorfe Görschen aufzuschlagen. Es ging das Gerücht, daß eine große Schlacht nahe bevorstehe, und daß Alles, was bis dahin geschehen war, nur ein kleines Vorspiel wäre, um zu erproben, ob die Rekruten

auch im Feuer Stand hielten. Danach kann sich nun jeder die Gedanken vorstellen, die einen vernünftigen Menschen überschleichen mußten, der sich wider seinen Willen in dieser Lage und unter so sorglosen Menschen befand wie Fürst, Zebedäus und Klipfel, die ganz vergnügt waren, gerade als ob ihnen dergleichen Ereignisse etwas Anderes hätten eintragen können als Flintenschüsse, Säbelhiebe und Bajonettstiche.

Den ganzen Rest des Tages und sogar einen Theil der Nacht dachte ich an Katherine und bat Gott, mein Leben zu schützen und mir meine Hände zu erhalten, die dem Armen unentbehrlich sind, damit er seinen Lebensunterhalt verdienen kann.

13.

Auf dem Hügel vor Groß-Görschen wurden Feuer angezündet, und ein Detachement stieg in das Dorf hinab und brachte fünf oder sechs alte Kühe zum Abkochen zurück. Wir waren aber so müde, daß eine große Anzahl von uns den Schlaf dem Essen vorzog. Inzwischen trafen immer noch neue Regimenter mit Kanonen und Schießbedarf ein, und gegen elf Uhr lagerten auf dem Hügel zehn bis zwölftausend, im Dorfe zweitausend Mann – die ganze Division Souham. Der General und seine Ordonnanz-Officiere befanden sich in einer großen Mühle zur Linken neben einem fließenden Wasser, das man den »Floßgraben« nennt. Die Schildwachen standen auf Schußweite rings um den Hügel. In Folge der großen Anstrengung schlief auch ich endlich ein, wachte aber jede Stunde wieder auf, denn hinter uns in der Richtung jener Straße, die an der alten Brücke bei Poserna beginnt und sich bis nach Lützen und Leipzig hin erstreckt, vernahm ich in der Nacht ein großes Getöse, ein Rollen von Wagen, Kanonen und Pulverkarren, das bald stärker, bald schwächer durch die Stille klang.

Der Sergeant Pinto schlief nicht. Er rauchte seine Pfeife und trocknete dabei die Füße am Feuer. Jedes Mal, wenn Einer oder der Andere sich bewegte, wollte er reden.

»Nun, Rekrut?« sagte er.

Aber man stellte sich, als höre man ihn nicht, drehte sich gähmend um und schlief wieder ein.

Die Thurmuhr in Groß-Görschen schlug sechs Uhr, als ich erwachte. Von dem Marsche im Morast waren mir die Hüft- und Schenkelknochen wie zerschlagen. Dennoch richtete ich mich auf, indem ich die Hände auf die Erde stemmte: ich wollte mich wärmen, denn mich fror sehr. Das Feuer qualmte, nur noch Asche und einige Kohlen waren übrig. Der Sergeant war aufgestanden und betrachtete die nebelweiße Ebene, über die einige Sonnenstrahlen hinblitzten.

Um uns schlief Alles, die Einen auf dem Rücken, andere auf der Seite, die Füße nach dem Feuer gekehrt. Einige schnarchten oder

sprachen im Traum.

Als der Sergeant sah, daß ich erwacht war, nahm er eine glühende Kohle und legte sie auf seine Pfeife. Dann sagte er:

»He! Füsilier Bertha, wir sind jetzt also in der Nachhut?«

Ich begriff nicht recht, was er damit sagen wollte.

»Das setzt dich in Erstaunen, Rekrut?« sprach er weiter. »Aber das ist doch ganz klar: wir hier haben uns nicht gerührt, aber die Armee hat sich davon gemacht. Gestern stand sie dort vor uns an der Rippach, in diesem Augenblicke steht sie hinter uns bei Lützen: anstatt an der Spitze befinden wir uns jetzt im Nachtrab.«

Und indem er schadenfroh die Augen einkniff, that er zwei oder drei starke Züge aus seiner Pfeife.

»Und was gewinnen wir dabei?« fragte ich.

»Wir gewinnen dabei, daß wir zuerst nach Leipzig und den Preußen über den Hals kommen werden,« gab er zur Antwort. »Du wirst das später schon begreifen, Rekrut.«

Ich richtete mich nun auf, um die Gegend zu betrachten, und sah eine weite, sumpfige Ebene vor mir, die von der Grune und dem Floßgraben durchschnitten wurde. Am Rande dieser beiden Bäche erhoben sich einige kleine Hügel, und im Hintergrunde zeigte sich ein breiteres Gewässer: der Sergeant sagte, es wäre die Elster. Der Morgennebel breitete seine Schleier über das Alles.

Als ich mich dann umdrehte, erblickte ich hinter uns im Thale die Spitze des Kirchthurms von Groß-Görschen und weiter hinten zur Rechten und Linken fünf oder sechs kleine Dörfer, die in den Vertiefungen zwischen den Hügeln erbaut waren, denn die Gegend ist sehr bergig, und die Dörfer Kaja, Eisdorf, Starsiedel, Rahna, Klein-Görschen und Groß-Görschen, die ich seitdem kennen gelernt habe, liegen alle zwischen diesen Hügeln am Rande kleiner, sumpfiger Teiche, an deren Ufern Pappeln, Weiden und Espen wachsen. Groß-Görschen, wo wir bivouakirten, war am weitesten in die Ebene nach der Elster zu vorgeschoben; am entferntesten lag Kaja, hinter welchem die Heerstraße von Lützen nach Leipzig entlang läuft. Man sah auf den Hügeln zwar nur die Wachtfeuer unserer Division, aber

das ganze dritte Armee-Corps lagerte in den Dörfern, und in Kaja befand sich das Hauptquartier.

Gegen sieben Uhr wurden die Schläfer durch die Trommeln und durch die Trompeten der reitendem Artillerie und des Trains geweckt. Man stieg nun in das Dorf hinunter, die Einen, um Holz, Andere, um Stroh und Heu zu holen. Dann kamen Fourage- und Munitionswagen an, und man vertheilte Brot und Patronen. Wir sollten in unserer Stellung bleiben und die Armee auf Leipzig zu vorüberziehen lassen, und aus diesem Grunde behauptete Sergeant Pinto, daß wir in der Nachhut wären.

Auch zwei Marketenderinnen kamen aus dem Dorfe herauf, und da ich noch fünf Sechsfrankenthaler hatte, bot ich Klipfel und Zebedäus ein Gläschen Schnaps an, um den Morgennebel unschädlich zu machen. Ich erlaubte mir auch, dem Sergeanten Pinto eins anzubieten; er nahm es an, indem er sagte, »daß Branntwein auf Brot den Muth belebe.«

Wir waren ganz vergnügt, und Niemand ahnte etwas von den fürchterlichen Dingen, die noch an diesem Tage geschehen sollten. Man glaubte die Russen und Preußen meilenweit von dem Gedanken entfernt, uns hinter der Grune zu suchen. Aber sie wußten, wo wir steckten, und gegen zehn Uhr sprengte plötzlich General Souham mit seinen Officieren in gestrecktem Galopp den Berg herauf: er hatte etwas gemerkt. Ich stand gerade bei den Gewehrpyramiden Wache und mir ist, als sähe ich ihn noch immer mit seinem ergrauten Kopfe und dem großen, weißbesetzten Hute zur Spitze des Hügels reiten, ein großes Fernrohr hervorziehen und vor das Auge halten, dann in Windeseile zurückkommen, in das Dorf hinuntersprengen und den Befehl ertheilen, zum Sammeln zu blasen.

Die Vorposten zogen sich jetzt auf uns zurück, und Zebedäus, der wahre Falkenaugen hatte, sagte:

»Ich sehe da unten an der Elster Truppenmassen durch einander wimmeln . . . und sogar einige, die in guter Ordnung vorrücken, während andere auf drei Brücken aus den Sümpfen hervorquellen. Ein schönes Sturzbad, wenn die uns Alle über den Hals kommen!«

»Oho,« rief Pinto, der den Kopf emporgereckt und die Hand als Visier über die Augen gelegt hatte, »das ist der Anfang zu einer Schlacht, oder ich verstehe mich nicht mehr darauf. Während unsere Armee auf Leipzig zu defilirt und sich über einen Raum von mehr als drei Meilen erstreckt, wollen diese Halunken von Preußen und Russen uns in der Flanke packen und uns auseinander reißen. Das ist von ihrer Seite sehr gut berechnet! Sie lernen die Kriegskunststücke alle Tage besser!«

»Aber wir hier, was sollen wir anfangen?« fragte Klipfel.

»Das ist sehr einfach,« entgegnete der Sergeant. »Wir sind hier zehn- bis zwölftausend Mann unter dem alten Souham, der nie einen Schritt zurückgewichen ist. Wir werden also stehen wie die Mauern, einer gegen sechs oder sieben, bis der Kaiser von der Geschichte unterrichtet ist und umkehrt, um uns zu Hilfe zu kommen. Seht, da sprengen schon die Ordonnanz-Officiere davon.«

Es war wirklich so: fünf oder sechs Officiere sprengten über die Lützener Ebene in unserm Rücken nach Leipzig hin. Sie ritten wie der Wind, und ich bat Gott in meinem Herzen, er möge sie in seiner Barmherzigkeit zur rechten Zeit ankommen lassen und uns die ganze Armee zu Hilfe schicken. Denn es ist schrecklich, hören zu müssen, daß man verloren sei, und ich wünsche es meinem ärgsten Feinde nicht, in einer solchen Lage zu stecken.

Sergeant Pinto sagte uns ferner:

»Ihr habt Glück, Rekruten. Wenn Einer oder der Andere von euch davonkommt, wird er sich rühmen können, etwas Exquisites gesehen zu haben. Seht nur diese blauen Linien da, die mit geschultertem Gewehr längs des Floßgrabens heranmarschiren – jede dieser Linien ist ein Regiment. Es sind ihrer dreißig, das macht sechzigtausend Preußen, ohne jene Reihen von Kavallerie zu rechnen, von denen jede eine Schwadron ist. Und jene Andern da, die links von ihnen an der Rippach vorrücken, und deren Waffen in der Sonne glänzen, das sind die Dragoner und Kürassiere der russischen Kaiser-Garde. Ich habe sie zum ersten Male bei Austerlitz gesehen, wo wir sie hübsch zurichteten. Das sind auch wohl noch achtzehn- bis zwanzigtausend. Jene Lanzenmasse hinter ihnen, das

sind Kosaken-Rotten. Und so werden wir denn in einer Stunde das Vergnügen haben, hunderttausend Mann, und zwar den hartköpfigsten, die es unter den Preußen und Russen giebt, Auge in Auge gegenüber zu stehen. Das ist, um deutlich zu reden, eine Schlacht, in der man das Kreuz gewinnt, und wenn man es nicht gewinnt, darf man nicht mehr darauf rechnen.«

»Glauben Sie, Sergeant?« fragte Zebedäus, der nie zwei klare Gedanken im Kopfe hatte und sich jetzt einbildete, er habe das Kreuz schon in der Hand. Seine Augen leuchteten wie Stieraugen, die an einer Sache immer nur die gute Seite sehen.

»Gewiß,« entgegnete der Sergeant, »denn man wird dicht an einander gerathen. Und erblickt man nun in dem Gedränge einen Obersten, eine Kanone, eine Fahne, kurz, irgend etwas, das einem in die Augen sticht, so stürzt man drauf los, trotz der Bajonettstiche, Säbelhiebe, Kolbenstöße oder dergleichen; man packt es, und kommt man glücklich davon, so wird man auf die Liste gesetzt.«

Während Pinto sprach, fiel mir ein, daß der Schulze von Felsenburg das Kreuz erhalten hatte, weil er Marie Louise mit seinem Dorfe auf blumenbekränzten Wagen unter dem Absingen alter deutscher Volkslieder entgegengefahren war, und ich fand seine Manier, das Kreuz zu erlangen, weit bequemer als die des Sergeanten Pinto.

Ich hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn auf allen Seiten wurde zum Sammeln geblasen. Jeder eilte nach dem Gewehrstand seiner Compagnie und nahm eiligst seine Flinte. Die Officiere stellten uns in Schlachtordnung, und aus dem Dorfe kamen im vollen Galopp Kanonen herauf. Man placirte sie oben auf die Anhöhe, etwas nach hinten, so daß der Kamm des Hügels ihnen als Brustwehr diente. Auch die Munitionswagen langten an. Weiter hinten, in den Dörfern Rahna, Kaja und Klein-Görschen, war Alles in Bewegung. Wir aber waren die Ersten, über welche die feindliche Masse herstürzen mußte.

Der Feind hatte in zwei Kanonenschußweiten Halt gemacht, und seine Reiter schwärmten zu Hunderten um die Anhöhe, um zu recognosciren. Schon beim bloßen Anblick dieser Masse von

Preußen, die am Floßgraben hielten, so daß beide Ufer desselben schwarz erschienen, und deren erste Reihen sich in Kolonnen zu formiren begannen, sagte ich zu mir selbst: »Dies Mal, Joseph, ist Alles verloren, Alles zu Ende . . . es giebt keine Hilfe mehr . . . Alles, was dir zu thun bleibt, besteht darin, daß du dich rächst, dich vertheidigst und mit keinem Mitleid hast . . . Wehre dich . . . wehre dich!« . . .

Als ich so dachte, sprengte General Chemineau allein vor die Front und commandirte: »Formirt das Karree!«

Alle Offiziere rechts und links, vorn und hinten, wiederholten das Commando, und so bildeten wir vier Karrees, jedes zu vier Bataillonen. Ich befand mich diesmal auf einer der Innenseiten und war froh darüber, denn ich meinte natürlich, daß die Preußen, die in drei Kolonnen anrückten, zuerst die vordern angreifen würden. Kaum aber hatte ich diese Bemerkung bei mir selbst gemacht, als ein wahrer Hagel von Kugeln das Karree durchsauste. Gleichzeitig begannen die Kanonen, welche die Preußen auf einem Hügel zur Linken aufgefahren hatten, zu brüllen und zwar ganz anders als bei Weißenfels: es nahm diesmal kein Ende! Sie hatten ungefähr dreißig grobe Geschütze auf jener Anhöhe stehen, man kann sich demnach vorstellen, was für Lücken sie machten. Die Kugeln pfften bald über uns hin, bald schmetterten sie in die Reihen, bald drangen sie in die Erde, die sie mit fürchterlichem Getöse aufwühlten.

Unsere Artillerie feuerte ebenfalls in einer Weise, daß man nur die Hälfte der feindlichen Kugeln pfeifen und brummen hörte, aber es half nichts. Den übelsten Eindruck machte übrigens der unaufhörliche Ruf der Officiere: »Aufgeschlossen! Aufgeschlossen!«

Wir standen von einer fürchterlichen Rauchwolke umhüllt, ohne daß wir einen Schuß abgegeben hatten, und ich sagte gerade bei mir selbst: »Wenn wir hier noch eine Viertelstunde bleiben, werden wir vernichtet, ohne uns vertheidigen zu können!« was mich entsetzlich dünkete, als plötzlich die ersten Kolonnen der Preußen mit einem befremdenden Getöse, gerade als ob eine Überschwemmung heranwoge, zwischen den beiden Anhöhen anlangten. Die drei ersten Seiten unseres Karrees, d. h. die Front und die beiden

ändern, welche rechts und links abschwenkten, gaben auf der Stelle Feuer, und Gott weiß, wieviel Preußen in diesem Terraineinschnitt blieben! Anstatt aber anzuhalten, fuhren ihre Kameraden fort, den Hügel emporzuklimmen, indem sie wie besessen: »Vaterland! Vaterland!« schrien und uns ihr Bataillonsfeuer auf hundert Schritt so zu sagen direct in den Leib jagten.

Dann begann der Kampf mit dem Bajonett und dem Kolben, denn sie wollten durchaus das Karree sprengen; sie waren gewissermaßen toll vor Wuth. Mein Lebtage werde ich daran denken, wie ein Bataillon dieser Preußen von der Seite gerade auf uns loskam und uns mit Bajonettstichen anfiel, die wir, ohne aus dem Glied zu treten, zurückgaben, und wie sie alle von zwei Geschützen, die fünfzig Schritt hinter dem Karree aufgepflanzt waren, niedergeschmettert und weggefeuert wurden.

Nun wagte keine andere Schaar mehr zwischen die Karrees einzudringen.

Sie stiegen den Hügel wieder hinunter, und wir luden unsere Gewehre, um sie bis auf den letzten Mann zu vernichten, als ihre Geschütze von Neuem zu spielen begannen, und wir ein starkes Getöse zur Rechten vernahmen. Das war ihre Kavallerie, welche die Lücken benutzen wollte, die die Kanonenkugeln in unsere Reihen rissen! Ich sah nichts von dieser Attaque, denn sie ging auf der Rückfront der Division vor sich, inzwischen aber schmetterten uns die Kugeln zu Dutzenden nieder. Dem General Chemineau war der Schenkel zerschmettert worden, und es konnte nicht länger so fortgehen, als man uns befahl, den Rückzug anzutreten, was wir mit einem Vergnügen thaten, das Jeder begreiflich finden wird.

Wir schwenkten um Groß-Görschen herum, immer verfolgt von den Preußen, mit denen wir fortwährend Schüsse wechselten. Die zweitausend Mann, welche sich im Dorfe befanden, hielten endlich den Feind durch ein aus allen Fenstern eröffnetes Schnellfeuer auf, während wir den Abhang hinaufmarschirten, um das zweite Dorf, Klein-Görschen, zu erreichen. Jetzt aber zog die ganze preußische Kavallerie auf der freien Seite heran, um uns den Rückzug abzuschneiden und uns zu zwingen, im Bereich ihrer Kanonen zu

bleiben. Dies Manöver erfüllte mich mit unglaublicher Entrüstung. Ich hörte, wie Zebedäus schrie: »Lieber drauf los, als dort stehen bleiben!«

Die Gefahr war in der That entsetzlich, denn jene Husaren- und Jäger-Regimenter kamen in guter Ordnung heran, ehe sie ihren Anlauf nahmen.

Wir marschirten noch immer rückwärts, als man uns vom Kamm des Abhangs aus zuschrie: »Halt!« und die Husaren, die bereits auf uns einsprengten, im selben Augenblicke mit einer fürchterlichen Kartätschen-Salve überschüttet wurden, die sie zu Hunderten niederstreckte. Es war die Division Girard, die uns so von Klein-Görschen her zu Hilfe kam. Sie hatte etwas weiter nach rechts eine Batterie von sechzehn Geschützen aufgepflanzt, die gute Wirkung that: die Husaren stoben schneller zurück, als sie herangekommen waren, und nun vereinigten sich die sechs Karrees der Division Girard in Klein-Görschen mit den unsrigen, um die preußische Infanterie aufzuhalten, die, drei Kolonnen vorn, drei andere, eben so starke, weiter hinten, immerfort vorrückte.

Wir hatten Groß-Görschen verloren, aber der Kampf zwischen Klein-Görschen und Rahna sollte noch schrecklicher werden.

Ich meinestheils dachte nur noch daran, mich zu rächen. Ich war so zu sagen toll vor Wuth und Groll gegen die, welche mir das Leben nehmen wollten, das Leben, dies höchste Gut des Menschen, das Jeder bewahren soll, so gut er kann. Ich empfand eine Art Haß gegen diese Preußen, deren Geschrei und trotziges Aussehn mich empörten. Dennoch machte es mir viel Vergnügen, Zebedäus noch bei mir zu sehen, und da wir in Erwartung neuer Angriffe das Gewehr bei Fuß genommen hatten, drückte ich ihm die Hand.

»Wir haben Glück gehabt!« sagte er. »Aber wenn nur der Kaiser bald kommt, denn sie sind zwanzig Mal stärker als wir . . . und wenn er nur Kanonen mitbringt!«

Er sprach nicht mehr davon, sich das Kreuz zu verdienen!

Ich blickte ein wenig zur Seite, um zu sehen, ob der Sergeant noch da wäre, und sah ihn ruhig sein Bajonett abwischen. Sein Aussehn war unverändert – das freute mich. Ich hätte auch gern

gewußt, ob Klipfel und Fürst sich noch in ihren Reihen befänden, aber das Commando: »Gewehr auf!« ließ mich an andere Dinge denken.

Die drei ersten feindlichen Kolonnen hatten auf dem Hügel bei Groß-Görschen Halt gemacht, um die drei andern zu erwarten, die mit geschultertem Gewehr herankamen. Das Dorf im Thale zwischen uns brannte, die Strohdächer loderten und der Qualm stieg bis zum Himmel empor. Auf einer Seite, zur Linken, sahen wir eine lange Reihe von Geschützen über die gepflügten Felder herankommen, sie wollten uns in die Flanke nehmen.

Es mochte zwölf Uhr sein, als die sechs Kolonnen sich in Bewegung setzten und rechts und links von Groß-Görschen sich große Massen von Husaren und reitenden Jägern ausbreiteten. Unsere Artillerie, die hinter den Karrees aus dem Kamm der Anhöhe stand, hatte ein fürchterliches Feuer gegen die preußischen Kanoniere eröffnet, die auf der ganzen Linie antworteten.

In den Karrees begannen die Trommeln zu wirbeln, um auf das Nahen des Feindes aufmerksam zu machen. Es klang wie das Summen einer Fliege während eines Sturms, und unten im Thale riefen die Preußen im Chore ihr: »Vaterland! Vaterland!«

Da der Wind auf uns zu blies, hüllte ihr Bataillonsfeuer beim Ersteigen des Hügels uns in eine Rauchwolke ein, so daß wir sie nicht sehen konnten. Trotzdem aber hatte unser Rottenfeuer begonnen. Man sah und hörte sich gegenseitig seit einer Viertelstunde nicht mehr, als plötzlich die preußischen Husaren in unserm Karree waren. Wie das gekommen, weiß ich nicht – kurz und gut, sie waren drin und kreisten zur Rechten und Linken, wobei sie sich von ihren kleinen Pferden herabbeugten, um uns unbarmherzig zusammenzuhauen. Wir drangen unter lautem Geschrei mit dem Bajonett auf sie ein, sie feuerten ihre Pistolen auf uns ab – es war schrecklich. – Zebedäus, der Sergeant Pinto, ich und einige zwanzig Andere von unserer Compagnie hielten zusammen. – Mein Lebtag werde ich diese bleichen Gesichter mit den bis zu den Ohren hinaufgestrichenen Schnurrbärten und den mit dem Sturmband unter dem Kinn befestigten Tschakos, sowie die Pferde, die sich

wiehernd auf Haufen von Verwundeten und Todten bäumten, nicht wieder vergessen und stets die Rufe hören, die wir, die Einen auf Französisch, die Andern auf Deutsch, ausstießen. Sie nannten uns: »Schweinepelze!« und der alte Sergeant Pinto schrie unaufhörlich: »Muthig, Kinder! Muthig!«

Nie habe ich begreifen können, wie wir aus dem Getümmel herauskamen: wir marschirten aufs Gerathewohl im Pulverdampf umher und wanden uns durch Flintenschüsse und Säbelhiebe hindurch. Ich erinnere mich nur, daß Zebedäus mir alle Augenblicke zuschrie: »Komm! Komm!« und daß wir uns endlich mit dem Sergeanten Pinto und sieben oder acht andern Kameraden von der Compagnie hinter einem noch stehenden Karree auf einem sich abdachenden Felde befanden.

Wir sahen aus wie Schlächter.

»Von Neuem geladen!« commandirte der Sergeant.

Und jetzt erst, beim Laden, sah ich, daß Blut und Haare an der Spitze meines Bajonetts klebten, was mir bewies, daß ich in meiner Wuth fürchterliche Stöße ausgetheilt hatte.

Nach einer Minute fuhr Pinto fort:

»Das Regiment ist zersprengt . . . diese preußischen Halunken haben es zur Hälfte niedergesäbelt . . . Wir werden es später wiederfinden . . . Für den Augenblick muß der Feind verhindert werden, in das Dorf einzudringen. – In Zügen rechts um! Vorwärts! Marsch!«

Wir stiegen eine kleine Treppe hinunter, die in einen der Dorfgärten führte, und traten in ein Haus, dessen Hinterthür der Sergeant mit einem großen Küchentisch verrammelte. Dann deutete er auf die nach der Straße führende Thür und sagte:

»Das ist unsere Rückzugslinie.«

Wir stiegen darauf in das erste Stock hinauf und traten in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das die Ecke am Fuße des Hügels bildete. Es hatte zwei Fenster nach dem Dorfe zu und zwei andere, die auf den Hügel hinausgingen, der ganz in Pulverrauch gehüllt war, und auf dem das Knattern des Rottenfeuers und der Kanonendonner noch immer fort dauerte. In einem Alkoven im Hintergrunde stand

ein ungemachtes Bett und vor dem Bett eine Wiege – die Leute waren ohne Zweifel bei Beginn der Schlacht geflohen. Aber unter den Vorhängen halb verborgen, sah uns ein Hund mit weißem, buschigen Schweife, aufrechtstehenden Ohren und spitzer Schnauze mit leuchtenden Augen an. Das Alles dünkt mich wie ein Traum.

Der Sergeant hatte ein Fenster geöffnet und feuerte bereits in die Straße, auf der zwei oder drei preußische Husaren zwischen Haufen von Karren und Düngerbergen vordrangen. Hinter ihm standen die Andern und lauerten mit schußbereiter Waffe. Ich schaute nach dem Hügel hinüber, um zu sehen, ob das Karree noch Stand hielt, und bemerkte es in der Entfernung von fünf- oder sechshundert Schritten, wie es in guter Ordnung zurückwich und auf allen vier Seiten auf die Reitermassen feuerte, die es umschwärmten. Mitten drin erblickte ich im Pulverdampfe den Obersten, einen vierschrötigen, untersetzten Mann, zu Pferde und den Säbel in der Faust, und neben ihm die Fahne, die so zerfetzt war, daß sie nur noch einem Lappen glich, der an einer Stange hängt.

Weiter hinten, zur Linken, brach an der Biegung der Landstraße eine feindliche Kolonne hervor und marschierte auf Klein-Görschen los. Diese Kolonne wollte sich quer zwischen die Unsern und das Dorf schieben und ihnen so den Rückzug abschneiden, aber wie wir waren bereits hunderte von versprengten Soldaten angelangt, und von allen Seiten strömten noch neue hinzu, einige, indem sie sich alle fünfzig Schritt umwandten und ihr Gewehr abfeuerten, andere, die verwundet waren, indem sie sich mühsam fortschleppten, um nur irgend wohin zu kommen. Sie drangen in die Häuser, und als die Kolonne immerfort näher kam, wurde aus allen Fenstern ein Schnellfeuer auf sie eröffnet. Das hielt sie auf, um so mehr, da im selben Augenblick auf dem Hügel zur Rechten die Divisionen Brenier und Marchand aufzumarschieren begannen, die der Fürst von der Moskwa uns zu Hilfe schickte.

Wir erfuhren nachher, daß der Marschall Ney dem Kaiser zwar nach Leipzig zu gefolgt war, jetzt aber auf den Kanonendonner hin zurückkam.

Die Preußen machten also an jener Stelle Halt, und das Feuer hörte auf beiden Seiten auf. Unsere Karrees und Kolonnen erklimmten den Abhang, der Starsiedel gegenüber lag, und Alles im Dorfe beeilte sich, die Häuser zu räumen und wieder zu seinem Regiment zu kommen. Das unsere war unter zwei oder drei andere gemengt, und als die Divisionen vor Kaja Gewehr bei Fuß nahmen, hatten wir Mühe, uns zusammenzufinden. Man verlas den Appell – es blieben zweiundvierzig Mann von unserer ganzen Compagnie. Der lange Fürst und Leger waren nicht mehr da, aber Zebedäus, Klipfel und ich waren mit heiler Haut davongekommen.

Unglücklicherweise jedoch war die Geschichte noch nicht zu Ende, denn die Preußen, die unser Rückzug unverschämt und übermüthig machte, trafen bereits von Neuem Anstalten, uns in Kaja anzugreifen. Eine Masse von Verstärkungen stieß zu ihnen, und ich konnte mich bei diesem Anblick nicht des Gedankens erwehren, daß der Kaiser da eine für einen so großen Heerführer doch recht schlechte Idee gehabt habe, auf Leipzig loszugehen und uns inzwischen durch eine Armee von mehr als hunderttausend Mann überfallen zu lassen.

Als wir gerade dabei waren, uns hinter der Division Brenier von Neuem zu ordnen, stürmten achtzehntausend alte Soldaten der preußischen Garde im Laufschrift die Anhöhe herauf, wobei sie die Tschakos unserer gefallenen Kameraden als Siegeszeichen auf den Bajonetten trugen. Gleichzeitig entspann sich der Kampf auch zur Linken, zwischen Klein-Görschen und Starsiedel. Die Masse russischer Kavallerie, die wir am Morgen hinter der Grune bemerkt hatten, wollte uns umgehen, aber das sechste Armeecorps war zu unserer Deckung herangekommen, und die Marine-Regimenter standen wie die Mauern. Die ganze Ebene war nur eine einzige Staub- und Rauchwolke, aus der man die Helme, Panzer und Lanzen zu Tausenden aufblitzen sah. Wir wichen unsererseits immer mehr und mehr zurück, als plötzlich etwas wie Blitz und Donner vor uns vorübersauste: es war Marschall Ney, der, gefolgt von seinem Generalstab, im gestreckten Galopp herankam. Nie habe ich ein solches Gesicht gesehen: seine Augen sprühten Funken, und seine

Nasenflügel zitterten vor Zorn! In einer Secunde hatte er die Linie in ihrer ganzen Tiefe durchmessen und befand sich vor der Front unserer Kolonnen. Alles folgte ihm, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt fortgerissen: anstatt zurückzuweichen, marschirte man jetzt den Preußen entgegen, und nach zehn Minuten war Alles im Feuer. Aber der Feind stand fest. Er glaubte sich schon Meister und wollte den Sieg nicht fahren lassen, um so mehr, als er immerfort Verstärkung erhielt und wir bereits durch einen ständigen Kampf erschöpft waren.

Unser Bataillon befand sich diesmal in der zweiten Linie, und die Kugeln flogen über uns weg. Ein weit schlimmeres Geräusch aber, das mir die Nerven zerriß, war das Klappern der Kartätschensalven in den Bajonetten: das piff wie eine Art fürchterlicher Musik, die weithin vernehmlich war.

Nichtsdestoweniger begannen wir unter Geschrei, Commandorufen und Gewehrfeuer über Haufen von Todten wieder abwärts zu marschiren, und unsere ersten Divisionen drangen von Neuem in Klein-Görschen ein. Man kämpfte dort Mann gegen Mann: auf der großen Dorfstraße war nichts zu sehen als geschwungene Flintenkolben und Generale zu Pferde, die den Degen führten wie gemeine Soldaten.

Das dauerte einige Minuten lang, und wir sagten schon in den Gliedern: »Es geht gut! . . . geht gut! . . . wir rücken vor!« Als aber auf preußischer Seite neue Truppen herankamen, waren wir gezwungen, zum zweiten Male zu weichen, und diesmal unglücklicherweise so schnell, daß eine große Anzahl bis nach Kaja hinein floh. Dies Dorf lag auf dem Hügel selbst und war das letzte diesseits der Heerstraße nach Lützen. Es besteht aus einer langen Reihe von Häusern, die durch kleine Gärten, Ställe und Bienenstände von einander getrennt werden. Wenn der Feind uns in Kaja forcirte, war die Armee in zwei Theile zerschnitten.

Während des Laufens erinnerte ich mich jener Worte Herrn Gouldens: »Wenn die Verbündeten uns unglücklicherweise schlagen, werden sie sich in unserm Lande für Alles das rächen, was wir ihnen seit zehn Jahren angethan haben!« Ich hielt die Schlacht für

verloren, denn selbst Marschall Ney ging inmitten eines Karrees mit den übrigen zurück, und die Soldaten trugen, um aus dem Getümmel zu kommen, verwundete Officiere auf ihren zu Tragbahnen verschränkten Gewehren fort. Kurzum, die Sache nahm eine schlechte Wendung. Ich kam auf der rechten Seite des Dorfes nach Kaja hinein, indem ich über die Hecken stieg und über die kleinen Stakete sprang, durch welche die Gärten von einander abgegrenzt sind.

Eben wollte ich um eine Scheunenecke biegen, als ich beim Aufblicken ungefähr fünfzig Officiere zu Pferde auf der Spitze eines gegenüber liegenden Hügels halten sah; weiter hinter ihnen sausten Artilleriemassen in gestrecktem Galopp auf der Leipziger Straße heran. Das veranlaßte mich, genauer hinzuschauen, und nun erkannte ich den Kaiser, der ein wenig vor den Uebrigen hielt: er saß auf seinem Schimmel wie in einem Lehnstuhl. Ich sah ihn unter dem fahlen Himmel sehr gut: er rührte sich nicht und beobachtete die Schlacht unten durch sein Fernglas.

Dieser Anblick erfreute mich so, daß ich aus Leibeskräften: »Es lebe der Kaiser!« rief. Dann eilte ich durch einen Gang zwischen zwei alten Häusern auf die Hauptstraße von Kaja. Ich war einer von den Ersten und sah noch, wie die Bewohner des Dorfes, Männer, Frauen und Kinder, eiligst in ihre Keller stürzten.

Mehrere Personen, denen ich diese Umstände erzählte, haben mir Vorwürfe gemacht, daß ich so schnell gelaufen sei, ich habe ihnen aber erwidert, daß, wenn Michel Ney zurückwich, Joseph Bertha wohl ebenfalls zurückweichen konnte.

Klipfel, Zebedäus, der Sergeant Pinto, Alle, die ich aus der Compagnie kannte, waren noch draußen, und ich hörte ein so fürchterliches Kampfgetöse, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann. Rauchmassen wälzten sich über die Dächer, die Ziegel rollten herab und fielen auf die Straße, und die Kugeln drückten die Wände ein oder zerschmetterten mit fürchterlichem Krachen die Balken.

Gleichzeitig strömten von allen Seiten durch die Gassen, über die Hecken und über die Zäune in den Gärten unsere Soldaten herein,

indem sie sich von Zeit zu Zeit umdrehten, um Feuer zu geben. Sie waren aus allen Regimentern durcheinander gewürfelt, ohne Tschakos, zerfetzt, blutbespritzt und wüthend, und jetzt, nach so vielen Jahren denke ich daran: es waren Alles Kinder, wahre Kinder, unter fünfzehn oder zwanzig hatte nicht einer einen Schnurrbart – aber der Muth ist dem Franzosen einmal angeboren!

Und als die Preußen unter der Führung alter Officiere, die fortwährend: »Vorwärts! Vorwärts!« schrien, wie eine Heerde von Wölfen, die einander auf den Rücken springen, um schneller vorwärts zu kommen, heranstürmten, eröffneten wir, etwa zwanzig oder dreißig Mann stark, von einer Scheunenecke aus und gegenüber einem Garten, indem sich ein kleines Bienenhäuschen und große, blühende Kirschbäume befanden, die ich noch jetzt vor mir zu sehen glaube, ein Schnellfeuer auf diese Halunken, die eine kleine Mauer weiter unten übersteigen und das Dorf nehmen wollten.

Wieviel von ihnen, sobald sie auf die Mauer gelangten, wieder in die Masse zurückstürzten, weiß ich nicht, es kamen aber immer wieder andere. Die Kugeln pfißen uns zu Hunderten um die Ohren und schlugen sich an dem Mauerwerk platt, der Kalk fiel von den Wänden, das Stroh hing von den Dachbalken herab, das große Thor zur Linken war ganz von Kugeln durchlöchert, und wir, nachdem wir hinter der Scheune geladen hatten, sprangen abwechselnd vor und wieder zurück, um in den Haufen zu schießen. Das dauerte nur gerade so lange, als man zum Anlegen und Abdrücken brauchte, und trotzdem waren schon fünf oder sechs von uns mit dem Gesicht nach unten an der Ecke des Heuschobers zu Boden gestürzt. Unsere Wuth war jedoch so groß, daß wir nicht darauf achteten.

Als ich zum zehnten Male vorsprang, fiel mir beim Anlegen die Flinte aus der Hand. Ich bückte mich, um sie aufzuheben, und stürzte dabei über sie hin – ich hatte eine Kugel in der linken Schulter. Das Blut strömte mir über die Brust wie warmes Wasser. Ich versuchte aufzustehen, aber Alles, was ich thun konnte, war, daß ich mich gegen die Mauer lehnte. Jetzt floß mir das Blut bis auf die

Schenkel herunter und der Gedanke überfiel mich, ich müsse an dieser Stelle sterben – dabei überlief es mich eiskalt.

Die Kameraden schossen noch immer über meinen Kopf weg, und die Preußen erwiderten das Feuer ohne Unterbrechung.

Da ich fürchtete, eine andere Kugel könne mich vollends tödten, klammerte ich mich mit der rechten Hand, um mich auf diese Weise fortzuziehen, so krampfhaft an die Mauerecke, daß ich in einen kleinen Graben fiel, der das Wasser von der Straße in den Garten leitete. Mein linker Arm war schwer wie Blei, der Kopf wirbelte mir, zwar hörte ich noch immer das Gewehrfeuer, aber nur wie im Traum. Dieser Zustand dauerte ohne Zweifel längere Zeit.

Als ich die Augen wieder öffnete, war die Nacht im Anzuge, und die Preußen zogen auf der Gasse im Laufschrift vorüber. Sie füllten schon das ganze Dorf. Im Garten mir gegenüber hielt ein alter General mit bloßem Haupte und weißem Haar auf einem großen, braunen Pferde. Mit schmetternder Stimme befahl er, Kanonen herbeizuschaffen, und einige Officiere sprengten mit verhängtem Zügel davon, um seine Befehle zu überbringen. Neben ihm stand auf der mit Todten bedeckten kleinen Mauer einer ihrer Chirurgen und verband ihm den Arm. Auf der andern Seite hielt weiter hinten zu Pferde ein sehr hagerer, russischer Officier, ein junger Mann, dessen Kopf ein Hut mit grünen, bouquetförmig herabfallenden Federn bedeckte. Das Alles sah ich mit einem Blick: den Alten mit der dicken Nase, der breiten, flachen Stirn, den lebhaften Augen und der kühnen Miene; die Andern um ihn her; den Arzt, einen kleinen, kahlköpfigen Mann mit einer Brille; und dann, sechs oder siebenhundert Schritt entfernt, zwischen zwei Häusern unten im Thale unsere Soldaten, die sich ordneten. Das Alles steht mir vor Augen, als ob ich noch an jener Stelle läge.

Es wurde nicht mehr geschossen, aber zwischen Klein-Görschen und Kaja erhob sich jetzt ein fürchterliches Geschrei. Man hörte dumpfes Rollen, Wiehern, Fluchen und Peitschenschläge. Ohne zu wissen, warum, schleppte ich mich aus dem Fahrgleise fort und lehnte mich wieder gegen die Mauer, und beinahe im selben Augenblicke bogen zwei Sechzehnpfünder, jeder mit sechs Pferden

bespannt, beim ersten Hause des Dorfes um die Ecke. Die reitenden Artilleristen peitschten die Pferde aus Leibeskräften, und die Räder schnitten in die Haufen von Todten und Verwundeten ein wie in Stroh: die Knochen krachten! Daher kam das fürchterliche Geschrei und Gewinsel, das ich gehört hatte – mir stiegen dabei die Haare zu Berge.

»Hierher!« rief der Alte auf Deutsch. »Zielt da unten hin, zwischen die beiden Häuser neben dem Brunnen!«

Die beiden Geschütze wurden sofort herumgedreht, die Pulver- und Kugelwagen kamen im Galopp nach. Der Alte, den linken Arm in der Binde, ritt näher heran, um zuzusehen, und während sie die Gasse hinaufritten, hörte ich, wie er in kurzem Tone an den jungen russischen Officier die Worte richtete:

»Sagen Sie dem Kaiser Alexander, daß ich in Kaja bin . . . Die Schlacht ist gewonnen, wenn man mir Verstärkungen schickt. Man berathe nicht lange . . . man handle! . . . Wir müssen auf eine fürchterliche Attaque gefaßt sein. Napoleon kommt . . . ich fühle es! In einer halben Stunde haben wir ihn mit seiner Garde auf dem Halse . . . Aber was es auch koste, ich werde ihm die Spitze bieten . . . Man verliere aber um Gottes willen nicht eine Minute . . . und der Sieg ist unser!«

Der junge Mann sprengte im Galopp in der Richtung nach Klein-Görschen davon, und im selben Augenblicke sagte Jemand neben mir:

»Der Alte – das ist Blücher . . . Ha! Schurke, wenn ich meine Flinte hätte!«

Als ich den Kopf umdrehte, erblickte ich einen alten, ausgedörrten, hagern Sergeanten mit tiefgefurchten Backen, der sich gegen das Scheunenthor lehnte, indem er, da ihm eine Kugel die Lenden zerschmettert hatte, die Hände als Krücken auf die Erde stemmte. Seine gelblichen Augen folgten schielend dem preußischen General, seine schon bleifarbene, gekrümmte Nase steckte wie ein Schnabel in seinem dichten Schnurrbart: er hatte eine zugleich fürchterliche und stolze Miene.

»Wenn ich meine Flinte hatte,« wiederholte er nochmals, »würdest du sehen, ob die Schlacht gewonnen ist.«

Wir waren die einzigen noch lebenden Wesen in diesem mit Todten überfüllten Winkel.

Ich dachte daran, daß man mich vielleicht am nächsten Tage mit all den Andern da drüben im Garten einscharren und daß ich Katherine nie mehr wiedersehen würde, und die Thränen liefen mir über die Backen. Unwillkürlich rief ich:

»Jetzt ist Alles aus!«

Her Sergeant sah mich darauf von der Seite an, und als er sah, daß ich noch so jung war, fragte er:

»Was hast du denn, Rekrut?«

»Eine Kugel in der Schulter, Herr Sergeant.«

»In der Schulter – das ist besser als in den Lenden: man kann davonkommen!«

Und nachdem er mich von Neuem betrachtet hatte, fügte er mit weicherer Stimme hinzu:

»Fürchte nichts . . . du wirst die Heimat wiedersehen.«

Ich dachte, er habe Mitleid mit meiner Jugend und wolle mich trösten. Aber mir war die Brust wie zerschmettert, und das raubte mir alle Hoffnung.

Der Sergeant sagte nichts mehr; er machte nur von Zeit zu Zeit eine Anstrengung, um den Kopf aufzurichten und nachzusehen, ob unsere Kolonnen noch nicht kämen. Dabei fluchte er zwischen den Zähnen und ließ sich endlich, indem er die Schulter in den Thorwinkel lehnte, zu Boden gleiten, indem er sagte:

»Mit mir ist's aus! . . . aber der große Halunke hat es wenigstens gebüßt.«

Dabei schaute er nach der vor uns liegenden Hecke, wo ein preußischer Grenadier auf dem Rücken ausgestreckt lag: das Bajonett steckte ihm noch in der Brust.



Es mochte jetzt sechs Uhr sein. Der Feind hatte alle Häuser inne und füllte die Gärten, die Baumpflanzungen, die Dorfstraße und die Nebengäßchen. Ich fror am ganzen Leibe und war, die Stirn auf die Kniee gestützt, erstarrt und betäubt, als das Donnern der Kanonen mich von Neuem aufrüttelte. Die beiden Geschütze im Garten und

einige andere, die weiter oben im Dorfe aufgepflanzt waren, gaben Feuer und beleuchteten bei jedem Schusse die Hauptstraße, auf der die Preußen und Russen sich durch einander drängten. Aus allen Fenstern wurde ebenfalls geschossen. Aber das war nichts im Vergleich zu dem Feuer der Franzosen da drüben auf dem Hügel. Und unten im Thale stürmte die junge Garde im Laufschrift, die Obersten, Commandanten und Generale mit hochgeschwungenen Degen und zu Pferde mitten unter den Bajonetten, in geschlossenen Kolonnen herauf. Alles war in einen grauen Nebel gehüllt und wurde nur von Secunde zu Secunde durch das Aufblitzen der achtzig Geschütze beleuchtet, die der Kaiser zu einer einzigen Batterie hatte auffahren lassen, um den Vorstoß zu unterstützen. Diese achtzig Geschütze verursachten ein fürchterliches Getöse, und das alte Gebäude, an das ich mich lehnte, erbebte davon trotz der Entfernung bis in die Grundmauern. Die Kugeln rissen auf der Straße ganze Reihen von Preußen und Russen nieder wie Sichelhiebe das Gras; jetzt war an ihnen die Reihe, aufzuschließen!

Hinter uns hörte ich die feindliche Artillerie antworten und dachte: »Mein Gott! wenn jetzt nur die Franzosen siegen, so werden ihre armen Verwundeten doch aufgelesen werden, während die Preußen und Kosaken zuerst an die ihren denken und uns Alle umkommen lassen würden.«

Auf den Sergeanten gab ich nicht mehr Acht. Ich beobachtete nur, wie die preußischen Kanoniere ihre Geschütze luden, richteten und abfeuerten, indem ich sie aus Herzensgrund verfluchte, und lauschte mit Entzücken auf die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« die aus dem Thale heraufzuschallen begannen, und die in den Pausen zwischen den Kanonensalven deutlich zu vernehmen waren.

Nach zwanzig Minuten endlich begannen die Preußen und Russen zu weichen. Sie strömten in Masse durch die Gasse zurück, in der wir lagen, um sich auf dem Abhang festzusetzen. Die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« näherten sich mehr und mehr. Die Kanoniere vor uns sputeten sich wie wahnsinnig, als drei oder vier Kugeln zwischen ihnen einschlugen, ein Rad zertrümmerten und sie mit Erde überschütteten. Ein Geschütz fiel auf die Seite, zwei Artilleristen

waren getötet, zwei andere verwundet. Da fühlte ich mich plötzlich beim Arm gepackt – ich wandte mich um und erblickte den alten Sergeanten, der, obschon halbtodt, mich anschaute und mit wilder Miene dabei lachte. Das Dach der Scheune sank zusammen, die Mauer bog und neigte sich, aber wir achteten nicht darauf. Wir sahen nur die Niederlage der Feinde und hörten unter all dem fürchterlichen Krachen und Donnern nur die immer näher und näher kommenden Rufe unserer Soldaten.

Plötzlich wurde der Sergeant weiß wie Kalk und rief:

»Da ist er.«

Und auf den Knien sich nach vorn neigend, die eine Hand auf die Erde stützend und die andere erhebend, schrie er mit schallender Stimme:

»Es lebe der Kaiser!«

Dann fiel er mit dem Gesicht auf den Boden und rührte sich nicht mehr.

Und als ich mich, um zu sehen, ebenfalls nach vorn neigte, erblickte ich Napoleon, wie er, den Hut auf den dicken Kopf gedrückt, in seinem grauen, offenen Mantel und mit einem breiten, quer über die weiße Weste laufenden rothen Bande kalt und ruhig, wie beleuchtet vom starren Glanz der Bajonette, mitten unter dem Gewehrfeuer den Abhang heraufsprengte. Alles wich vor ihm. Die preußischen Kanoniere ließen ihre Kanonen im Stich und sprangen über die Gartenmauer, trotz der Rufe ihrer Officiere, die sie zurückhalten wollten.

Alle diese Umstände habe ich gesehen, und sie sind mit feurigen Zeichen in mein Gedächtniß eingegraben. Von jenem Momente ab erinnere ich mich aber keines Umstands mehr, denn in der sichern Hoffnung auf unsern Sieg hatte ich das Bewußtsein verloren und lag wie ein Todter unter all den andern Todten.

14.

Mitten in der Stille der Nacht erwachte ich wieder. Wolkengestalten zogen über den Himmel, und der Mond schaute auf das verödete Dorf, die umgestürzten Kanonen und die aufgehäuften Leichen herab, wie er seit Anbeginn der Welt auf das plätschernde Wasser, das sprossende Gras und im Herbst auf die fallenden Blätter herabschaut. Die Menschen sind nichts im Vergleich zur unvergänglichen Natur – das begreifen die Sterbenden besser als Andere.

Ich konnte mich nicht rühren und empfand heftige Schmerzen. Nur mein rechter Arm war beweglich. Dennoch gelang es mir, mich auf dem Ellbogen aufzurichten, und ich sah nun bis tief in die Straße hinein die aufgehäuften Leichen. Der Mond goß sein bleiches Licht auf sie herab; sie waren weiß wie Schnee. Einige hatten Mund und Augen weit offen stehen, andere lagen, die Patrontasche und den Tornister auf dem Rücken, die Hand fest an das Gewehr geklammert, mit dem Gesicht auf der Erde. Ich sah das in fürchterlicher Deutlichkeit, und die Zähne klapperten mir vor Grausen und Entsetzen.

Ich wollte Hilfe rufen, vernahm aber nur einen schwachen Laut wie den Ruf eines schluchzenden Kindes und sank verzweifelt wieder zusammen. Aber der schwache Schrei, den ich in der Stille ausgestoßen hatte, rief nach und nach andere hervor, und das verbreitete sich nach allen Seiten: alle Verwundeten glaubten Hilfe kommen zu hören, und wer noch klagen konnte, rief. Dies Geschrei dauerte einige Minuten lang, dann wurde Alles wieder still, und ich hörte nur noch das langsame Schnauben eines Pferdes, das in meiner Nähe hinter der Hecke lag. Es wollte sich aufrichten, und ich sah, wie es den Kopf an dem langen Halse emporhob, dann fiel es wieder zurück.

Infolge der Anstrengung, die ich gemacht hatte, hatte meine Wunde sich wieder geöffnet, und ich fühlte von Neuem das Blut unter meinem Arm hervorrieseln. Ich schloß nun die Augen, um zu

sterben, und alle längst vergangenen Begebenheiten aus den Tagen meiner ersten Kindheit – die Gegenstände im Dorfe, als meine arme Mutter mich noch in ihren Armen schaukelte und mich mit Wiegenliedern einschläferte, die kleine Stube, der alte Alkoven, unser Hund Pommer, der mit mir spielte und mich auf der Erde hin und her rollte, der Vater, der Abends mit der Axt auf der Schulter heiter nach Hause kam und mich in seine breiten Hände nahm und mich küßte – all dieser Dinge erinnerte ich mich wie eines Traums.

»O arme Mutter . . . armer Vater!« . . . dachte ich, »wenn ihr gewußt hättet, daß ihr euer Kind mit so viel Liebe und Mühe erzogt, nur, damit es eines Tages elend umkomme, allein, fern von aller Hilfe! . . . wie würdet ihr trostlos gewesen sein, wie würdet ihr denen geflucht haben, die es in diesen Zustand versetzten! . . . Ach! wenn ihr nur da wäret! . . . wenn ich euch nur um Verzeihung bitten könnte für die Noth und die Mühe, die ich euch verursacht habe!«

Und bei diesem Gedanken flossen Thränen über mein Gesicht, und Wehmuth schwellte meine Brust – lange schluchzte ich leise in mich hinein.

Auch Katherine, Tante Gredel und der gute Herr Goulden kamen mir bald in den Sinn, und das war entsetzlich! meine Vorstellungen glichen einem Schauspiel, das sich unter euren Augen zuträgt: ich sah ihr Staunen und ihre Befürchtungen, indem sie die Nachricht von der großen Schlacht vernahmen, sah, wie Tante Gredel täglich die Heerstraße entlang ging, um zur Post zu eilen, während Katherine sie betend erwartete, sah, wie Herr Goulden allein in seinem Zimmer saß und in der Zeitung las, daß das dritte Armeecorps mehr gelitten habe als die übrigen, wie er mit gesenktem Kopfe in der Stube auf und ab ging und sich spät und nachdenklich an den Werk Tisch setzte. Meine Seele war bei ihnen in der Heimat: sie wartete gewissermaßen mit Tante Gredel vor der Post, sie kehrte niedergeschlagen mit ihr in das Dorf zurück, sie sah Katherine in ihrer Verzweiflung.

Dann ging eines Morgens der Briefbote Rödиг mit seiner Blouse und seinem kleinen Lederränzel nach Vier-Winden. Er öffnete die Thür der Hausflur und reichte Tante Gredel, die ganz bestürzt war,

ein großes Papier. Katherine stand hinter ihr, blaß wie eine Leiche – es war mein Todtenschein, der da eben angekommen war. Ich hörte das herzerreißende Schluchzen Katherinens, die auf die Erde niedergesunken war, und die Verwünschungen Tante Gredels, deren graues Haar sich aufgelöst hatte, wie sie schrie, daß es keine Gerechtigkeit mehr gebe . . . daß es für die braven Leute besser wäre, gar nicht auf Erden zu sein, da Gott sie verlasse! . . . Der gute Vater Goulden kam, um sie zu trösten. Aber als er hereintrat, begann er wie sie zu schluchzen, und Alle weinten in unbeschreiblicher Betrübniß und riefen:

»O armer Joseph! armer Joseph!«

Das zerriß mir das Herz.

Dann fiel mir ein, daß dreißig- oder vierzigtausend Familien in Frankreich, Rußland und Deutschland dieselbe Nachricht empfangen würden, und daß sie da zuweilen noch schrecklicher sein müßte, da eine große Anzahl von den Unglücklichen, die hier auf dem Schlachtfeld ausgestreckt lagen, noch Vater und Mutter hatte. Ich stellte mir das wie einen Fluch vor, einen ungeheuren Verzweiflungsschrei des Menschengeschlechts, der zum Himmel aufsteigt.

Da erinnerte ich mich auch jener armen Pfälzburger Frauen, die bei dem großen Rückzug aus Rußland in der Kirche beteten, und begriff jetzt, was damals in ihren Seelen vorging! . . . Ich dachte daran, daß auch Katherine bald dorthin eilen, und daß sie jahrelang beten und meiner gedenken würde . . . Ja, das war mein Gedanke, denn ich wußte, daß wir einander seit unserer Kindheit liebten, und daß sie mich nie würde vergessen können. Meine Rührung war so groß, daß mir unaufhörlich die Thränen über die Backen flossen. Und doch that es mir wohl, solches Vertrauen zu ihr im Herzen zu haben, und überzeugt zu sein, daß sie ihre Liebe bis ins Greisenalter bewahren, mich immer vor Augen haben und keinen Andern zum Manne nehmen würde.

Gegen Morgen begann der Thau zu fallen. Dies laute, eintönige Geräusch auf den Dächern, im Garten und auf der Gasse belebte die Stille. Ich dachte an Gott, der seit Anbeginn der Zeiten immer

dasselbe thut, dessen Macht ohne Grenzen ist, und der die Sünden vergiebt, weil er allgütig ist, und ich hoffte, er würde auch mir vergeben in Anbetracht meiner Leiden.

Da der Thau stark war, füllte er schließlich die kleine Wasserrinne an. Von Zeit zu Zeit hörte man im Dorfe eine Mauer einstürzen, ein Dach zusammenbrechen. Die Thiere, welche der Schlachtlärm scheu gemacht hatte, schöpften wieder Vertrauen und kamen beim Grauen des Tages hervor. In dem benachbarten Stalle meckerte eine Ziege, und ein großer Schäferhund schlich mit hängendem Schweife umher und musterte die Todten. Das Pferd begann bei seinem Anblick fürchterlich zu schnauben: vielleicht hielt es ihn für einen Wolf, und der Hund entfloh.

Ich erinnere mich aller dieser Einzelheiten, weil man im Augenblick des Sterbens Alles sieht, Alles hört. Man sagt sich gewissermaßen: »Sieh und höre . . . denn bald siehst und hörst du nichts mehr in dieser Welt!«

Noch weit besser aber ist mir das im Gedächtniß geblieben – und ich könnte es nie vergessen, wenn ich auch hundert Jahr alt würde! – als ich in der Ferne ein Geräusch von Stimmen zu vernehmen glaubte. O wie munter wurde ich da! wie lauschte ich! . . . wie richtete ich mich auf dem Ellbogen auf, um »Hilfe!« zu rufen . . . Es war noch Nacht, doch schon erhellte ein bleicher Tagesschimmer den Himmel. In weiter Ferne schwankte im Regen, der die Luft durchkreuzte, ein Licht durch die Felder, hier und dort Halt machend, und dann sah ich schwarze Gestalten sich bewegen und sich niederbeugen. Es waren nur formlose Schatten, aber auch Andere sahen das Licht, denn von allen Seiten stiegen jetzt Seufzer auf, Klagerufe, Laute, die so schwach waren, das man sie hätte für das Schluchzen kleiner Kinder halten können, die nach ihren Müttern rufen.

Mein Gott, was ist das Leben? Woraus besteht es, daß man einen so großen Werth darauf legt? Warum fürchten wir denn mehr als Alles in der Welt den Verlust dieses elenden Odems, der uns doch so viel Thränen und Leiden verursacht? Was ist uns denn vorbehalten,

daß bei dem geringsten Anlaß zur Todesfurcht Alles in uns schaudert und bebt?

Wer weiß es? Seit Jahrtausenden streiten sich die Menschen darüber, Alle denken darüber nach, und Niemand kann es sagen.

Ich in meiner Lebensgier betrachtete das Licht, wie der Ertrinkende das Ufer betrachtet . . . krampfhaft hielt ich mich aufrecht, um es mit dem Blick zu verfolgen, und mein Herz bebt vor Hoffnung. Ich wollte rufen – kein Laut kam über meine Lippen: das Rauschen der fallenden Tropfen in den Bäumen und auf den Dächern verschlang jeden Ton. Und trotzdem sagte ich zu mir: »Sie hören dich . . . sie kommen!« . . . Es schien mir, als sähe ich die Laterne den Fußsteig im Garten heraufkommen und das Licht bei jedem Schritte größer werden. Aber nachdem es einige Minuten auf dem Schlachtfelde umhergeirrt war, stieg es allmählich in eine Terrainsenkung hinunter und verschwand.

Besinnungslos fiel ich wieder zu Boden.

15.

In einem großen, hallenartigen, rings auf Pfeilern ruhenden Schuppen kam ich wieder zu mir. Irgend Jemand gab mir Wein und Wasser zu trinken, was ich sehr gut fand. Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich einen alten Soldaten mit grauem Schnurrbart, der mir den Kopf aufhob und mir das Trinkgeschirr an die Lippen hielt.

»Nun?« sagte er gutmüthig . . . »es geht besser?«

Ich lächelte ihm bei dem Gedanken, daß ich noch am Leben wäre, unwillkürlich zu. Brust und linke Schulter lagen in einem festen Verbande. Ich spürte wohl ein Brennen an jenen Stellen, aber das war mir gleichgültig – ich lebte.

Zunächst begann ich die dicken Balken zu betrachten, die sich oben mit einander kreuzten, und die Dachziegel, die an mehr als einer Stelle das Tageslicht hindurchließen. Nach einigen Minuten wandte ich dann den Kopf und erkannte, daß ich in einem jener geräumigen Schuppen lag, in denen die Brauer jener Gegend ihre Bottiche und Wagen unterzubringen pflegen. Rings herum auf Matratzen und Stroh lag eine große Menge von Verwundeten, und ungefähr im Mittelpunkte des Ganzen war ein Stabsarzt mit zwei Gehilfen, Alle mit zurückgestreiften Hemdsärmeln, beschäftigt, Jemandem auf einem großen Küchentische ein Bein abzunehmen. Der Verwundete stöhnte. Hinter ihnen lag ein Haufen abgeschnittener Arme und Beine – man mag sich nun vorstellen, was für Gedanken mir bei diesem Anblick durch den Kopf fuhren.

Fünf oder sechs Infanterie-Soldaten gaben den Verwundeten zu trinken und hatten zu diesem Zwecke Krüge und Becher.

Am meisten Eindruck aber machte der Stabsarzt auf mich mit seinen aufgestreiften Hemdsärmeln, der, ohne auf die Klagelaute zu achten, drauf los schnitt. Er hatte eine große Nase und eingefallene Backen und ereiferte sich alle Augenblicke gegen seine Gehilfen, die ihm nicht schnell genug die Messer, Pincetten, Charpie und Leinenstücke hinreichten oder nicht sofort mit dem Schwamme das

Blut aufwischten. Dessenungeachtet ging es nicht übel, denn in weniger als einer Viertelstunde hatten sie bereits zwei Beine abgeschnitten.

Draußen an den Pfeilern hielt ein großer Wagen voll Stroh.

Als man eben einen russischen Carabinier von mindestens sechs Fuß Länge, dem hinter dem Ohr eine Kugel in den Kopf gefahren war, auf den Tisch gelegt hatte und der Chirurg die kleinen Messer verlangte, um irgend eine Operation an ihm vorzunehmen, ging vor dem Schuppen ein Anderer, ein Stabsarzt von der Kavallerie, ein kurzer, dicker, blatternarbiger Mann vorüber. Er hielt eine Briefftasche unter dem Arm und stand in der Nähe des Wagens still.

»He! Forel!« rief er in heiterm Tone.

»Sieh da, Sie sind's, Duchene,« antwortete unser Arzt, indem er sich umdrehte. – »Wieviel Verwundete?«

»Siebzehn bis achtzehn Tausend.«

»Alle Wetter! – Nun, geht's gut heute Morgen?«

»Allerdings. Ich bin gerade dabei, eine Schenke zu suchen.«

Unser Stabsarzt trat nun aus dem Schuppen, um seinem Kollegen die Hand zu drücken, und beide begannen ruhig zu plaudern, während die Assistenz-Aerzte einen Schluck Wein tranken und der Russe verzweiflungsvoll die Augen rollte.

»Da, Duchene, Sie brauchen nur die Straße hinunterzugehen . . . dem Brunnen gegenüber . . . sehen Sie?«

»Ganz wohl!«

»Gerade gegenüber werden Sie die Schenke finden.«

»Ah! Gut . . . Danke schön! . . . Ich mache mich davon!« Der andere Stabsarzt ging darauf weg, und der unsere rief ihm nach:

»Guten Appetit, Duchene!«

Dann kehrte er zu seinem Russen zurück, der auf ihn wartete, und begann damit, daß er ihm den Hals vom Nacken herum bis zur Schulter aufschneidet. Er operierte mit dem Ausdruck schlechter Laune im Gesichte, indem er zu den beiden Assistenten sagte:

»Schnell doch, meine Herrn, schnell!«

Wie man sich vorstellen kann, stöhnte der Russe. Aber der Arzt achtete nicht darauf, legte ihm zum Schlusse, während er eine Kugel auf den Boden warf, einen Verband an und rief:

»Schafft ihn fort!«

Der Russe wurde vom Tisch heruntergehoben, die Soldaten betteten ihn auf eine Schütte Stroh neben die Uebrigen, und der Nächste kam an die Reihe.

Ich hätte nie geglaubt, daß dergleichen in der Welt geschehen könne, aber ich sah noch ganz andere Dinge, an die ich ewig denken werde.

Fünf oder sechs Strohsäcke von dem meinen saß ein alter Korporal mit bandagirtem Fuße. Er blinzelte mit den Augen und sagte zu seinem Nachbar, dem man eben den Arm abgenommen hatte:

»Rekrut, schau ein wenig auf den Haufen da – ich wette, du erkennst deinen Arm nicht wieder.«

Der Andere, der todtenblaß war, aber doch den größten Muth gezeigt hatte, sah hin und verlor fast im selben Augenblicke die Besinnung.

Der Korporal brach darauf in ein Gelächter aus und bemerkte:

»Er hat ihn schließlich doch erkannt . . . Es ist der da hinten mit dein kleinen, blauen Mal . . . Das bringt immer dieselbe Wirkung hervor.« Er bewunderte sich selbst, daß er diese Entdeckung gemacht habe, aber Niemand lachte mit.

Alle Augenblicke riefen die Verwundeten:

»Zu trinken!«

Wenn einer anfang, folgten alle andern seinem Beispiel. Der alte Soldat hatte ohne Zweifel Zuneigung zu mir gefaßt, denn beim Vorübergehen hielt er mir jedes Mal den Becher hin.

Ich blieb nicht länger als eine Stunde in dem Schuppen. Hinter dem ersten Wagen hatten sich ein Dutzend andere mit breiten Leitern aufgestellt. Landleute aus der Gegend mit Sammtkitteln und breiten, schwarzen Filzhüten warteten, die Peitsche auf der Schulter und ihre Pferde am Zügel haltend, auf die Abfahrt. Bald traf ein

Piquet Husaren ein, der Unterofficier sprang vom Pferde, trat in den Schuppen und sagte:

»Entschuldigen Sie, Herr Stabsarzt, aber hier ist eine Ordre, zwölf Wagen mit Verwundeten nach Lützen zu escortiren – werden sie hier beladen?«

»Ja, das ist hier,« erwiderte der Arzt.

Und unverzüglich begann man die erste Reihe auf die Wagen zu packen.

Bevor aber die Bauern und Krankenträger uns aufhoben, ließen sie uns noch einen tüchtigen Schluck trinken.

Sobald ein Wagen voll war, rückte er weiter, und der nächste fuhr vor. Ich saß auf dem dritten in der ersten Reihe auf dem Stroh neben einem Rekruten von den Siebenundzwanzigern, dem die rechte Hand fehlte. Hinter uns fehlte einem Andern ein Bein, einem Dritten war der Kopf gespalten, einem Vierten die Kinnlade zerschmettert und so weiter fort bis zum Ende des Wagens.

Man hatte uns unsere großen Mäntel gegeben, aber trotzdem die Sonne schien, fror uns doch dermaßen, daß nur die Nase, die Feldmütze oder der Verband aus dem Mantelkragen hervorsahen. Niemand sprach – man hatte genug an sich selbst zu denken.

Zuweilen fühlte ich einen fürchterlichen Frost und dann plötzlich wieder eine brennende Hitze, die mir bis in die Augen drang: das war der Anfang des Wundfiebers. Aber bei der Abfahrt von Kaja befand ich mich noch ganz gut, ich sah alle Gegenstände noch klar und deutlich, und erst später, in der Nähe von Leipzig, fühlte ich mich vollständig krank.

Man brachte uns also in der Weise unter, daß die, welche sich noch aufrecht halten konnten, in den ersten Wagen saßen, die Uebrigen dagegen in den hintern ausgestreckt lagen, und so fuhren wir ab. Die Husaren, die nebenher ritten, rauchten, lachten und schwatzten von der Schlacht, ohne auf uns zu achten.

Während unserer Fahrt durch Kaja traten mir alle Schrecken des Krieges klar vor Augen. Das Dorf war nur noch ein Trümmerhaufen. Die Dächer waren eingestürzt, nur die Giebel standen hier und da noch aufrecht; die Balken und Latten waren zerbrochen, und durch

die Löcher blickte man in die kleinen Stuben mit ihren Alkoven, Thüren und Treppen. Arme Leute, Frauen, Kinder und Greise, liefen trostlos im Innern hin und her wie in Käfigen, die unter freiem Himmel stehen. Zuweilen deutete ein Ofen in einem engen Stübchen oben unter dem Dache, ein kleiner Spiegel und Buchsbaumzweige darüber darauf hin, daß dort in Friedenszeiten ein junges Mädchen gehaust hatte.

Ach! wer konnte ahnen, daß all dies Glück eines Tages zerstört werden würde, und nicht durch die Gewalt des Sturmes oder den Zorn des Himmels, sondern durch die Wuth der Menschen, die noch weit schrecklicher ist!

Alles, selbst die armen Hausthiere, hatte ein verwaistes Aussehen in diesen Ruinen. Die Tauben suchten ihren Schlag, die Rinder und Ziegen ihren Stall: mit klagender Stimme brüllend und meckernd, liefen sie verwirrt durch die Gassen. Auf den Bäumen hockten Hühner, und überall, überall sah man die Spuren der Kanonenkugeln.

Vor dem letzten Hause saß ein Greis mit weißen Haaren auf der Schwelle seiner zerstörten Wohnung und hielt ein kleines Kind zwischen den Knien. In düsteres Brüten versunken, starrte er unsern Zug an. Sah er uns? Ich weiß es nicht. Aber auf seiner tiefgefurchten Stirn und in seinen glanzlosen Augen prägte sich die Verzweiflung aus. Wieviel Jahre der Arbeit, der Sparsamkeit und des Leidens waren nöthig gewesen, um ihm für seine alten Tage einige Ruhe zu sichern! Und jetzt war Alles vernichtet – er und das Kind hatten keine Stelle mehr, wo sie das Haupt hinlegen konnten! . . .

Und jene großen, viertelmeilenlangen Gruben, an denen die Leute aus der Gegend hastig schaufelten, damit nicht etwa die Pest das Menschengeschlecht vollends vernichte – auch sie sah ich von der Höhe des Hügels bei Kaja aus und wandte entsetzt die Augen ab. Ja, ich sah diese Massengräber, in welche man die Todten hineinwirft: Russen, Franzosen und Preußen, Alle durcheinander – wie Gott sie geschaffen hatte, einander zu lieben, vor der Erfindung der Federbüsche und der Uniformen, die sie zu Gunsten ihrer Herrscher von einander trennen und scheiden. Dort liegen sie und umarmen sich . . . und wenn sie, was man doch hoffen darf, wieder zum Leben

erwachen, werden sie sich lieben und sich verzeihen, indem sie den Frevel verfluchen, der sie seit langen Jahrhunderten daran hindert, auch vor dem Tode Brüder zu sein.

Noch weit trauriger aber war der Anblick der langen Reihe von Wagen, welche die Verwundeten fortführten, die Verwundeten, jene Unglücklichen, die man in den Siegesberichten nur erwähnt, um ihre Zahl herabzusetzen, und die in den Hospitälern, fern von ihren Lieben, wie die Fliegen hinsterben, während man Kanonenschüsse abfeuert und in den Kirchen betet aus Freude darüber, daß man soviel Menschen getötet hat!

Als wir nach Lützen kamen, war die Stadt so mit Verwundeten überfüllt, daß unser Zug Befehl erhielt, nach Leipzig weiterzufahren. Auf den Straßen sah man nur Unglückliche, die, bereits drei Viertel tot, die Häuser entlang auf Stroh gebettet lagen. Wir brauchten mehr als eine Stunde, um zu einer Kirche zu gelangen, wo man fünfzehn oder zwanzig von uns, die den Transport nicht mehr ertragen konnten, ablud.

Der Unteroffizier und seine Leute stiegen, nachdem sie sich in einer Schenke an der Ecke des Kirchplatzes erfrischt hatten, wieder zu Pferde, und wir setzten unsere Fahrt nach Leipzig fort.

Ich sah und hörte jetzt nicht mehr. Der Kopf wirbelte mir, meine Ohren summten, und ich hielt die Bäume für Menschen. Dabei empfand ich einen Durst, von dem man sich keinen Begriff machen kann.

Auf den verschiedenen Wagen hatten schon seit langer Zeit einige Andere zu schreien und fieberhaft zu träumen angefangen: sie sprachen von ihren Müttern und wollten mit aller Gewalt aufstehen und auf die Straße springen. Ich weiß nicht, ob auch ich dergleichen that, aber ich erwachte erst wie aus einem bösen Traum in dem Momente, wo zwei Männer, nachdem sie den Arm um mein Rückgrat gelegt hatten, mich jeder bei einem Beine nahmen und über einen düstern Platz trugen. Der Himmel blitzte von Sternen, und auf der Stirnseite eines großen Gebäudes, das sich tiefschwarz inmitten des nächtlichen Dunkels abzeichnete, glänzten unzählige Lichter: das war das Hospital der nach Halle zu liegenden Vorstadt von Leipzig.

Die beiden Männer stiegen mit mir eine Wendeltreppe hinauf. Ganz oben traten sie in einen Saal, in welchem dicht gedrängt drei Reihen Betten standen, und legten mich auf eins derselben nieder. Das Geschrei, die Flüche und Klagen, die man dort vernahm, sind nicht zu beschreiben: diese Hunderte von Verwundeten lagen alle im Fieber. Die Fenster standen offen, und die kleinen Laternen zitterten im Luftzuge. Lazarethgehilfen, Aerzte und Assistenten gingen mit ihren unter dem Arme festgebundenen Schürzen ab und zu. Und das dumpfe Geräusch in den untern Sälen, die herauf- und heruntersteigenden Leute, die neuen Transporte, die auf dem Platze ankamen, das Geschrei der Fuhrleute, das Peitschengeknall, das Stampfen der Pferde: das Alles brachte einen um den Verstand.

Dort empfand ich auch, während man mich entkleidete, zum ersten Male einen so fürchterlichen Schmerz in der Schulter, daß ich einen Schrei nicht unterdrücken konnte. Beinahe im selben Augenblicke trat auch ein Chirurg heran und machte den Leuten Vorwürfe, daß sie nicht Acht gäben. Das ist Alles, was mir von jener Nacht in der Erinnerung geblieben ist, denn ich war wie toll: ich rief Katherine, Herrn Goulden und Tante Gredel zu Hilfe, wie mir später mein Nachbar erzählte, ein alter Kanonier von der reitenden Artillerie, den meine Fieberträume am Schlafen hinderten.

Erst am andern Morgen gegen acht Uhr, beim ersten Umgang der Aerzte, sah ich den Saal genauer. Jetzt erfuhr ich auch, daß der linke Schulterknochen zerschmettert wäre.

Als ich erwachte, sah ich mich von einem Dutzend Aerzte umgeben. Einer von ihnen, den man »Herr Baron« nannte, öffnete den Verband meiner Wunde, ein Assistent am Fußende des Bettes hielt eine Schüssel mit warmem Wasser. Der Oberstabsarzt untersuchte meine Wunde, und die Andern beugten sich vor, um zu hören, was er dazu sagte. Er sprach einige Augenblicke mit ihnen, ich aber verstand von dem Allen nur, daß die Kugel von unten nach oben gegangen wäre, den Knochen zerschmettert hätte und hinten wieder herausgefahren wäre. Daraus ersah ich, daß er seine Sache verstand, denn die Preußen hatten von unten herauf über die Gartenmauer geschossen, die Kugel hatte also nach oben gehen

müssen. Er wusch selbst die Wunde aus und legte im Handumdrehen den Verband wieder an, so daß ich die Schulter nicht mehr bewegen konnte und Alles in Ordnung war.

Ich fühlte mich bedeutend besser. Zehn Minuten später zog ein Lazarethgehilfe mir ein Hemd an, ohne mir, in Folge seiner Gewandtheit, wehe zu thun.

Der Oberstabsarzt hatte inzwischen vor dem nächsten Bette Halt gemacht und rief:

»He! da bist du ja wieder, Alter!«

»Ja, Herr Baron, ich bin's schon wieder einmal,« antwortete der Kanonier, ganz stolz darauf, daß der Arzt ihn wiedererkannte. »Das erste Mal war's bei Austerlitz wegen einer Kartätschenkugel, dann bei Jena und dann bei Smolensk wegen zweier Lanzenstiche.«

»Ja, ja,« sagte der Arzt gleichsam gerührt. »Und was haben wir denn jetzt?«

»Drei Säbelhiebe über den linken Arm, die ich bei der Verteidigung meines Geschützes gegen die preußischen Husaren empfang.«

Der Arzt trat darauf näher und nahm den Verband ab, und ich hörte ihn währenddem den Kanonier fragen:

»Hast du das Kreuz?«

»Nein, Herr Baron.«

»Du heißt?«

»Christian Zimmer, Unterofficier beim zweiten Regiment der reitenden Artillerie.«

»Schön! Schön!«

Er verband nun die Wunden und sagte endlich, indem er sich wieder in die Höhe richtete:

»Es wird sich Alles machen!«

Dann wandte er sich um, plauderte mit den Andern und ging, nachdem er seinen Rundgang vollendet und den Lazarethgehilfen einige Befehle gegeben hatte, fort. Der alte Kanonier schien äußerst erfreut. Da ich aus seinem Namen entnommen hatte, er müsse aus dem Elsaß sein, begann ich in unserer Landessprache mit ihm zu plaudern, so daß er noch aufgeräumter wurde. Es war ein Bursche

von sechs Fuß Höhe mit breiten Schultern, platter Stirn, dicker Nase und röthlich-blondem Schnurrbart, rauh und hart wie ein Fels, aber trotzdem ein braver Kerl. Er kniff die Augen ein und spitzte die Ohren, wenn man im elsasser Dialect mit ihm redete; ich hätte auf gut Elsaßisch Alles von ihm verlangen können: er würde mir Alles gegeben haben, wenn er etwas gehabt hätte. Er hatte aber nichts zu eigen als Händedrücke, bei denen einem die Knochen krachten. Wie es bei uns zu Hause Sitte ist, nannte er mich Josephel und sagte:

»Josephel, hüte dich nur und nimm nicht die Arzneien, die man dir giebt . . . Nur was man kennt, darf man verschlucken . . . Was nicht gut riecht, taugt nichts. Wenn man uns täglich eine Flasche Reichenweier zukommen ließe, würden wir bald geheilt sein. Aber es ist natürlich bequemer, uns mit einer Handvoll niederträchtigen, in Wasser abgekochten Krautes den Magen zu verderben, als uns guten elsasser Weißwein zu geben.«

Als ich Furcht vor dem Fieber und vor dem, was ich sah, äußerte, nahm er eine ärgerliche Miene an und sagte, indem er mich mit seinen großen, grauen Augen musterte:

»Josephel, bist du denn verrückt, daß du Furcht hast? Können Burschen wie wir im Lazarethe sterben? Nein, nein . . . den Gedanken schlag' dir aus dem Sinn.«

Aber er hatte gut reden – die Aerzte fanden jeden Morgen bei ihrem Rundgange sieben oder acht Todte. Die Einen ergriff das Nervenfieber, die Andern eine Erkältung, und das Ende war immer die Bahre, die man auf den Schultern der Lazarethgehilfen vorüberkommen sah – so daß man niemals wußte, ob man Frost oder Hitze haben müsse, damit man gut fahre. Zimmer sagte:

»Das Alles kommt von den schlechten Arzneien, Josephel, die die Mediciner erfinden. Siehst du den langen Dürrländer da? Der kann sich rühmen, mehr Menschen getödtet zu haben als ein Feldgeschütz: er ist gewissermaßen mit Kartätschen geladen, und die Lunte immer in Brand. Und dieser kleine Braune hier? Ich an des Kaisers Stelle schickte ihn zu den Preußen und Russen: er würde ihnen mehr Menschen tödten, als ein ganzes Armee-Corps.«

Er würde mich wahrhaftig mit solchen Scherzen zum Lachen gebracht haben, hätte ich nicht immer die Bahren vorübertragen sehen.

Nach drei Wochen begann mein Schulterknochen wieder zu heilen, die beiden Wunden schlossen sich ganz allmählich, und ich empfand beinahe keine Schmerzen mehr. Die Säbelhiebe, die Zimmer auf dem Arm und auf der Schulter hatte, heilten ebenfalls gut. Man gab uns jeden Morgen gute Bouillon, die unsern Muth belebte, und Abends ein wenig Rindfleisch nebst einem halben Glase Wein, dessen bloßer Anblick uns schon erbaute und uns die Zukunft im rosigsten Lichte sehen ließ.

Um diese Zeit wurde uns auch gestattet, in einem großen Garten hinter dem Hospitale, in welchem viele alte Ulmen standen, spazieren zu gehen. Unter den Bäumen waren Bänke angebracht, und wir spazierten in unsern weiten, grauen Mänteln und Baumwollenmützen wie wahre Rentiers in den Alleen umher.

Die Jahreszeit war herrlich. Die Aussicht, die wir genossen, erstreckte sich auf die mit Pappeln umsäumte Parthe. Dieser Bach fällt zur Linken in die Pleiße, wobei er große, blaue Bogen bildet. In derselben Richtung liegt ein Buchenwald, und im Vordergrunde laufen drei weißschimmernde Heerstraßen hin, welche weite Flächen durchschneiden, die mit Gerste, Hafer, Weizen oder Roggen bestellt sind, kurz mit Allem, was einen reichen, angenehmen Anblick bietet, besonders wenn der Wind darüber hinstreift und alle die Fruchthalme im Sonnenscheine auf und nieder wogen.

Die Junihitze verkündete ein gutes Jahr. Beim Anblick dieser schönen Gegend dachte ich oft an Pfalzburg und begann zu weinen. Zimmer meinte:

»Ich möchte doch beim Teufel wissen, warum du weinst, Josephel?! Anstatt das Lazarethfieber erwischt oder einen Arm oder ein Bein zugesetzt zu haben, wie hundert Andere, sitzen wir ruhig im Schatten auf einer Bank, erhalten Bouillon, Fleisch und Wein und dürfen sogar rauchen, wenn wir Tabak haben – und du bist noch nicht zufrieden? Was fehlt dir denn?«

Nun erzählte ich ihm von meiner Liebe zu Katherine, von meinen Spaziergängen nach Vier-Winden, von unsern schönen Hoffnungen, unserm Heirathsversprechen, kurz von jener schönen Zeit, die nur noch ein Traum war. Er rauchte seine Pfeife und hörte mir zu.

»Ja, ja,« sagte er endlich, »das ist dieselbe traurige Geschichte. Vor der Aushebung von 1798 sollte ich mich auch mit einem Mädchen aus unserm Dorfe verheirathen. Sie hieß Margredel, und ich liebte sie wie meinen Augapfel. Wir hatten uns mit einander verlobt, und während des ganzen Züricher Feldzugs verging kein Tag, ohne daß ich an Margredel dachte.

»Aber als ich zum ersten Male auf Urlaub nach Hause komme, was höre ich da? Daß sie seit drei Monaten mit einem Schuster aus unserm Dorfe, Namens Paßauf, verheirathet ist!

»Du kannst dir nun meine Wuth vorstellen, Josephel. Ich sah und hörte nicht mehr und wollte Alles kurz und klein schlagen. Und da man mir sagte, Paßauf säße eben in der Brauerei zum Großen Hirsch, so gehe ich hin, ohne rechts oder links zu blicken. Gleich beim Eintreten sehe ich ihn am Ende des Tisches, neben einem Fenster, das nach dem Hofe geht, gegen den Heber gelehnt sitzen. Er lachte mit drei oder vier andern boshaften Halunken, indem sie ihre Schoppen hinter die Binde gossen. Ich trete näher und da ruft er: »Sieh, sieh, da ist ja Christian Zimmer! Wie geht's Christian? Ich soll dich grüßen von Margredel.« Dabei blinzelte er mit den Augen. Ich aber packe in demselben Momente einen Krug und schlage ihn damit an den Kopf mit den Worten: »Da, bring ihr das von mir, Paßauf! Das ist mein Hochzeitsgeschenk!« Natürlich fallen nun die Andern über mich her, ich schlage noch zwei oder drei mit einer Schleifkane zu Boden, springe auf einen Tisch, dann durch ein Fenster auf den Platz und mache mich davon.

»Kaum aber war ich wieder bei meiner Mutter angelangt, als schon Gendarmen kommen und mich auf höhern Befehl arretiren. Man packt mich gefesselt auf einen Karren und transportirt mich von Brigade zu Brigade bis zum Regiment, das gerade in Straßburg stand. Ich saß sechs Wochen in der Finckmatt [Kaserne am Nordost-Ende des alten Straßburgs, jetzt vom Rhein.Inf.-Reg. Nr. 25 belegt.

D. Uebers.] und hätte vielleicht Galeerenstrafe bekommen, wären wir nicht gerade damals über den Rhein gegangen, um nach Hohenlinden zu kommen. Commandant Courtaud selbst sagte zu mir: »Du kannst von Glück sagen, daß du ein guter Schütze bist. Wenn es aber noch einmal vorkommt, daß du die Leute mit einem Bierkrüge umbringst, nimmt die Sache eine üble Wendung, das sage ich dir vorher. Ist das eine Art und Weise, eine Sache auszufechten, du Unthier? Warum tragen wir denn einen Säbel, wenn nicht, um uns seiner zu bedienen und dem Vaterlande Ehre zu machen?« Ich wußte nichts darauf zu erwidern.

»Seit der Zeit ist mir die Lust zum Heirathen vergangen, Josephel. Rede mir nicht von einem Soldaten, der an Frau und Kinder denkt – das ist ein wahres Elend. Sieh einmal die Generäle, die sich verheirathet haben – schlagen sie sich noch wie früher? Nein, sie haben jetzt nur einen Gedanken: ihr Vermögen zu vergrößern, und besonders: es zu Lebzeiten mit ihren Herzoginnen und kleinen Herzögen tüchtig zu Hause zu genießen. Mein Großvater Veri, der Waldhüter, sagte immer, ein guter Jagdhund müsse mager sein – den Unterschied der Grade bei Seite gelassen, denke ich dasselbe von guten Generälen und guten Soldaten. Wir haben immer die vorschriftsmäßige Dicke, aber unsere Generäle werden zu fett, und das kommt von den guten Mahlzeiten, die man ihnen zu Hause anrichtet.«

So sprach Zimmer in der Aufrichtigkeit seines Herzens, und seine Worte waren nicht gerade geeignet, meine Traurigkeit zu bannen.

Sobald ich hatte aufstehen können, hatte ich mich beeilt, Herrn Goulden durch einen Brief zu benachrichtigen, daß ich mich wegen einer leichten Verwundung am Arm im Hallischen Hospitale in einer der Vorstädte von Leipzig befände, daß man sich aber meiner wegen nicht zu beunruhigen brauche, da es alle Tage besser mit mir gehe. Ich bat ihn auch, meinen Brief Katherine und Tante Gredel zu zeigen, um ihnen während dieses fürchterlichen Krieges Muth und Vertrauen einzuflößen. Auch schrieb ich ihm, ich würde der glücklichste Mensch sein, wenn ich Nachrichten aus der Heimat und über die Gesundheit aller meiner Lieben empfinde.

Von jenem Augenblicke ab hatte ich keine Ruhe mehr: jeden Morgen erwartete ich eine Antwort. Und wenn ich dann den Wagenmeister zwanzig, dreißig Briefe im ganzen Saale vertheilen sah, ohne etwas zu empfangen, fühlte ich einen Stich durchs Herz und ging schnell in den Garten hinunter, um mich auszuweinen. Es gab dort einen dunkeln Winkel, in den man das Geschirr warf, eine äußerst schattige Stelle, die mir am meisten gefiel, weil die Kranken nie dorthin kamen – dort brachte ich meine Zeit damit zu, auf einer alten, moosbewachsenen Bank meinen Gedanken nachzuhängen. Böse Gedanken schossen mir da durch den Kopf: ich ging soweit, daß ich Katherine für fähig hielt, sie könne ihr Versprechen vergessen, und schrie in meinem Herzen: »Ach! wenn man dich nur bei Kaja nicht aufgehoben hätte! Alles wäre jetzt zu Ende! . . . Warum hat man dich nicht liegen lassen! Das wäre besser gewesen, als soviel ertragen zu müssen.

Es war soweit gekommen, daß ich wünschte, gar nicht wieder gesund zu werden, als der Wagenmeister eines Morgens unter andern Namen auch den meinen rief. Ich hob die Hand in die Höhe, ohne ein Wort sprechen zu können, und man reichte mir einen dicken, viereckigen Brief, der mit unzähligen Poststempeln bedeckt war. Ich erkannte Herrn Gouldens Handschrift und wurde vor Aufregung leichenblaß.

»Aha!« rief Zimmer lachend, »da kommt es am Ende doch.«

Ich antwortete ihm nicht, steckte den Brief, nachdem ich mich angekleidet hatte, in die Tasche und ging hinunter, um ihn hinten im Garten an meinem gewöhnlichen Platze ungestört zu lesen.

Beim Aufmachen erblickte ich zuerst zwei oder drei kleine Apfelblüten, die ich in die Hand nahm, und eine Postanweisung mit einigen begleitenden Worten Herrn Gouldens. Was mich aber am tiefsten ergriff und mich vom Kopf bis zu den Füßen durchschauerte, war der Anblick der Schrift Katherinens, die ich mit schwimmenden Augen anstarrte, ohne sie lesen zu können, denn mein Herz schlug mit außerordentlicher Heftigkeit.

Endlich jedoch beruhigte ich mich und las den Brief ganz langsam und von Zeit zu Zeit innehaltend, um mich zu versichern, daß ich

mich nicht täusche, daß es wirklich meine theure Katherine sei, die da schrieb, und daß ich nicht träume.

Ich habe den Brief aufgehoben, weil er mich gewissermaßen ins Leben zurückrief. Ich setze ihn daher hierher, ganz so wie ich ihn am 8. Juni 1813 empfangen habe.

»Lieber Joseph!

»Dieser Brief soll Dir von vorn herein sagen, daß ich Dich immer mehr liebe und immer nur Dich lieben will.

»Auch sollst Du wissen, daß es mein größter Kummer ist, daß Du verwundet in einem Hospitale liegst und ich Dich nicht pflegen kann. Das ist ein großer Schmerz für mich. Seit dem Abmarsch der Ausgehobenen haben wir keine ruhige Stunde mehr gehabt. Mutter war entrüstet und ärgerlich und behauptete, ich wäre toll mit meinem unaufhörlichen Weinen, weinte aber, wenn sie abends allein am Herde saß, eben so viel wie ich – ich habe es oben wohl gehört. Und ihr ganzer Zorn fiel dann auf Pinacle, der gar nicht mehr zu Markte zu gehen wagte, weil sie einen Hammer im Korbe trug.

»Unser größter Kummer, Joseph, aber war der, als das Gerücht umlief, man habe eine Schlacht geliefert, in der tausend und aber tausend Menschen getödtet worden wären. Wir lebten nicht mehr. Alle Morgen lief Mutter zur Post, und ich konnte gar nicht mehr aufstehen. Am letzten Ende aber kam doch Dein Brief. Jetzt geht es besser mit mir, da ich ungestört weinen kann, während ich dem Herrn danke, der Dich am Leben erhalten hat.

»Und wenn ich bedenke, wie glücklich wir waren, als Du alle Sonntage zu uns kamst, und wir so neben einander saßen, ohne uns zu regen, und an nichts dachten! Ach, wir kannten unser Glück nicht! Wir wußten nicht, was uns zustoßen könne . . . doch der Wille Gottes geschehe. Wenn Du nur wieder gesund wirst und wir hoffen dürfen, noch einmal wie früher beisammen zu sein!

»Viele Leute reden jetzt von Frieden. Wir haben aber so viel Unglück gehabt, und der Kaiser Napoleon liebt den Krieg so sehr, daß man sich auf nichts verlassen kann.

»Meine einzige Freude ist, zu wissen, daß Deine Wunde nicht gefährlich ist, und daß Du mich noch liebst . . . Ach, Joseph, ich werde dich ewig lieben, ich kann Dir nichts Anderes schreiben – es ist das Alles, was ich Dir aus tiefstem Herzensgrunde sagen kann. Und ich weiß auch, daß meine Mutter Dich recht lieb hat.

»Jetzt will Herr Goulden noch einige Worte an Dich schreiben, und ich küsse Dich viele tausend Mal. – Es ist recht schönes Wetter hier, wir werden ein gutes Jahr haben. Der große Apfelbaum im Garten ist ganz weiß von Blüten. Ich werde einige abpflücken und für Dich in den Brief legen, wenn Herr Goulden mit Schreiben fertig ist. Mit Gottes Hilfe essen wir vielleicht doch noch einmal zusammen einen von den großen Aepfeln.

Küsse mich, wie ich Dich küsse, und lebe wohl, lebe wohl, Joseph!«

Beim Lesen dieser Zeilen brach ich in Thränen aus, und als Zimmer angekommen war, sagte ich zu ihm:

»Da, setz dich hin, ich will dir vorlesen, was mir meine Geliebte schreibt. Du wirst daraus ersehen, ob es eine Margredel ist.«

»Laß mich nur erst meine Pfeife anstecken,« erwiderte er.

Er stülpte den Deckel über den brennenden Schwamm und fügte dann hinzu:

»Jetzt kannst du anfangen, Josephel. Ich sage dir aber im Voraus, ich bin ein Alter und glaube nicht Alles, was man schreibt – die Frauen sind schlauer als wir.«

Trotzdem las ich ihm Katherinens Brief langsam vor. Er sagte nichts, und als ich fertig war, nahm er ihn und musterte ihn lange mit nachdenklicher Miene. Dann gab er ihn mir zurück mit den Worten:

»Das ist ein gutes Mädchen, Josephel! ein Mädchen mit gesundem Verstande, die nie einen Andern als dich nehmen wird.«

»Du glaubst, daß sie mich wirklich liebt?«

»Ja, du kannst dich darauf verlassen; die wird nie einen Paß auf heirathen. Eher würde ich am Kaiser zweifeln als an einem solchen Mädchen.« Ich hätte Zimmer bei diesen Worten umarmen mögen und sagte ihm:

»Ich habe von Hause ein Hundertfrankenbillet empfangen, das wir auf der Post erheben werden. Das ist die Grundbedingung zu einer Flasche Weißwein. Nun laß uns zusehen, daß wir ausgehen dürfen.«

»Gut gesagt,« entgegnete er, indem er seinen dicken Schnurrbart drehte und die Pfeife in die Tasche steckte. »Ich verschimmele nicht gern in einem Garten, wenn es draußen Wirthshäuser giebt. Man muß eine Urlaubskarte zu erhalten suchen.«

Guter Laune standen wir auf und stiegen eben die Treppe im Lazareth hinauf, als der Wagenmeister, der eben herunterkam, Zimmer anhielt und ihn fragte:

»Sind Sie nicht Christian Zimmer, Kanonier im zweiten Regiment der reitenden Artillerie?«

»Entschuldigt, Wagenmeister, ich habe die Ehre.«

»Nun, da ist etwas für Sie,« sagte jener, indem er Zimmer ein kleines Paquet und ein dickes Schreiben überreichte.

Zimmer war verdutzt, da er nie, weder von Hause noch anderswoher, dergleichen erhalten hatte. Er öffnete das Paquet, in dem sich eine Schachtel befand, dann die Schachtel – und erblickte das Kreuz der Ehrenlegion. Er wurde nun ganz blaß, sein Blick trübte sich, und einen Moment lang stützte er sich mit der Hand auf das Geländer. Dann aber schrie er: »Es lebe der Kaiser!« mit so fürchterlicher Stimme, daß die drei Krankensäle wie eine Kirche donnernd von dem Rufe wiederhallten.

Der Wagenmeister sah ihn gut gelaunt an.

»Sind Sie zufrieden?« fragte er.

»Und ob, Wagenmeister! Es fehlt mir nur noch eins.«

»Und was?«

»Die Erlaubniß, einen Gang durch die Stadt machen zu dürfen.«

»Da müssen Sie sich an Herrn Tardieu, den Generalstabsarzt,

wenden.«

Lachend stieg er hinunter, und wir, da es die Zeit der Sprechstunde war, Arm in Arm hinauf, um den Arzt, einen alten Graukopf, um die Erlaubnis zu bitten. Er hatte das Hoch auf den Kaiser gehört und musterte uns mit ernster Miene.

»Was giebt es denn?« fragte er.

Zimmer zeigte ihm sein Kreuz und sagte:

»Verzeihen Sie, Herr Doctor, aber ich bin wie verzaubert.«

»Das glaube ich Ihnen,« entgegnete Herr Tardieu. »Sie wollen eine Urlaubskarte?«

»Wenn Sie so gut sein wollen – für mich und für meinen Kameraden Joseph Bertha.«

Der Arzt hatte am Tage vorher meine Wunde besichtigt. Er zog jetzt ein Portefeuille aus der Tasche und gab uns zwei Karten.

Wir gingen hinunter, stolz wie die Könige, Zimmer auf sein Kreuz, ich auf meinen Brief.

In der großen Vorhalle unten rief der Pförtner uns an:

»He! wohin wollen Sie denn?«

Zimmer zeigte ihm die Urlaubskarten, und wir gingen hinaus, überglücklich, daß wir frische Luft athmeten. Eine Schildwache zeigte uns das Postbüro, wo wir die hundert Franken erhoben.

In ernsterer Stimmung, da unsere Freude mehr ins Innere zurückgetreten war, erreichten wir das Hallische Thor, das zwei Flintenschüsse weit nach links am Ende einer langen Lindenallee stand. Jede Vorstadt wird von den Stadtwällen durch eine solche Allee geschieden, und rings um ganz Leipzig läuft ein anderer, äußerst breiter Baumgang, der ebenfalls aus Linden besteht. Die Wälle sind alte Bauwerke, wie man solche in Sankt-Pölten im Departement Haut-Rhin sieht – uralte, baufällige Mauern, auf denen Gras wächst, zum wenigsten, wenn die Deutschen sie seit 1813 nicht repariert haben.

16.

Wieviel Neues sollten wir an diesem Tage kennen lernen! Im Lazareth macht man sich über nichts Gedanken. Wenn man morgens Dutzende von Verwundeten ankommen und abends eben so viel auf der Bahre hinaustragen sieht, so ist das für jeden das All im Kleinen, und man denkt: »Nach uns das Ende der Welt!«

Draußen aber ändern sich die Ansichten. Beim Anblick der großen Hallischen Straße, dieser alten Stadt mit ihren Magazinen, der weiten, mit Waaren gefüllten Thorwege, der alten, weit vorspringenden Dächer, der breiten, niedrigen, mit Waarenballen beladenen Wagen, kurz, des ganzen Schauspiels der lebendigen Thätigkeit der Handeltreibenden gerieth ich in großes Erstaunen. Ich hatte nie dergleichen gesehen und sagte daher bei mir selbst:

»Das ist wahrhaftig eine Handelsstadt, wie man sie sich vorstellt – voll betriebsamer Leute, die Unterhalt, Wohlstand und Reichthum zu gewinnen suchen, wo Jeder sich emporschwingen kann, nicht auf Kosten Anderer, sondern durch Arbeit und unablässiges Nachsinnen über die Mittel zum Fortkommen seiner Familie, was Niemanden hindert, aus Erfindungen und Entdeckungen Vorthail zu ziehen. Hier findet sich wirklich mitten in einem furchtbaren Kriege das Glück des Friedens!«

Und der Anblick der armen Verwundeten, die, den Arm in der Binde oder, auf ihre Krücken gestützt, das Bein nachschleppend umhergingen, that mir weh.

Ganz träumerisch ließ ich mich von meinem Freunde Zimmer führen, der sich in allen Winkeln der Stadt zurecht fand und mir sagte:

»Das da ist die Nikolaikirche, jenes große Gebäude die Universität, dies hier das Rathhaus.«

Er erinnerte sich an Alles, da er Leipzig schon im Jahre 1807, vor der Schlacht bei Friedland, gesehen hatte, und wiederholte mir unaufhörlich:

»Wir befinden uns hier gerade so gut, als ob wir in Metz, Straßburg oder anderswo in Frankreich wären. Die Leute wollen uns wohl. Nach dem Feldzuge von 1806 that man uns alle Ehren an, die man uns nur anthun konnte. Die Bürger führten uns zu dreien und vieren zum Mittagessen in ihre Häuser, sogar Bälle veranstaltete man für uns und nannte uns die ›Helden von Jena«. Du sollst sehen, wie gern man uns hat! Treten wir ein, wo wir wollen – überall wird man uns wie Wohlthäter empfangen, weil wir ihren Kurfürsten zum König von Sachsen ernannt und ihm obendrein ein schönes Stück von Polen gegeben haben.«

Plötzlich machte Zimmer vor einer kleinen, niedrigen Thür Halt und rief:

»Holla, da ist die Brauerei zum Goldenen Hammel! Die Vorderseite befindet sich in der andern Straße, aber wir können hier hineingehen. Komm.«

Ich folgte ihm in eine Art gewundenen Gang, der uns bald auf einen alten Hof führte, welcher rings von hohen, aus Lehm aufgeführten Gebäuden umgeben war; unter dem Giebel liefen kleine, wurmstichige Galerien hin. und oben auf demselben stand eine Wetterfahne, ganz wie im Gerbergraben in Straßburg. Zur Rechten befand sich die Brauerei: man erblickte die Kufen mit eisernen Reifen auf den dunkelfarbigen Ständern, ganze Berge von bereits gesottenem Hopfen und Gerste und in einer Ecke ein großes Kurbelrad, in welchem ein gewaltiger Hund arbeitete, um das Bier in alle Etagen zu pumpen.

Aus einem Saale zur Rechten, der nach der Tillystraße [Fingirter Name. D. Uebers.] hinaus lag, scholl das Klingen von Gläsern und zinnernen Kannen, und unter den Fenstern dieses Saales lag ein tiefer Keller, in welchem die Schläge des Böttcherhammers wiederhallten. Der Duft des Märzbieres erfüllte die Luft, und Zimmer, dessen Blick zu den Dächern emporschweifte, rief mit vor Genugthuung glänzendem Gesichte:

»Ja, hier waren wir, der lange Ferrs, Kanonier an der linken Seite des Geschützes, der dicke Roussillon und ich. Gott im Himmel! wie freue ich mich, das Alles wiederzusehen, Josephel! Und doch ist es

schon sechs Jahre her. Der arme Roussillon! . . . er hat seine Knochen im vergangenen Jahre bei Smolensk gelassen, und der lange Ferrs muß jetzt in seinem Dorfe in der Nähe von Toul sein, denn bei Wagram wurde ihm das linke Bein weggeschossen. Wie einem Alles wieder einfällt, wenn man daran denkt!«

Dabei stieß er die Thür auf, und wir traten in einen hohen, mit Tabaksrauch gefüllten Saal. Ich brauchte einige Augenblicke, um in dieser graublauen Dampfwolke eine lange, mit Trinkern besetzte Reihe von Tischen zu unterscheiden. Die Mehrzahl der Gäste trug einen kurzen Ueberrock, die übrigen die sächsische Uniform. Es waren Studenten, junge Leute von gutem Herkommen, die Leipzig besuchen, um dort Jurisprudenz und Medicin zu studiren und Alles, was man lernen kann, wenn man tüchtig trinkt und ein lustiges Leben führt, das sie in ihrer Sprache »Fuchscommers« nennen. [Das Fremdwort spielt da den Autoren einen bösen Streich, ihr Irrthum ist aber verzeihlich, wenn man bedenkt, wie fremd und zum Theil unbegreiflich den Ausländern das deutsche Corpsstudententhum ist, und welche Anschauungen andere Schriftsteller, z. B. der ältere Dumas in seinem » *Dieu dispose*«, darüber zu Tage fördern. D. Uebers.] Sie duelliren sich häufig unter sich mit einer Art eiserner Stangen, die oben rund und nur einige Zoll weit geschliffen sind, so daß sie sich wohl Schmarren ins Gesicht hauen, wie mir Zimmer erzählte, aber nie einander tödten können. Dieser Umstand bezeugt den gesunden Verstand jener Studenten, die recht gut wissen, was das Leben für eine kostbare Sache ist, und daß es besser ist, sechs, sieben oder noch mehr Schmarren im Gesicht zu haben, als es ganz und gar einzubüßen.

Zimmer lachte, als er mir diese Einzelheiten erzählte – seine Ruhmbegierde verblendete ihn. Er behauptete, man könne eben so gut die Kanonen mit gekochten Aepfeln laden, als sich mit jenen oben stumpf geschliffenen Eisenstangen schlagen.

Kurz und gut, wir traten in den Saal und sahen den ältesten von den Studenten – einen langen, hageren Kerl mit eingesunkenen Augen, rother Nase und blondem Barte, der in Folge der vielen Biersaufen gelb zu werden anfang – auf einem Tische stehen und mit

lauter Stimme eine Zeitung vorlesen, die wie eine Schürze aus seiner rechten Hand auf den Tisch herabhing. In der andern Hand hielt er eine lange Porzellan-Pfeife.

Alle seine Genossen mit ihrem blonden Haar, das in langen Locken auf den Kragen ihrer kurzen Röcke herabwallte, hielten ihre Krüge empor und hörten ihm zu. Bei unserm Eintritte hörten wir, wie sie unter sich die Worte: »Vaterland! Vaterland!« wiederholten.

Sie tranken den sächsischen Soldaten zu, während der Vorleser sich herunterbeugte, um ebenfalls seinen Schoppen zu ergreifen. Und der dicke Brauer mit seinem grauen, krausen Haar, platter Nase, runden Augen und kürbisdicken Backen schrie mit fetter Stimme:

»Gesundheit! Gesundheit!«

Kaum hatten wir in der Rauchwolke vier Schritt vorwärts gethan, als Alles schwieg.

»Ei, ei, Kameraden, genirt euch nicht!« rief Zimmer. »Lest weiter, zum Teufel! Auch uns soll es nicht unlieb sein, Neuigkeiten zu hören.«

Aber die jungen Leute wollten von unserer Aufforderung keinen Gebrauch machen, und der Alte stieg vom Tisch herunter, faltete seine Zeitung zusammen und steckte sie in die Tasche. »Es war zu Ende,« sagte er, »war zu Ende.«

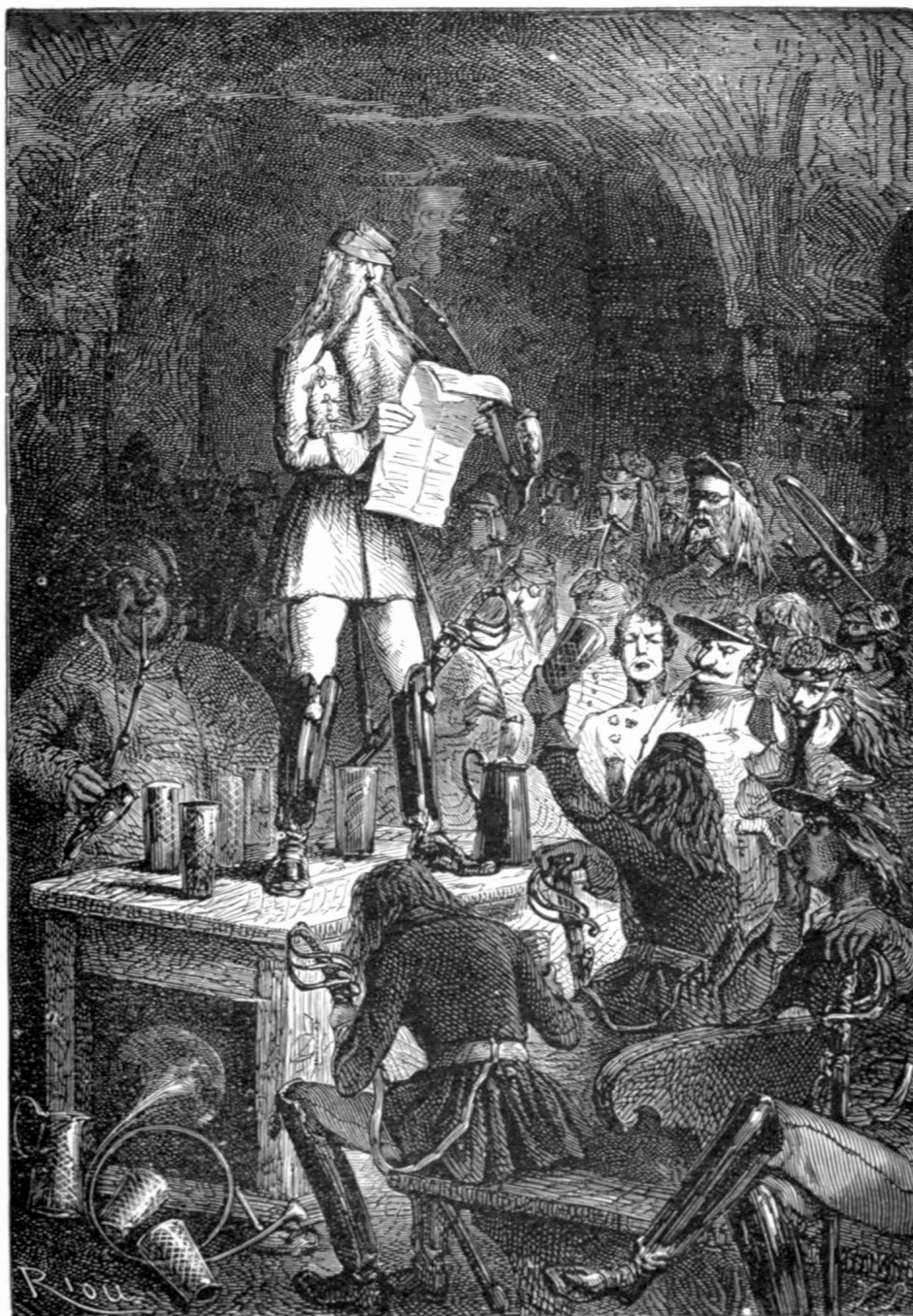
»Ja, es war zu Ende,« wiederholten die Uebrigen, indem sie sich mit eigentümlicher Miene ansahen.

Zwei oder drei sächsische Soldaten verließen sofort den Saal, als ob sie auf dem Hofe Luft schöpfen wollten, und verschwanden.

Der dicke Wirth fragte uns:

»Sie wissen vielleicht nicht, daß der große Saal an der Tillystraße liegt?«

»O doch, wir wissen es wohl,« entgegnete Zimmer. »Aber dieser kleine Saal hier ist mir lieber, weil wir, zwei alte Kameraden und ich, unserer Zeit hierher kamen, um einige Schoppen zu Ehren Jenas und Auerstädts zu leeren. Dieser Saal ruft schöne Erinnerungen in mir wach.«



»Ah! – Nun, wie Sie wollen . . . wie Sie wollen,« erwiderte der Brauer. »Wünschen Sie Märzbier?«

»Ja, zwei Schoppen und die Zeitung.«

»Schön! Schön!«

Er brachte uns die beiden Schoppen, und Zimmer, der nichts merkte, versuchte mit den Studenten ein Gespräch anzuknüpfen. Diese aber entschuldigten sich und gingen einer nach dem andern fort. Ich fühlte, daß alle diese Leute einen Haß gegen uns in sich trugen, der um so schlimmer war, je weniger sie ihn auf der Stelle zu zeigen wagten.

In der Zeitung, die aus Frankreich kam, war von nichts Anderm die Rede als von einem nach zwei neuen siegreichen Schlachten bei Bautzen und Würzen abgeschlossenen Waffenstillstande. Wir erfuhren jetzt, daß dieser Waffenstillstand am 6. Juni begonnen habe, und daß zu Prag in Böhmen Conferenzen wegen des Friedensschlusses stattfänden.

Das freute mich natürlich: ich hoffte, daß man nun wenigstens die Krüppel und Verwundeten nach Hause schicken würde. Zimmer aber mit seiner Gewohnheit, seine Gedanken laut auszusprechen, schrie seine Reflexionen durch den ganzen Saal. Er unterbrach mich bei jeder Zeile. »Ein Waffenstillstand?« . . . rief er. »Brauchen wir denn einen Waffenstillstand? Müßten wir diese Preußen und Russen, nachdem wir sie bei Lützen, Bautzen und Würzen niedergeschmettert haben, nicht mit Haut und Haaren vernichten? Würden sie uns etwa einen Waffenstillstand bewilligen, wenn sie uns geschlagen hätten? – Siehst du, Joseph, so ist des Kaisers Charakter. Er ist zu gut . . . er ist zu gut! Das ist sein einziger Fehler. Nach Austerlitz machte er es eben so, und wir waren genöthigt, die Partie wieder von Frischem anzufangen. Ich sage dir, er ist zu gut. Ach, wenn er nicht so gut wäre, würden wir Herrn von ganz Europa sein!«

Dabei schaute er nach rechts und nach links, um die Andern um ihre Meinung zu fragen. Aber man schnitt uns verteufelte Gesichter, und Niemand wollte antworten.

Am Ende stand Zimmer auf.

»Laß uns gehen, Joseph,« sagte er. »Ich verstehe mich nicht auf Politik, behaupte aber, daß wir diesen Halunken keinen Waffenstillstand bewilligen durften. Da sie zu Boden geschmettert waren, mußte man sie auch vernichten.«

Nachdem wir bezahlt hatten, gingen wir fort, und Zimmer bemerkte:

»Ich weiß nicht, was die Leute heute haben. Wir haben sie bei irgend etwas gestört.«

»Das ist sehr möglich,« erwiderte ich. »Sie sahen auch nicht so freundlich und gutmüthig aus, wie du sie schildertest.«

»Nein,« entgegnete er. »Diese jungen Burschen da, siehst du, stehen weit unter den alten Studenten, wie ich sie gesehen habe. Die brachten gewissermaßen ihr Leben in der Brauerei zu. Sie tranken zwanzig oder sogar dreißig Schoppen den Tag über – ich selbst, Joseph, konnte nicht gegen solche Kerle aufkommen. Fünf oder sechs von ihnen, die man Senioren nannte, hatten große Bärte und ein ehrwürdiges Aussehn. Wir sangen zusammen »Fanfan-la-Tulipe« [Name eines tapfern und galanten Soldaten in französischen Volksliedern. D. Uebers.] und den »König Dagobert«, was keine politischen Lieder sind. Die hier aber kommen den alten nicht gleich.«

Ich habe seitdem oft über das an jenem Tage Gesehene nachgedacht und bin überzeugt, daß jene Studenten zum Tugendbund gehörten.

Nachdem wir im Wirthshaus zur Traube in der Tillystraße gut gegessen und jeder eine Flasche guten Weißwein getrunken hatten, kehrten wir ins Lazareth zurück und erfuhren, daß wir, Zimmer und ich, noch am selben Abend in der Rosenthaler Kaserne schlafen sollten. Diese Kaserne war nämlich eine Art Depot für die bei Lützen Verwundeten, sobald sie sich zu erholen begannen. Man lebte dort auf die gewöhnliche Art ganz wie in einer Garnison und mußte abends und morgens zum Appell erscheinen. Den Rest des Tages über war man frei. Alle drei Tage machte der Arzt seinen Besuch, und wenn man hergestellt war, empfing man einen Marschbefehl, um sich wieder seinem Truppcorps anzuschließen.

Man mag sich nun die Lage von zwölf- bis fünfzehnhundert armen Teufeln vorstellen, die mit grauen Mänteln mit Bleiknöpfen, weiten, blumentopfförmigen Tschakos und vom Marschiren mitgenommenen Schuhen bekleidet, dabei blaß, krank und zum größten Theile ohne

einen Heller sind, und das in einer Stadt, die so reich ist, wie Leipzig. Wir spielten gerade keine große Rolle unter diesen Studenten, Bürgern und jungen, lachenden Frauen, die uns trotz alles unseres Ruhms als Habenichtse betrachteten.

Die schönen Dinge, von denen mein Kamerad mir erzählt hatte, machten diese Lage nur noch trauriger für mich.

Es ist wahr, man hatte uns eine Zeit lang gut aufgenommen. Aber unsere Vorgänger hatten sich nicht immer ehrenhaft und anständig gegen Leute betragen, von denen sie als Brüder behandelt wurden, und jetzt schloß man uns die Thür vor der Nase zu. Wir mußten uns begnügen, vom Morgen bis zum Abend die öffentlichen Plätze, die Kirchen und die Schaufenster der Schlächter zu bewundern, die in jener Gegend sehr schön ausgestattet sind.

Wir suchten uns auf alle Weise zu zerstreuen: die Alten spielten Klemm-Peter, die Jungen Kork und Münze. Auch hatten wir vor der Kaserne das Katz- und Rattenspiel. Dies besteht aus einem in die Erde gerammten Pfahl, an welchem zwei Stricke befestigt sind; den einen nimmt die Ratte und die Katze den andern. Beiden sind die Augen verbunden. Die Katze ist mit einem Stock bewaffnet und sucht die Ratte zu ertappen, die ihrerseits die Ohren spitzt und ihr soviel als möglich ausweicht. So schleichen die Beiden denn auf den Fußspitzen herum und belustigen die ganze Gesellschaft durch ihre Kniffe und Pfiffe.

Zimmer erzählte mir, daß die guten Deutschen diesem Spiele früher massenhaft zugesehen hätten, und daß man sie eine halbe Meile weit lachen gehört habe, wenn die Katze mit ihrem Stocke die Ratte traf. Aber die Zeiten hatten sich sehr geändert. Die Leute gingen vorüber, ohne nur den Kopf zu wenden, und die Mühe, die wir uns gaben, um sie zu unsern Gunsten zu interessiren, war verloren.

Während der sechs Wochen, die wir im Rosenthale zubrachten, machten Zimmer und ich häufig einen Gang um die Stadt, um uns die Langeweile zu vertreiben. Wir gingen den Ranstädter Steinweg hinaus und dehnten unsern Spaziergang bis nach Lindenau an der Straße nach Lützen aus. Dabei erblickten wir eine unabsehbare

Menge von Brücken, Sümpfen und kleinen, bewaldeten Inseln. Im Wirthshaus zum Karpfen aßen wir dann einen Eierkuchen mit Speck und feuchteten ihn mit einer Flasche Weißwein an. Auf Credit, wie nach der Schlacht bei Jena, gab man uns nichts mehr, ich glaube im Gegentheil, der Wirth hätte uns zu Ehren des deutschen Vaterlandes Alles doppelt und dreifach bezahlen lassen, hätte mein Kamerad nicht den Preis des Specks, der Eier und des Weins eben so genau gekannt wie der erste beste Sachse.

Abends, wenn die Sonne hinter dem Röhricht der Elster und der Pleiße verschwand, kehrten wir dann beim schwermüthigen Geschrei der Frösche, die zu Tausenden in diesen Sümpfen leben, in die Stadt zurück.

Zuweilen machten wir dabei Halt, lehnten die gekreuzten Arme auf das Geländer einer Brücke und betrachteten die alten Wälle Leipzigs, seine Kirchen, seine mittelalterlichen Gebäude und sein Schloß, die Pleißenburg, während die Abendröthe Alles mit rothem Schimmer überflutete. Die Stadt erstreckt sich im spitzen Winkel bis zur Vereinigung der Pleiße und der Parthe, die oberhalb zusammentreffen, und bildet einen Fächer, an dessen Spitze sich die Hallische Vorstadt befindet, während die sieben andern Vorstädte die Stäbe dieses Fächers bilden. Wir betrachteten auch die unzähligen Arme der Elster und der Pleiße, die sich wie Fäden zwischen den Inseln kreuzten, welche schon im Dunkel lagen, während das Wasser noch wie flüssiges Gold blitzte und strahlte, und fanden den Anblick wunderschön.

Wenn wir freilich gewußt hätten, daß wir eines Tages, nachdem wir die fürchterlichste, blutigste Schlacht verloren, diese Flüsse unter dem Feuer der feindlichen Kanonen überschreiten sollten, und daß ganze Regimenter in diesen Gewässern, die jetzt unser Auge entzückten, verschwinden würden, so würde dieser Anblick, glaube ich, uns wohl trübe gestimmt haben.

Ein ander Mal gingen wir am Ufer der Pleiße hinauf bis nach Markkleeberg. Das war mehr als eine Stunde weit, und allenthalben war die Ebene mit reichen Feldfrüchten bedeckt, die man eiligst einzubringen trachtete. Die Leute auf ihren großen Erntewagen

schienen uns gar nicht zu sehen, und wenn wir sie um eine Auskunft ersuchten, thaten sie, als ob sie uns nicht verständen. Zimmer wollte immer böse werden, ich hielt ihn aber zurück, indem ich ihm auseinander setzte, daß die Halunken nur einen Vorwand suchten, um über uns herzufallen, und daß wir überdies Befehl hätten, die Bevölkerung mit Schonung zu behandeln.

»Es ist gut!« sagte er. »Aber aufgepaßt, wenn der Krieg sich hierher zieht! . . . Wir haben sie mit Wohlthaten überhäuft . . . und nun sehe Einer, wie sie uns aufnehmen!«

Was aber die feindselige Stimmung der Leute gegen uns noch besser bezeichnet, ist der folgende Vorfall, der uns am Tage nach Ablauf des Waffenstillstands zustieß. Wir wollten uns an jenem Tage gegen elf Uhr in der Pleiße baden. Schon hatten wir unsere Kleidung abgeworfen, als Zimmer einen Bauer auf der Connewitzer Straße herankommen sah und ihm zurief:

»He, guter Freund! Es ist doch hier nicht gefährlich?«

»Nein, nein, geht nur unbesorgt hinein,« erwiderte jener Mensch. »Die Stelle ist gut.«

Und Zimmer, der ohne Mißtrauen hineingegangen war, sank fünfzehn Fuß tief unter! Er schwamm gut, aber sein linker Arm war noch schwach, und die Strömung riß ihn fort, ohne daß er Zeit hatte, sich an den Weidenzweigen festzuklammern, die ins Wasser hingen. Wenn sich nicht glücklicher Weise weiter unten eine seichte Stelle gefunden hätte, die ihm gestattete, Fuß zu fassen, würde er zwischen zwei Schlammränke gerathen sein, zwischen denen er nie wieder heraus gekonnt hätte.

Der Bauer hatte inzwischen auf der Straße Halt gemacht, um zu sehen, was geschehen würde. Mich packte die Wuth, und ich kleidete mich schnell an, während ich ihm mit der Faust drohte. Er aber begann zu lachen und erreichte schnellen Schritts das Dorf. Zimmer war außer sich vor Entrüstung. Er wollte nach Connewitz laufen und den Schurken ausfindig machen. Unglücklicher Weise war das unmöglich: suche doch Einer einen Menschen, der zwischen drei- oder vierhundert Baracken versteckt ist! Und wenn man ihn auch gefunden hätte, was hätten wir ihm thun können?

Endlich gingen wir nach dem Orte hinunter, wo man Grund fand, und die Frische des Wassers beruhigte uns.

Ich erinnere mich noch, daß Zimmer auf dem Rückwege nach Leipzig nur von Rache sprach.

»Das ganze Land ist gegen uns,« sagte er. »Die Bürger machen uns ein böses Gesicht, die Frauenzimmer drehen uns den Rücken, die Bauern wollen uns ersäufen, die Wirthe verweigern uns den Kredit, als ob wir sie nicht drei oder vier Mal erobert hätten! Und das Alles kommt von unserer ganz außerordentlichen Milde und Gutmüthigkeit: wir hätten erklären müssen, wir seien die Herrn! – Wir haben den Deutschen Könige und Prinzen bewilligt, wir haben ihnen sogar nach den Namen ihrer Städte Herzöge, Grafen und Barone geschaffen, wir haben sie mit Ehren überhäuft – und das ist jetzt ihre Dankbarkeit!

Anstatt uns Achtung vor der Bevölkerung zu befehlen, sollte man uns freie Hand bei den Leuten lassen, dann würden diese Banditen ein anderes Gesicht schneiden und uns freundlich ansehen wie Anno 1806. Gewalt ist Alles! Mit Gewalt macht man zuerst Rekruten, denn wenn man sie nicht zum Abmarsch zwänge, würden sie Alle zu Hause bleiben. Aus den Rekruten macht man durch Gewalt Soldaten, indem man ihnen Disciplin beibringt. Mit den Soldaten gewinnt man durch Gewalt Schlachten, und mit Gewalt geben Einem dann die Leute Alles: sie richten Triumphbogen für euch auf und nennen euch Helden, weil sie Furcht haben. Das ist's!

Aber der Kaiser ist zu gut! . . . Wenn er nicht so gut wäre, wäre ich heute nicht in Gefahr gekommen, elend zu ersaufen. Beim bloßen Anblick meiner Uniform würde der Bauer vor dem Gedanken zurückgeschreckt sein, mir eine Lüge zu sagen!«

So sprach Zimmer, und die ganze Sache ist mir noch lebhaft im Gedächtniß. Sie trug sich am 12. August 1813 zu.

Als wir nach Leipzig hineinkamen, bemerkten wir auf den Gesichtern der Einwohner eine stille Freude. Sie brach nicht offen hervor, aber die Bürger standen beim Begegnen auf der Straße still und gaben sich die Hand, die Frauen, gingen hin und her, um einander zu besuchen, und sogar in den Augen der Mägde, der

Bedienten und der elendesten Tagelöhner spiegelte sich eine Art innerer Genugthuung.

Zimmer sagte daher zu mir:

»Man sollte meinen, die Deutschen seien lustig. Sie haben alle eine heitere Miene.«

»Ja,« erwiderte ich, »das kommt von dem schönen Wetter und dem Einbringen der Ernte.«

Es ist wahr, das Wetter war sehr schön. Als wir aber nach der Rosenthaler Kaserne kamen, sahen wir unsere Officiere unter dem großen Thorweg stehen und lebhaft mit einander reden. Die Wachmannschaften hörten zu, und die Vorübergehenden näherten sich, um zu horchen: man erzählte uns, daß die Prager Conferenzen abgebrochen wären, und daß auch die Oestreicher uns den Krieg erklärt hatten, was uns zweimalhunderttausend Mann mehr über den Hals brachte.

Später habe ich erfahren, daß wir damals dreimalhunderttausend, unsere Gegner aber fünfmalhundertundzwanzigtausend Mann stark waren, und daß sich unter den Feinden zwei ehemalige französische Feldherrn, Moreau und Bernadotte, befanden. Das kann Jeder in den Büchern nachlesen, wir aber wußten es damals noch nicht und waren siegesgewiß, weil wir noch keine Schlacht verloren hatten. Die schiefen Gesichter, die man uns machte, kümmerten uns übrigens nicht: in Kriegszeiten werden Bürger und Bauern gewissermaßen für nichts gerechnet. Man fordert nur Geld und Lebensmittel von ihnen, die sie immer hergeben, weil sie wissen, daß man ihnen beim geringsten Widerstande Alles bis zum letzten Heller nehmen würde.

Am Tage nach dem Bekanntwerden dieser wichtigen Nachricht fand eine ärztliche Generalvisite statt, und zwölfhundert von den Lützener Verwundeten, die noch kaum wiederhergestellt waren, erhielten Befehl, sich wieder zu ihren Corps zu begeben. Sie zogen compagnienweise mit Waffen und Gepäck ab, indem ein Theil der Altenburger Straße folgte, die an der Elster hinaufläuft, der andere sich mehr nach links zur Wurzener Straße wandte. Unter diesen befand sich Zimmer, der selbst mitzuziehen verlangt hatte. Ich begleitete ihn bis zum Thore hinaus und wir umarmten uns dann mit

tiefer Rührung. Ich selbst blieb zurück, da mein Arm noch zu schwach war.

Wir waren in der Kaserne nur noch unserer fünf- oder sechshundert, darunter eine hübsche Anzahl von Fechtmeistern und Tanzlehrern, jenen fidelen Burschen, die gewissermaßen den eisernen Bestand aller Depots bilden. Ich gab nicht viel auf ihre Bekanntschaft, mein einziger Trost bestand vielmehr darin, daß ich an Katherine und zuweilen auch an meine alten Kameraden Klipfel und Zebedäus dachte, von denen ich gar keine Nachricht hatte.

Es war ein recht trauriges Leben. Die Leute betrachteten uns mit bösen Blicken. Sie wagten allerdings nichts zu sagen, da sie wußten, daß die französische Armee nur vier Tagemärsche von Leipzig, Blücher und Schwarzenberg aber viel weiter entfernt standen. Wie würden sie uns sonst beim Kragen genommen haben!

Eines Abends verbreitete sich das Gerücht, wir hätten bei Dresden einen großen Sieg erfochten. Diese Nachricht verursachte allgemeine Bestürzung: die Einwohner kamen gar nicht mehr aus ihren Häusern. Ich ging nach dem Wirthshaus zur Traube in der Tillystraße, um die Zeitung zu lesen. Die französischen Journale lagen alle unberührt auf dem Tische; ich war der Einzige, der sie aufschlug.

In der folgenden Woche aber – es war zu Anfang September – bemerkte ich auf den Gesichtern dieselbe Veränderung wie an jenem Tage, wo die Oestreicher sich gegen uns erklärt hatten. Ich ahnte, daß wir Unglück gehabt hatten, und hatte Recht, wie ich später erst erfuhr, denn die pariser Zeitungen berichteten nichts darüber.

Gegen Ende August war das Wetter umgeschlagen, und es hatte zu regnen begonnen. Das Wasser fiel in Strömen. Ich verließ jetzt die Kaserne nicht mehr. Oft, wenn ich auf meinem Bette saß und durch das Fenster die Elster unter den Regengüssen aufschäumen, die Bäume auf den kleinen Inseln sich unter der Gewalt der Windstöße beugen sah, dachte ich: »Arme Soldaten! . . . Arme Kameraden! . . . wo seid ihr jetzt? Vielleicht auf der Landstraße, mitten im freien Felde!«

Und so überdrüssig ich des Lebens in der Kaserne war, fand ich doch, daß ich weniger zu beklagen sei als sie. Eines Tages aber machte der alte Generalstabsarzt Tardieu seinen Rundgang und sagte zu mir:

»Ihr Arm ist gut und solide . . . Sehen wir einmal zu . . . Hier, heben Sie mir das auf . . . Schön . . . schön!«

Am folgenden Morgen beim Appell ließ man mich in einen Saal treten, der mit Ausrüstungs-Gegenständen, Tornistern, Patrontaschen und Schuhen vollgepfropft war. Ich empfang eine Flinte, zwei Paquete Patronen und eine Marschordre zum sechsten Regimente nach Gauernitz an der Elbe. Das war am 1. October. Wir setzten uns, zwölf oder fünfzehn Mann, zusammen in Marsch. Ein Fourier von den Siebenundzwanzigern, Namens Poitevin, führte uns.

Unterwegs schlug bald der Eine, bald der Andere eine andere Richtung ein, um zu seinem Corps zu gelangen. Poitevin aber, vier Infanteristen und ich setzten unsern Marsch bis zum Dorfe Gauernitz fort.

17.

Wir marschirten also mit übergehängtem Gewehr, aufgeschürztem Mantel, unter der Last des Tornisters gekrümmtem Rücken und hängenden Ohren, wie man sich denken kann, auf der Straße nach Wurzen dahin. Der Regen strömte herab, und das Wasser lief uns vom Tschako in den Nacken. Der Wind schüttelte die Pappeln, deren gelbes Laub, den nahenden Winter verkündend, um uns herumwirbelte – und das ging stundenlang so fort.

Von Zeit zu Zeit trafen wir auf ein Dorf mit seinen Scheunen, Düngerhaufen und eingezäunten Gärten. Die Frauen standen hinter den kleinen, erblindeten Fensterscheiben und sahen unserm Vorübermarsche zu, ein Hund bellte, ein Mann, der auf der Thürschwelle Holz spaltete, drehte sich um, um uns mit den Augen zu folgen, und wir marschirten, bis über die Ohren mit Koth bespritzt, immer weiter. Am Ende des Dorfes sahen wir die Landstraße sich wieder endlos hinstrecken, die grauen Wolken über die verödeten Felder hinziehen und einige magere Raben unter melancholischem Gekrächze mit schnellem Flügelschlage sich entfernen.

Nichts ist trauriger als ein solcher Anblick, besonders wenn man dabei bedenkt, daß der Winter naht, und daß man bald draußen im Schnee campiren soll. Daher sprach auch Niemand ein Wort, den Fourier Poitevin ausgenommen. Das war ein alter, gelber, runzeliger Soldat mit eingefallenen Backen, rother Nase und ellenlangem Schnurrbart, wie alle Branntweintrinker. Er hatte eine gewählte Sprache, die er mit Kasernenausdrücken vermengte, und wenn der Regen stärker wurde, rief er mit einem Ausbruch ganz seltsamen Gelächters: »Ja, ja, Poitevin! . . . das wird dich pfeifen lehren!« . . . Dieser alte Trunkenbold hatte bemerkt, daß ich einige Heller in der Tasche hatte. Er hielt sich daher immer zu mir, indem er sagte: »Junger Mann, wenn Ihr Tornister Sie belästigt, geben Sie ihn mir her.« Ich aber dankte ihm für seine Freundlichkeit.

Obgleich es mir unangenehm war, einen Menschen um mich zu haben, der, wenn wir durch ein Dorf kamen, fortwährend nach den Wirthshauschildern ausschaute und dabei sagte: »Bei dem Wetter jetzt würde ein kleines Gläschen uns recht wohlthun« . . . – hatte ich doch nicht umhin gekonnt, einige Glas für ihn zu bezahlen, so daß er mir nicht mehr von der Seite ging.

Wir näherten uns Wurzen, und der Regen fiel in Strömen, als der Fourier wohl zum zwanzigsten Male ausrief:

»Ja, ja, Poitevin . . . so ist das Leben! . . . Das wird dich pfeifen lehren!«

»Was für eine verteufelte Redensart haben Sie denn da, Fourier?« fragte ich . . . »Ich möchte wahrhaftig wissen, wie der Regen einem das Pfeifen beibringen kann.«

»Es ist keine Redensart, junger Mann, sondern ein Gedanke, der mir immer in den Kopf kommt, wenn ich mich amüsire.«

Nach einigen Augenblicken fuhr er dann fort:

»Sie müssen nämlich wissen, daß es mir 1806, während ich in Rouen meine Studien machte, passirte, daß ich mit andern jungen Leuten ein Theaterstück auspiff. Die Einen piffen, die Andern applaudirten, und am Ende kam es zu Schlägen, worauf die Polizei uns zu Dutzenden ins Loch steckte. Der Kaiser, dem die Sache zu Ohren gekommen war, meinte darauf: »Da sie sich so gern schlagen, reihe man sie in meine Regimenter ein. Dort werden sie ihren Geschmack vollauf befriedigen können!« Und natürlich geschah es, wie er befohlen hatte, und Niemand im Lande, nicht einmal die Väter und Mütter, wagten ein Wort dagegen zu sagen.«

»Sie waren doch dienstpflichtig?« bemerkte ich.

»Nein, mein Vater hatte mir einen Stellvertreter gekauft. Es ist eben ein Scherz des Kaisers, . . . einer von jenen Scherzen, an die man lange denkt. Zwanzig oder dreißig von uns sind im Elend umgekommen . . . Einige Andere, anstatt in ihrem Vaterlande eine ehrenvolle Stellung als Arzt, Richter oder Rechtsanwalt einzunehmen, sind alte Trunkenbolde geworden. Das nennt man einen guten Spaß!«

Darauf brach er in ein Gelächter aus und sah mich verstohlen an.
– Ich war ganz nachdenklich geworden und bezahlte noch zwei oder drei Mal, ehe wir nach Gauernitz kamen, einen Schnaps für den armen Teufel.

Gegen fünf Uhr Abends, als wir uns dem Dorfe Riesa näherten, bemerkten wir zur Linken eine alte Mühle mit ihrem hölzernen Stege, zu welchem ein Querweg führte. Um den Weg abzukürzen, schlugen wir diesen Fußsteig ein und waren nur noch zweihundert Schritt von der Mühle entfernt, als wir lautes Geschrei in derselben vernahmen. Gleichzeitig stürzten zwei Frauen, eine ganz alte und eine andere jüngere, durch den Garten, indem sie einige Kinder mit sich fortzogen. Sie suchten ein kleines Gehölz zu erreichen, das auf der Anhöhe gegenüber an die Landstraße stieß. Gleich darauf sahen wir einige von unsern Soldaten mit Säcken aus der Mühle kommen, und andere im Gänsemarsch aus einem Keller heraufsteigen und kleine Fässer schleppen, die sie eiligst auf einen neben der Schleuse haltenden Karren luden. Noch andere endlich zogen Kühe und Pferde aus einem Stalle, während ein Greis vor der Hausthür die Hände zum Himmel emporstreckte, und fünf oder sechs von diesen schlechten Subjecten den leichenblassen Müller umringten, dem vor Entsetzen und Furcht die Augen aus dem Kopfe quollen.

Alles das: die Mühle, der Teich, die eingeschlagenen Fenster, die flüchtenden Frauen, unsere Soldaten mit ihren Feldmützen und wahren Galgengesichtern, der Alte, der sie verfluchte, und die Kühe, welche den Kopf schüttelten, um sich der Führer zu entledigen, während andere sie hinten mit dem Bajonett stachen . . . das Alles steht mir noch lebhaft vor Augen . . . ich glaube es noch jetzt zu sehen!

»Ei,« sagte der Fourier, »das sind Marodeure . . . Wir sind nicht mehr weit von der Armee entfernt.«

»Aber das ist schändlich!« rief ich. »Das sind Räuber!«

»Gewiß,« erwiderte der Fourier, »es ist gegen die Disciplin. Wenn der Kaiser es wüßte, würden sie wie Hunde erschossen werden.«

Wir gingen nun über den kleinen Steg, und da man hinter dem Karren eins von den Fässern angezapft hatte, drängten sich die

Soldaten mit einem Krüge um dasselbe her und tranken in die Runde. Dieser Anblick empörte den Fourier. Er rief in gebieterischem Tone:

Mit welchem Rechte plündert ihr hier?«

Mehrere Marodeure drehten sich daraufhin um, als sie aber sahen, daß wir nur unserer drei waren, da die Andern, ohne sich aufzuhalten, weiter gegangen waren, erwiderte einer von ihnen:

»He, alter Possenreißer, du willst deinen Antheil an der Pastete . . . das ist ganz recht . . . Aber du brauchst deshalb nicht den Schnurrbart zu drehen. Da, trink einen Schluck.«

Damit reichte er ihm den Krug hin. Der Fourier nahm ihn und trank, indem er mich dabei von der Seite anschielte.

»Nun, junger Mann,« sagte er dann, »wenn Sie Appetit haben! Das Weinchen ist ausgezeichnet.«

»Ich danke,« antwortete ich ihm.

Mehrere Umstehende riefen indessen:

»Fort! Fort! Es ist Zeit!«

»Nein, nein!« schrien Andere. »Wartet . . . Man muß noch einmal nachsehen!«

»Sagt doch,« bemerkte der Fourier in bieder männlichem Tone . . . »ihr wißt, Kameraden . . . man muß mit Milde verfahren . . . « »Ja, gewiß, Alter,« entgegnete eine Art Tambourmajor, der den großen Dreimaster quer bis auf die Schultern herabgedrückt hatte, mit spöttischem Lachen, indem er mit den Augen blinzelte, »gewiß, sei nur ruhig, wir werden das Huhn regelrecht rupfen. Man wird Rücksichten nehmen! . . . «

Der Fourier sagte nun nichts mehr. Es war, als schäme er sich vor mir.

»Was wollen Sie, junger Mann?« sagte er, indem er schärfer zuschritt, um die Kameraden einzuholen, »im Kriege ist es nun einmal nicht anders . . . Man kann sich doch nicht zu Grunde gehen lassen.«

Ich glaube, ohne die Furcht vor dem Ergriffenwerden würde er zurückgeblieben sein. Ich meinstheils war trübe gestimmt und

sagte zu mir selbst:

»So sind die Trinker! Sie mögen gute Regungen haben – der Anblick eines Weinkrugs aber läßt sie Alles vergessen.«

Gegen zehn Uhr Abends endlich erblickten wir auf einer düstern Anhöhe rechts von Gauernitz und einem alten Schlosse, in welchem ebenfalls einige Lichter schimmerten, einzelne Bivouacfeuer. In der Ebene weiter hinten flackerten andere Feuer in größerer Menge.

Die Nacht war hell. Die starken Regengüsse hatten den Himmel geklärt. Als wir uns dem Bivouac näherten, wurden wir angerufen:

»Wer da?«

»Frankreich!« antwortete der Fourier.

Mir klopfte das Herz, als ich bedachte, daß ich in wenigen Minuten meine alten Kameraden wiedersehen würde, falls sie noch am Leben waren.

Von einer Art Schuppen her, der einen halben Flintenschuß weit vom Dorfe ablag, näherten sich bereits Wachtmannschaften, um uns zu recognosciren. Sie kamen zu uns, und der Befehlshaber des Postens, ein alter, grauköpfiger Seconde-Lieutenant, der den Arm unter dem Mantel in der Binde trug, fragte uns, woher wir kämen, wohin wir gingen, und ob wir nicht unterwegs auf Kosakentrupps gestoßen wären. Der Fourier antwortete für uns Alle. Der Officier erklärte uns darauf, daß die Division Souham die Umgegend von Gauernitz am Morgen verlassen habe, und befahl uns, ihm zu folgen, damit er unsere Marschrouten revidiren könne. Wir gingen schweigend hinter ihm her, indem wir die Bivouacfeuer umkreisten, an denen sich die Soldaten, über und über mit trockenem Koth bedeckt, zum Schlafen hingestreckt hatten. Nicht einer von ihnen regte sich.

Endlich gelangten wir zu dem Schuppen. Es war eine alte Ziegelbrennerei. Das breite Dach hatte die Gestalt eines Löschhuts und ruhte auf Pfeilern, die sich sechs oder sieben Fuß hoch über den Boden erhoben. Im Hintergrunde waren große Holzvorräthe aufgeschichtet. Es war warm drinnen. Man hatte Feuer angezündet, und der Geruch der gebrannten Steine verbreitete sich in der Umgegend. Der Ofenraum war mit Soldaten angefüllt, die mit dem

Rücken an der Wand lehnten und selig schliefen. Der Feuerschein unter dem düstern Gebälk blitzte über sie hin. An den Pfeilern funkelten die Gewehrpyramiden. Ich glaube alle diese Gegenstände noch jetzt zu sehen: ich fühle, wie die Wärme meinen Körper durchströmt, sehe meine Kameraden, deren Röcke in der Nähe des Ofens zu rauchen beginnen, wie sie schweigend warten, bis der Officier mit dem Durchlesen der Marschrouten beim dunkelrothen Schein des Feuers fertig sei. Nur ein einziger alter, hagerer, sonnengebräunter Soldat wachte. Er hatte die Beine über einander gelegt und hielt zwischen den Knien einen Schuh, den er mittelst einer Ahle mit Bindfaden flickte.

Ich war der Erste, dem der Officier die Marschroute zurückgab mit der Bemerkung:

»Sie werden Ihr Bataillon morgen zwei Stunden von hier, bei Torgau, treffen.«

Der alte Soldat, der mich beobachtete, legte darauf die Hand auf den Boden, um anzudeuten, daß noch Platz da wäre. Ich setzte mich neben ihn, öffnete meinen Tornister und zog frische Strümpfe und neue Schuhe an, die ich in Leipzig erhalten hatte. Das that mir sehr wohl.

Der Alte fragte mich:

»Du begiebst dich wieder zu deinem Regimente?«

»Ja, zum sechsten nach Torgau.«

»Und kommst?«

»Aus dem Lazareth in Leipzig.«

»Das sieht man – du bist fett wie ein Pfaffe. Man hat dich da unten mit Geflügel gefüttert, während wir hier vom leeren Teller speisten.«

Ich blickte auf meine schlafenden Nachbarn und sah, daß er Recht hatte. Diese armen Rekruten bestanden nur noch aus Haut und Knochen und waren wachsgelb, erdfahl und verrunzelt wie Veteranen. Man hätte glauben sollen, sie könnten sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Nach kurzem Schweigen fuhr der Alte fort:

»Du bist verwundet worden?«

»Ja, Alter, bei Lützen.«

»Vier Monate im Lazareth!« murmelte er, indem er die Unterlippe vorschob, »welches Glück! Ich für mein Theil komme aus Spanien. Ich hatte mir geschmeichelt, die Kaiserlichen von Anno 1807 wieder vorzufinden . . . Lämmer . . . reine Lämmer . . . Ach ja, sie sind schlimmer geworden als die Guerillas! Die Sache wird schlimm.«

So sprach er leise mit sich selbst, ohne auf mich zu achten und zog mit zusammengekniffenen Lippen den Bindfaden aus wie ein wirklicher Schuhmacher. Von Zeit zu Zeit probirte er auch den Schuh an, um zu sehen, ob ihn die Naht nicht drücke. Schließlich packte er dann die Ahle in seinen Tornister, zog den Schuh an und legte sich mit dem Ohr auf ein Bund Stroh.

Ich war so abgespannt, daß ich Mühe hatte, einzuschlafen. Nach Verlauf einer Stunde aber sank ich doch in einen tiefen Schlummer.

Am andern Morgen machte ich mich mit dem Fourier Poitevin und drei andern Soldaten von der Division Souham wieder auf den Weg. Wir kamen zunächst auf die Landstraße, die an der Elbe hinläuft. Das Wetter war feucht, und der Wind, der den Fluß peitschte, schleuderte den Schaum bis auf die Chaussee.

Seit einer Stunde waren wir tüchtig drauflos marschirt, als der Fourier plötzlich ausrief:

»Achtung!«

Er hatte Halt gemacht und streckte die Nase in die Luft wie ein Jagdhund, der etwas wittert. Wir horchten Alle, konnten aber bei dem Rauschen der Wellen am Ufer und des Windes in den Bäumen nichts hören. Doch Poitevin hatte ein geübteres Ohr als wir.

»Man schießt da hinten,« sagte er, indem er auf ein Gehölz zur Rechten deutete. »Der Feind kann auf der uns zugewandten Seite stehen – versuchen wir, ihm nicht geraden Wegs in den Hals zu laufen. Das Beste, was wir thun können, ist: wir gehen in das Gehölz und setzen vorsichtig unsern Weg fort. Auf der andern Seite werden wir dann sehen, was vorgeht . . . Wenn die Preußen oder Russen da sind, ziehen wir uns zurück, ohne daß sie uns sehen. Sind es Franzosen, so gehen wir vorwärts.«

Jeder fand, daß der Fourier Recht habe, und ich bewunderte im Stillen die Schlaueit dieses alten Trunkenbolds. Wir gingen also von der Straße ab und in das Gehölz, Poitevin voran und wir mit geladenem Gewehr hinter ihm. Wir traten leise auf und blieben alle hundert Schritt stehen, um zu lauschen. Die Flintenschüsse kamen näher. Sie fielen nur vereinzelt und wiederhallten in den Gründen. Der Fourier sagte:

»Es sind Plänkler, die ein Kavallerie-Streifcorps beobachten, denn die Andern erwidern das Feuer nicht.« Er hatte Recht: zehn Minuten später entdeckten wir zwischen den Bäumen ein Bataillon französischer Infanterie, das mitten im Haidekraut abkochte, während in weiter Ferne Kosakenrotten über die graue Ebene von einem Dorf zum andern zogen. Einige Tirailleurs am Saume des Gehölzes schossen auf die Reiter, aber diese befanden sich beinahe außer Schußweite.

»Ei, da sind Sie ja schon zu Hause, junger Mann,« sagte Poitevin lächelnd zu mir.

Er mußte ein gutes Auge haben, um auf eine solche Entfernung die Nummer des Regiments lesen zu können. Ich für mein Theil schaute vergeblich danach aus: ich sah nur in Lumpen gehüllte Jammergestalten mit spitzen Nasen, fieberglänzenden Augen und Ohren, die in Folge des Einfallens der Backen weit vom Kopfe abstanden. Ihre Mäntel waren drei oder vier Mal zu weit für sie: man hätte sie für wahre Radmäntel nehmen können, soviel Falten bildeten sie auf den Armen und um die Hüften. Vom Koth und Schmutz rede ich lieber gar nicht: es war entsetzlich.

An diesem Tage sollte ich erfahren, warum die Deutschen kurz nach unserm Siege bei Dresden ein so heiteres Gesicht gemacht hatten.

Wir wandten uns zu zwei kleinen Zelten, in deren Umgebung drei oder vier Pferde das magere Gras abweideten. Dort fand ich den Obersten Lorain, der mit dem dritten Bataillon auf das linke Elbufer detachirt worden war. Er war ein langer, hagerer Mann mit braunem Schnurrbart und nicht gerade sanftmüthiger Miene. Stirnrunzelnd

sah er uns herankommen, und als ich ihm meine Marschroute präsentirte, sagte er nur:

»Gehen Sie zu Ihrer Compagnie!«

Ich entfernte mich mit dem Gedanken, daß ich schon einige Kameraden von der vierten Compagnie erkennen würde. Aber seit Lützen waren Compagnien mit Compagnien, Regimenter mit Regimentern, Divisionen mit Divisionen verschmolzen worden, so daß, als ich an den Fuß der Anhöhe kam, wo die Grenadiere lagerten, Niemand mir bekannt schien. Als die Leute mich näher kommen sahen, warfen sie mir einen Seitenblick zu, als wollten sie sagen:

»Will der auch sein Theil an der Bouillon? Geduld! erst wollen wir sehen, was er für den Kochtopf mitbringt.«

Ich schämte mich, nach dem Lagerplatze meiner Compagnie fragen zu müssen, als eine Art knochiger Veteran mit langer, wie ein Adlerschnabel gekrümmter Nase und breiten Schultern, um welche der alte, abgetragene Mantel schlotterte, den Kopf aufrichtete, mich anstarrte und dann mit ruhiger Stimme sagte:

»Schau! Das bist du ja, Joseph! Ich glaubte, du lägest schon seit vier Monaten in der Erde.«

Jetzt erst erkannte ich meinen armen Zebedäus. Es scheint, daß mein Gesicht ihn weich stimmte, denn ohne aufzustehen, drückte er mir die Hand und rief:

»Klipfel! . . . hier ist Joseph!«

Ein anderer Soldat, der an dem benachbarten Feldkessel hockte, wandte darauf den Kopf um und sagte:

»Du bist's, Joseph? Sieh einmal! du bist nicht todt!«

Das war der ganze Willkomm, der mir zu Theil wurde! Die Noth hatte diese Leute zu solchen Egoisten gemacht, daß sie nur noch an sich selbst dachten. Zebedäus aber hatte trotzdem sein gutes Herz bewahrt. Er lud mich ein, indem er den Andern einen jener Blicke zuschleuderte, die ihm Respect verschafften, mich an seinen Feldkessel zu setzen und bot mir seinen Löffel an, den er im Knopfloch des Mantels trug. Ich aber lehnte sein Anerbieten

dankend ab, da ich am Tage vorher den guten Einfall gehabt hatte, bei dem Schlächter in Riesa einzukehren und ein Dutzend Knackwürste nebst einem tüchtigen Stück Brot und einem Fläschchen Brantwein in meinen Tornister zu packen. Ich öffnete jetzt also meinen Ranzen, zog die Wurstschnur heraus und gab Zebedäus zwei davon ab, was ihm Thränen entlockte. Ich hatte auch die Absicht, den übrigen Kameraden einige anzubieten, Zebedäus aber, meinen Gedanken errathend, legte mit bezeichnender Miene die Hand auf meinen Arm und sagte:

»Was gut zum Weggeben ist, ist auch gut zum Behalten!«

Dann zog er sich aus dem Kreise der Genossen zurück, und wir aßen und tranken einen Schnaps dazu. Die Andern schwiegen und sahen uns von der Seite an. Klipfel, dem der Knoblauchgeruch in die Nase gestiegen war, drehte sich zu uns herum und rief:

»He! Joseph, iß doch aus unserm Topfe mit! Zum Teufel, Kameraden sind doch immer Kameraden!«

»Schon gut, schon gut!« entgegnete Zebedäus. »Für mich sind die Würste die besten Kameraden. Man findet sie bei Gelegenheit immer wieder.«

Dann schnallte er selbst meinen Tornister wieder zu und sagte zu mir:

»Heb' das auf, Joseph . . . Seit mehr als einem Monat habe ich mich nicht so gut gepflegt. Es soll dein Schade nicht sein, sei ruhig.«

Eine halbe Stunde später wurde zum Sammeln geschlagen. Die Plänkler stießen wieder zu uns, und Sergeant Pinto, der sich unter ihnen befand, erkannte mich.

»Ei!« sagte er, »Sie sind also doch davongekommen! Das freut mich . . . Aber Sie kommen zu einer bösen Stunde! – Ein schlechter Krieg . . . schlechter Krieg,« fügte er kopfschüttelnd hinzu.

Der Oberst und die Commandirenden stiegen zu Pferde, und wir setzten uns in Marsch. Die Kosaken zogen sich zurück. Wir nahmen daher das Gewehr nach Belieben unter den Arm oder auf die Schulter. Zebedäus ging neben mir und schilderte, was sich seit Lützen zugetragen hatte: zuerst die großen Siege bei Bautzen und Wurschen, die Eilmärsche, um den fliehenden Feind einzuholen, die

Freude über den Vorstoß auf Berlin; dann den Waffenstillstand, während dessen die Truppen in den Dörfern und Flecken cantonnirten; darauf die Ankunft der spanischen Veteranen, entsetzlicher Menschen, die ans Plündern gewöhnt waren und die jungen Soldaten auf Kosten der Bauern leben lehrten.

Unglücklicher Weise hatte sich gegen Ende des Waffenstillstands Alles gegen uns erhoben. Die Bevölkerung verabscheute uns. Man brach in unserm Rücken die Brücken ab, benachrichtigte die Preußen, die Russen und die übrigen Feinde von unsern geringsten Bewegungen und versuchte jedes Mal, wenn uns ein Unfall zustieß, uns noch tiefer in die Tinte zu bringen, anstatt uns zu helfen. Die starken Regengüsse hatten uns vollends mitgenommen. Am Tage der Dresdener Schlacht regnete es derart, daß dem Kaiser der Hut auf die Schultern herabhing. Aber wenn man siegt, lacht man darüber: es ist einem dann doch warm genug, und man findet schon Gelegenheit, den Anzug zu wechseln. Das Allerschlimmste ist, wenn man geschlagen wird, wenn man, Husaren, Dragoner und anderes Gesindel dieser Art auf den Fersen, auf grundlosen Wegen flüchtet und Nachts beim Anblick eines Lichtes in der Ferne nicht weiß, ob man darauf zugehen oder draußen in der Sündflut umkommen soll.

Zebedäus berichtete mir alle Einzelheiten. Er erzählte mir, daß der General Vandamme, der den Oestreichern den Rückzug abschneiden sollte, in Folge allzu großen Eifers bis in eine Art Gebirgstrichter bei Kulm vorgedrungen wäre, daß dort die, welche wir am Tage vorher geschlagen hatten, von allen Seiten über ihn hergefallen wären und ihn mit mehreren andern Generälen gefangen genommen, sein Armee-Corps aber vernichtet hätten. Zwei Tage vorher, am 26. August, war unserer Division, sowie dem fünften, sechsten und elften Armee-Corps auf den Löwenberger Höhen etwas Aehnliches geschehen. Wir sollten die Preußen auf dieser Seite vernichten, in Folge einer falschen Bewegung des Marschalls Macdonald aber hatte uns der Feind in der Tiefe einer Bergschlucht überrascht, während unsere Kanonen im Schlamm steckten, unsere Kavallerie in Unordnung und unsere Infanterie wegen des Regens nicht mehr im Stande war, zu schießen. Man hatte sich nun mit dem Bajonett

vertheidigt. Das dritte Bataillon wurde unter den ungestümen Angriffen der Preußen bis in die Katzbach zurückgedrängt. Dort hatte Zebedäus von einem Grenadier zwei Kolbensschläge auf den Kopf erhalten. Der Strom hatte ihn, während er den verwundeten Hauptmann Arnould in den Armen hielt, fortgerissen, und beide würden umgekommen sein, wenn es nicht glücklicher Weise dem Hauptmann gelungen wäre, einen Baumzweig am andern Ufer zu erhaschen und sich aus dem Wasser zu ziehen. Zebedäus erzählte mir, daß er, trotzdem ihm das Blut aus Nase und Ohren strömte, in jener Nacht bis zum Dorfe [Wohl besser Stadt. Goldberg hatte damals über 5000 Einwohner. D. Uebers.] Goldberg marschirt sei, halbtodt vor Hunger, Ermüdung und Blutverlust, und daß ein Tischler sich seiner erbarmt hätte: der brave Mann habe ihm Brot, Zwiebeln und Wasser gegeben. Ferner erzählte er mir, daß am nächsten Tage die ganze Division und hinter ihr die andern Corps truppweise, jeder auf eigene Faust, querfeldein marschirt sei, ohne daß Jemand sie befehligt habe, da die Generäle, Marschälle und alle berittenen Officiere aus Furcht, in Gefangenschaft zu gerathen, so weit als möglich geflohen wären. Er versicherte mir, daß fünfzig Husaren sie nach einander über den Haufen geritten haben würden, daß Blücher aber glücklicher Weise den übergetretenen Fluß nicht habe überschreiten können, so daß sie sich endlich in Waldau wieder gesammelt hätten. Dort schlugen nämlich die Tamboure von allen Corps den Marsch ihres Regiments an allen Straßenecken, und durch dies Mittel fand sich jeder Einzelne, indem er dem Schall der Trommel nachging, in dem Wirrwarr von selbst wieder zurecht.

Das größte Glück bei dieser unordentlichen Flucht, meinte Zebedäus, wäre aber das gewesen, daß sich ein wenig weiter, in Bunzlau, auch die höhern Officiere wieder eingefunden hätten, die ganz überrascht gewesen wären, noch über Bataillone zu commandiren zu haben!

Das Alles erzählte mir mein Kamerad, ohne dabei zu erwähnen, daß wir auch unsern Bundesgenossen mißtrauen müßten, daß sie uns ohne Zweifel jeden Augenblick in die Flanke fallen könnten. Ferner erzählte er, daß auch die Marschälle Oudinot und Ney

geschlagen worden wären, der eine bei Groß-Beeren, der andere bei Dennewitz. Das war etwas recht Trauriges, denn auf diesen Rückzügen starben die Rekruten vor Erschöpfung, Krankheit und Elend. Nur die alten Soldaten aus Spanien und die, welche schon früher in Deutschland gedient hatten, konnten, gestählt gegen das schlechte Wetter, diese ungeheuren Anstrengungen ertragen.

»Kurz und gut,« sagte Zebedäus, »wir haben Alles gegen uns: das Land, den ewigen Regen und unsere eigenen Generäle, die die Geschichte satt haben. Die Einen sind Herzöge und Fürsten, und es langweilt sie, immer bis über die Ohren im Dreck zu stecken, anstatt in bequemen Lehnstühlen zu sitzen, und die Andern, wie Vandamme, wollen durch irgend eine große That möglichst schnell Marschall werden. Und wir armen Teufel, die wir hier nichts zu gewinnen haben als lahme Glieder für unsere ganze übrige Lebenszeit, wir, die wir die Söhne von Bauern und Arbeitern sind, die ihr Blut verspritzten, um den Adel auszurotten, wir müssen hier umkommen, um einen neuen Adel zu schaffen!«

Ich sah jetzt, daß die Aermsten und Unglücklichsten nicht immer die Dümmersten sind, und daß man, hat man genug gelitten, am Ende die traurige Wahrheit einsieht. Ich sagte jedoch nichts und bat im Stillen den Herrn, mir Kraft und Muth zu verleihen, damit ich die Noth und das Unglück ertragen könne, das alle diese Fehler und Ungerechtigkeiten uns ankündigten.

Wir befanden uns jetzt zwischen drei Armeen, die sich zu vereinigen strebten, um uns mit einem Schlage zu zermalmen; es waren die Nordarmee, commandirt von Bernadotte, die schlesische Armee, commandirt von Blücher, und die böhmische Armee, commandirt von Schwarzenberg. Bald glaubte man, wir würden über die Elbe gehen, um über die Preußen und Schweden herzufallen, bald, wir würden von dem Gebirge herab auf die Oestreicher losstürzen, wie wir es fünfzig Mal in Italien und anderswo gethan hatten. Aber die Andern hatten dies Manöver endlich begriffen, und sobald wir Miene machten, näher zu kommen, zogen sie sich weiter zurück. Sie mißtrauten besonders dem Kaiser, der doch nicht

gleichzeitig in Böhmen und in Schlesien sein konnte, und das verursachte fürchterliche Hin- und Rückmärsche.

Die Soldaten sehnten sich jetzt nach nichts Anderem als nach einer Schlacht, denn in Folge der Märsche, des Schlafens auf dem nassen Erdboden, der halben Rationen und des Ungeziefers, von dem sie geplagt wurden, hatten sie sammt und sonders einen wahren Ekel vor dem Leben bekommen. Jeder dachte: »Mag es nun enden, wie es will . . . Es ist zu schlimm so . . . es kann nicht so bleiben!«

Ich selbst war nach wenigen Tagen eines solchen Daseins überdrüssig. Ich fühlte, wie ich mir so zu sagen die Beine in den Leib marschirte, und fiel zusehends ab.

Jeden Abend mußten wir wegen eines Halunken, Namens Thielmann, der das Landvolk gegen uns aufwiegelte, Wache stehen. Er folgte uns wie unser Schatten und belauerte uns auf unserm Marsche von Dorf zu Dorf, auf den Höhen, auf den Landstraßen, in der Tiefe der Thäler: seine Armee rekrutirte sich aus allen denen, die uns haßten, und er hatte immer Volks genug.

Um diese Zeit erklärten sich auch die Baiern, Badenser und Würtemberger gegen uns, so daß uns ganz Europa auf dem Nacken saß.

Endlich hatten wir den Trost, die ganze Armee wie zu einer großen Schlacht zusammenströmen zu sehen. Anstatt Platow's Kosaken und Thielmann's Parteigängern in der Umgegend der Dörfer zu begegnen, trafen wir Husaren, Jäger, spanische Dragoner, Artillerie und Ponton-Trains auf dem Wege. Der Regen fiel in Strömen. Wen die Kräfte verließen, der setzte sich unter einem Baum auf die nasse Erde und überließ sich seinem unglücklichen Schicksal.

Am 11. Oktober bivouakirten wir bei dem Dorfe Lusig, am 12. bei Gräfenhainichen, am 13. gingen wir über die Mulde und sahen die alte Garde und La Tour-Maubourg über die Brücke ziehen. Man meldete auch, der Kaiser würde vorüberkommen, wir marschirten aber mit der Division Dombrowski und dem Souhamschen Corps weiter.

In den Augenblicken, wo der Regen aufhörte, und ein Strahl der Herbstsonne die Wolken durchbrach, sah man die ganze Armee in

Bewegung: von allen Seiten rückte Kavallerie und Infanterie auf Leipzig zu. Auf dem jenseitigen Ufer der Mulde glänzten bereits die Bajonette der Preußen, doch die Oestreicher und Russen sah man noch nicht: ohne Zweifel zogen sie auf einer andern Seite heran.

Am 14. wurde unser Bataillon nochmals zum Recognosciren detachirt, und zwar nach der Stadt Aaken. Der Feind hatte die Stadt inne. Er empfing uns mit Kanonenschüssen, und wir blieben die ganze Nacht im Freien, ohne ein einziges Feuer anzünden zu können, da es unaufhörlich regnete. Am andern Morgen brachen wir von dort auf. um in Eilmärschen wieder zur Division zu stoßen. Ich weiß nicht, warum Jeder sagte:

»Es kommt zur Schlacht! . . . es kommt zur Schlacht!«.. Sergeant Pinto behauptete, der Kaiser stecke in der Luft. Ich für mein Theil spürte nichts davon, sah aber, daß wir auf Leipzig zu marschirten und dachte: »Mag es zur Schlacht kommen, wenn es dir nur nicht wieder eine Wunde einträgt wie bei Lützen, und du nur Katherine wieder siehst!«

In der folgenden Nacht blitzte der Himmel, da das Wetter wieder schön geworden war, von unzähligen Sternen, und wir marschirten immer weiter. Am andern Morgen war in der Nähe eines kleinen Dorfes, dessen Name mir entfallen ist, eben »Halt!« commandirt worden, um uns Athem schöpfen zu lassen, als wir Alle zusammen ein dumpfes Rollen in der Luft hörten. Der Oberst, der noch auf seinem Pferde saß, lauschte, und Sergeant Pinto rief:

»Die Schlacht hat begonnen!«

Beinahe im selben Augenblick commandirte der Oberst, den Degen schwingend:

»Vorwärts!«

Wir begannen jetzt zu laufen. Die Tornister, die Patrontaschen, die Gewehre, der Koth, Alles tanzte und sprang um uns herum, aber man achtete nicht darauf. Eine halbe Stunde später erblickten wir vor dem Bataillon eine endlose Reihe von Kolonnen: Wagen, Kanonen, Kavallerie und Infanterie. Hinter uns, auf der Dübener Straße, kamen andere, und Alles im Galopp! Sogar quer über die Felder stürmten ganze Regimenter im Laufschrift heran.

Ganz am Ende der Straße sah man die beiden Thürme der Nicolai- und der Thomaskirche in Leipzig in den Himmel ragen, während zur Rechten und Linken auf beiden Seiten der Stadt sich ungeheure Dampf Wolken erhoben, aus denen Blitze aufzuckten. Das Donnern nahm immerfort zu. Wir waren noch mehr als eine Stunde weit von der Stadt entfernt, als man schon schreien mußte, um sich verständlich zu machen, und jeder den Andern schreckensbleich ansah, als wolle er sagen:

»Das nennt man einmal eine Schlacht!« Sergeant Pinto schrie:

»Das ist weit stärker als bei Eylau!«

Er lachte diesmal nicht, und Zebedäus, ich und die Andern eben so wenig. Dessenungeachtet aber liefen wir im Trabe weiter, und die Officiere wiederholten unaufhörlich:

»Vorwärts! . . . Vorwärts! . . . «

Man sieht daraus, wie die Menschen den Kopf verlieren. Wohl lebte in uns die Liebe zum Vaterlande, aber die Wuth, sich zu schlagen, noch weit mehr.

Gegen elf Uhr erblickten wir, ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt, das Schlachtfeld. Wir sahen auch die Kirchthürme in der Stadt und die alten Wälle, auf denen ich so oft spazieren gegangen war und an Katherine gedacht hatte, mit Menschen bedeckt. Uns gerade gegenüber, zwölf bis fünfzehnhundert Meter entfernt, waren zwei Regimenter rother Lanciers, und ein wenig weiter nach links, auf den Wiesen an der Parthe, zwei oder drei Regimenter reitender Jäger aufgestellt. Zwischen diesen Regimentern zogen die Convois hin, die von Düben kamen. Längs einer kleinen Anhöhe weiter hinten waren staffelförmig die Divisionen Ricard, Dombrowski, Souham und einige andere aufgestellt. Sie kehrten der Stadt den Rücken zu. Bespannte Kanonen und Munitionswagen, Kanoniere und Trainsoldaten zu Pferde standen zum Aufbruch bereit. Ganz im Hintergrunde endlich, auf dem Hügel bei einer jener Meiereien mit plattem Dachwerk und weiten Schuppen, wie man sie in jener Gegend findet, glänzten die Uniformen des Generalstabs.

Es war dies die Reservearmee unter dem Befehl des Marschalls Ney. Ihr linker Flügel stieß an Marmont's Corps, das auf der

Heerstraße nach Halle postirt war, der rechte an die Hauptarmee, die vom Kaiser persönlich commandirt wurde. Unsere Truppen bildeten demnach so zu sagen einen großen Kreis um Leipzig, und die Feinde, die gleichzeitig auf allen Seiten heranrückten, suchten sich die Hand zu geben, um uns herum einen noch größern Kreis zu ziehen und uns in der Stadt wie in einer Mausefalle einzuschließen.

Inzwischen wurden zu gleicher Zeit drei furchtbare Schlachten geschlagen: eine gegen die Oestreicher und Russen bei Wachau, die andere auf der Hallischen Heerstraße bei Möckern gegen die Preußen, und die dritte auf der Lützener Straße zur Verteidigung der Lindenauer Brücke, die vom General Giulay angegriffen wurde.

Ich habe diese Umstände erst später erfahren. Doch soll Jeder erzählen, was er selbst erlebt hat – auf diese Weise wird die Welt die Wahrheit kennen lernen.

18.

Das Bataillon begann den Hügel hinabzumarschieren, der der Stadt gerade gegenüber liegt, um sich der Division anzuschließen, als wir einen Officier vom Generalstabe unten über die große Wiese sprengen und im gestreckten Galopp auf uns zukommen sahen. In zwei Minuten war er bei uns. Oberst Lorain sprengte ihm entgegen, sie wechselten einige Worte, dann sauste der Officier zurück. In dieser Weise brachten hundert andere Officiere ebenfalls Befehle in die Ebene.

»In Reihen rechts um!« commandirte der Oberst, und wir nahmen die Richtung auf ein Gehölz in unserm Rücken, das sich ungefähr eine halbe Stunde weit an der Straße nach Düben hinzieht. Es war ein Buchenwald, doch befanden sich auch Birken und Eichen darunter. Als wir den Saum des Gehölzes erreicht hatten, ließ man uns frisches Zündpulver aufschütten, und dann ward das Bataillon im Holze selbst zum Plänkeln aufgelöst. Wir waren staffelförmig, je fünfundzwanzig Schritt von einander entfernt, aufgestellt und rückten vor, indem wir, wie man sich denken kann, tüchtig die Augen aufsperrten. Pinto sagte alle Augenblicke: »Nehmt Deckung!«

Aber er hatte gar nicht nöthig, uns so viel zu warnen. Jeder spitzte die Ohren und beeilte sich, hinter einen dicken Baum zu kommen, um mit Bequemlichkeit auszulugen, ehe er weiter ging . . . Was für Dingen doch friedliche Leute im Leben ausgesetzt sein können!

Kurzum, wir rückten in dieser Weise etwa zehn Minuten vor und begannen, da man nichts sah, schon wieder sicher zu werden, als plötzlich ein Schuß fällt – dann noch einer, dann zwei, drei, sechs auf allen Seiten längs unserer Linie, und im selben Augenblick sehe ich meinen Kameraden zur Linken fallen, indem er sich an einen Baum zu lehnen sucht. Das macht mich munter . . . Ich blicke nach der andern Seite – und was entdecke ich da fünfzig oder sechzig Schritt vor mir? Einen alten preußischen Soldaten mit kleinem Tschako, gekrümmtem Ellbogen und großem, rothen Schnurrbart, der über den Pfannendeckel seiner Flinte herabhängt. Er nimmt mich gerade

aufs Korn, indem er mit dem Auge blinzelt. Ich bücke mich mit Windeseile. Im selben Augenblick höre ich den Schuß knallen und etwas über meinem Kopfe krachen. Ich hatte meine Ladung: Bürste, Kamm und Taschentuch in meinem Tschako – Alles hatte die Kugel des Halunken durchlöchert. – Ich fühlte, wie es mich eiskalt überlief.

»Da bist du noch mit heiler Haut davongekommen!« rief mir der Sergeant zu, indem er an zu laufen fing, und da ich nicht allein an einer solchen Stelle bleiben wollte, folgte ich ihm in größter Eile.

Lieutenant Bretonville, den Säbel unter dem Arm, commandierte unaufhörlich:

»Vorwärts! . . . Vorwärts!« . . .

Weiter rechts wurde immerfort geschossen.

Da kommen wir plötzlich an den Rand einer Lichtung, auf der sich fünf oder sechs dicke Eichenstümpfe und ein kleiner, ganz mit hohem Grase bewachsener Tümpel befanden – aber kein Baum, hinter dem wir Deckung nehmen konnten. Trotzdem drangen einige muthig vor, bis der Sergeant uns zurief:

»Halt! . . . Die Preußen liegen hier in der Nähe im Hinterhalt . . . Sperrt die Augen auf!«

Kaum hatte er ausgesprochen, als ein Dutzend Kugeln durch das Astwerk pfiß, und die Schüsse im Holze wiederhallten. Zu gleicher Zeit stürzte ein Trupp Preußen mit langen Schritten davon und warf sich weiter hinten in das Dickicht.

»Sie sind fort . . . Hinterdrein!« rief Pinto.

Aber der Schuß in den Tschako hatte mich vorsichtig gemacht: ich sah gewissermaßen durch die dicksten Bäume. Und als nun der Sergeant die Lichtung überschreiten wollte, hielt ich ihn am Arm zurück und zeigte ihm einen Flintenlauf, der hundert Schritt vor uns, auf der gegenüber liegenden Seite des Tümpels, über einen dichten Dornbusch hervorragte.

Die Kameraden sahen ihn, nachdem sie näher getreten waren, ebenfalls. Der Sergeant befahl daher mit leiser Stimme:

»Du bleibst hier stehen, Bertha . . . verliere ihn nicht aus den Augen . . . Wir Andern werden die Position umgehen.«

Und sofort gingen sie nach rechts und links davon. Ich stand mit angelegtem Gewehr hinter meinem Baume wie ein Jäger auf dem Anstand. Nach zwei oder drei Minuten richtete sich der Preuße, da er nichts mehr hörte, leise auf. Es war ein blutjunger Mensch mit kleinem, blonden Schnurrbart und schmaler, gut geschnürter Taille. Ich hätte ihn gewiß niederschießen können, aber es machte einen so seltsamen Eindruck auf mich, daß ich diesen frei und offen dastehenden Menschen tödten sollte, daß mich ein Beben überlief. Plötzlich bemerkte er mich und sprang bei Seite. Ich feuerte nun meinen Schuß ab und athmete aus vollem Herzen auf, als ich sah, daß er wie ein Hirsch durch das Dickicht davonsprang.

Zu gleicher Zeit aber fielen rechts und links fünf oder sechs Schüsse. Sergeant Pinto, Zebedäus, Klipfel und die Uebrigen brachen in einem Zuge hervor, und hundert Schritte weiter fanden wir den jungen Preußen auf dem Boden liegen. Er hatte den Mund voll Blut. Entsetzt starrte er uns an und hob dabei den Arm auf, als ob er die Bajonettstiche abwehren wolle. Der Sergeant redete ihn scherzend an:

»Bah, fürchte nichts! Du hast dein Theil!«

Niemand hatte Lust, ihm den Rest zu geben. Nur nahm Klipfel eine schöne Pfeife, die aus seiner hintern Rocktasche hervorsah, indem er sagte:

»Ich wollte schon längst eine Pfeife haben . . . da ist nun eine!«

»Füsilier Klipfel,« rief Pinto tief entrüstet, »wollen Sie wohl augenblicklich diese Pfeife zurückgeben! Die Verwundeten zu plündern, paßt sich für Kosaken! Ein französischer Soldat kennt nur die Ehre als Preis des Kampfes!«

Klipfel warf die Pfeife hin, und wir gingen schließlich weiter, ohne nur den Kopf umzuwenden. So gelangten wir an das Ende des kleinen Forstes, der auf dem letzten Viertel der Anhöhe aufhörte. Ziemlich dichtes Gebüsch zog sich jedoch noch zweihundert Schritte weiter bis zum Gipfel hinauf. Die Preußen, die wir verfolgt hatten, hatten sich darin festgesetzt. Man sah, wie sie sich an allen Orten und Enden aufrichteten, um auf uns zu schießen, und sich dann sofort wieder niederwarfen.

Wir hätten ruhig an jener Stelle Halt machen können, da wir nur Befehl hatten, den Wald zu besetzen, jenes Gesträuch uns also nichts anging. Die Flintenschüsse der Preußen würden uns hinter den Bäumen, wo wir standen, kein Leid gethan haben. Auf dem andern Abhange des Hügels hörten wir einen fürchterlichen Kampf toben, die Kanonenschüsse fielen dicht hinter einander und krachten zuweilen gleichzeitig wie Donnerschläge bei einem Gewittersturm – ein Grund mehr, um in unserm Gehölz zu bleiben. Unsere Officiere aber, die zusammengetreten waren, entschieden, daß das Gebüsch zum Gehölze gehöre, und man die Preußen bis auf die Höhe zurücktreiben müsse. Dieser Entschluß verursachte einen großen Verlust an Menschenleben auf jener Stelle.

Wir erhielten also Befehl, die feindlichen Plänkler zu verjagen, und da sie feuerten, sobald wir näher kamen, und sich dann verbargen, begannen wir auf sie loszustürzen, um sie am abermaligen Laden zu verhindern. Unsere Officiere stürzten ebenfalls hitzig vorwärts. Wir glaubten, oben auf dem Hügel würde das Buschwerk aufhören, und wir dann die Preußen dutzendweise niederschießen können. Aber in dem Augenblicke, wo wir ganz athemlos auf der Höhe anlangten, ruft plötzlich der alte Pinto:

»Die Husaren!«

Ich blicke auf und sehe hinter dieser Art Bergsattel Kolpaks herankommen und größer werden: sie kamen wie der Wind auf uns zu. Kaum hatte ich das gesehen, als ich mich ohne Besinnen umdrehe und zurückzulaufen beginne, wobei ich trotz Ermüdung, Tornister und Allem fünfzehn Fuß lange Sprünge machte. Vor mir sah ich Pinto, Zebedäus und die Andern laufen und springen, was das Zeug halten wollte. Hinter mir verursachten die Husarenmassen ein solches Getöse, daß einen eine Gänsehaut überlief: die Officiere schrieen deutsche Commandoworte, die Pferde schnaubten, die Säbelscheiden schlugen klirrend gegen die Stiefel, und die Erde bebte!

Ich hatte den kürzesten Weg nach dem Gehölze eingeschlagen, und glaubte schon beinahe drin zu sein, als ich ganz nahe am Saume des Waldes auf eine jener großen Gruben stoße, aus denen

die Landleute Lehmerde zum Bauen zu holen pflegen. Sie war mehr als zwanzig Fuß breit und vierzig oder fünfzig Fuß lang. In Folge des Regens, der seit einigen Tagen fiel, waren die Ränder äußerst schlüpfrig geworden, da ich aber die Pferde näher und näher heranschrauben hörte und sich mir die Haare vor Entsetzen sträubten, nehme ich, ohne auf etwas Acht zu geben, einen Anlauf und falle unten in dem Loche auf den Rücken, wobei mir Patrontasche und Mantel über den Kopf fliegen. Ein anderer Füsilier von meiner Compagnie lag schon drin und richtete sich eben auf – er hatte ebenfalls darüber wegspringen wollen. Im selben Augenblicke glitten zwei im tollsten Jagen herangekommene Husaren auf dem Rücken ihrer Pferde den lehmigen Abhang herunter. Der Erste von ihnen, purpurroth im Gesichte, versetzte zuerst meinem armen Kameraden einen Säbelhieb über den Kopf, indem er wie ein Besessener fluchte, und als er den Arm aufhob, um ihm vollends den Garaus zu machen, stieß ich ihm mit Aufbietung aller Kräfte mein Bajonett in die Seite. Gleichzeitig aber versetzte mir der Andere einen Hieb über die Schulter, der mich ohne die Epaulette mitten entzwei gespalten hätte. Er würde mich aber doch mit dem Säbel durchbohrt haben, hätte ihm nicht ein Schuß von oben den Kopf zerschmettert. Ich schaute auf und erblickte einen von unsern Soldaten, der bis an die Waden in den Lehm eingesunken war. Er hatte das Wiehern der Pferde und die Flüche der Husaren gehört und war bis an den Rand der Grubeorgetreten, um nachzusehen, was da unten vorging.

»Ei, Kamerad!« sagte er lachend, »es war Zeit!« Ich zitterte wie Espenlaub und war nicht im Stande, ihm zu antworten. Er nahm das Bajonett ab und streckte mir dann die Flinte hin, um mir beim Heraufsteigen behilflich zu sein. Oben ergriff ich seine Hand und sagte zu ihm:

»Sie haben mich gerettet . . . Wie heißen Sie?« Er erwiderte, er heiße Jean Pierre Vincent. Ich habe seitdem oft daran gedacht, daß ich, wenn ich zufällig wieder mit diesem Manne zusammenträfe, mich sehr glücklich schätzen würde, wenn ich ihm einen Dienst leisten könnte. Aber am zweitfolgenden Tage fand die zweite

Schlacht bei Leipzig, dann der Rückzug über Hanau statt, und ich habe ihn nie wiedergesehen.

Der Sergeant Pinto und Zebedäus kamen einen Augenblick später. Zebedäus sagte zu mir:

»Wir beide haben dies Mal noch Glück gehabt, Joseph: wir sind jetzt die letzten Pfalzbürger beim Bataillon . . . Klipfel ist von den Husaren zusammengehauen worden!«

»Du sahst es?« fragte ich entsetzt.

»Ja. Er hat mehr als zwanzig Säbelhiebe erhalten. Er rief mich: Zebedäus! Zebedäus.«

Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

»Es ist doch schrecklich, einen alten Jugendfreund um Hilfe rufen zu hören, ohne ihm beispringen zu können . . . Aber es waren ihrer zu viel! . . . sie umringten ihn!«

Der Vorfall stimmte uns traurig, und die Heimat kam uns wieder in den Sinn. Ich stellte mir die Großmutter Klipfel beim Empfang der Todesnachricht vor, und diese Vorstellung ließ mich auch an Katherine denken.

Seit dem Angriffe der Husaren bis zur Nacht blieb das Bataillon in derselben Stellung und plänkelte mit den Preußen. Wir hinderten sie, das Gehölz zu besetzen, aber sie hinderten uns, den Hügel zu ersteigen. Am andern Tage erfuhren wir, warum. Dieser Hügel beherrscht nämlich den ganzen Lauf der Parthe, und die große Kanonade, die wir hörten, rührte von der Division Dombrowski her, welche den linken Flügel der preußischen Armee angriff, und dem General Marmont in Möckern zu Hilfe kommen wollte. Dort bei Möckern hielten zwanzigtausend Franzosen in einer Thalschlucht die achtzigtausend Mann Blüchers auf, und bei Wachau kämpften einhundertundfünfzehntausend Franzosen gegen zweimalhunderttausend Oestreicher und Russen. Ueber fünfzehnhundert Kanonen waren im Feuer. Unser armseliges Kleingewehrfeuer bei Wiederitzsch klang dagegen wie das Summen einer Biene während eines Sturms. Zuweilen stellten wir sogar auf beiden Seiten das Feuer ein, um zu lauschen . . . Dieser Kampf schien mir etwas Grauenvolles und so zu sagen Uebernatürliches.

Die Luft war voll Pulverdampfs, und die Erde bebte uns unter den Füßen. Die alten Soldaten, wie z. B. Pinto, sagten, sie hätten nie etwas Aehnliches gehört.

Gegen sechs Uhr sprengte ein Stabsofficier auf unserer Linken heran, um dem Obersten Lorain einen Befehl zu überbringen, und gleich darauf blies man zum Rückzug. Das Bataillon hatte durch den Angriff der preußischen Husaren und das Kleingewehrfeuer sechzig Mann verloren.

Es war bereits Nacht, als wir das Gehölz verließen, und am Ufer der Parthe mußten wir zwischen Pulverkarren, allerlei Fuhrwerken, rückkommenden Armee-Corps, einzelnen Detachements und Krankenwagen, die auf zwei Brücken hinüberzogen, noch länger als zwei Stunden warten, ehe die Reihe an uns kam. Der Himmel war düster, in der Ferne rollte noch ab und zu der Donner der Geschütze, aber die drei Schlachten waren beendet. Man hörte wohl davon reden, daß wir die Russen und Oestreicher auf der andern Seite von Leipzig, bei Wachau, geschlagen hätten. Die von Möckern Zurückkehrenden aber waren düster und verstimmt – Niemand rief wie nach einem Siege: »Es lebe der Kaiser!«

Als wir erst auf dem andern Ufer waren, marschirte das Bataillon eine gute halbe Stunde an der Parthe hinunter bis zum Dorfe Schönefeld. Die Nacht war feucht. Vor Müdigkeit fielen uns die Augen zu, und langsamen Schritts zogen wir mit geschultertem Gewehr und gesenkten Köpfen in die Dunkelheit hinein.

Hinter uns dauerte das Defiliren der von Möckern zurückkommenden Kanonen, Pulverkarren, Bagagewagen und Truppen unter dumpfem Getöse noch immer fort, und zuweilen hörte man die Rufe und Flüche der Trainsoldaten und der fahrenden Artilleristen, die sich Platz schaffen wollten, den Lärm übertönen. Allmählich aber verklang dies Geräusch, und wir gelangten endlich zu einem Kirchhof, wo man uns auseinandertreten und die Gewehre zusammenstellen ließ.

Jetzt erst schaute ich auf und erkannte im Mondschein Schönefeld. Wie oft hatte ich dort in der kleinen Schenke zur Goldenen Garbe mit Zimmer unter der Rebenlaube Vater Winters

geessen und guten Braten gegessen und Weißwein getrunken, als die Sonne noch warm schien und um uns das sommerliche Grün glänzte! . . . Diese Zeiten waren vorüber!

Die Wachen wurden ausgestellt, und einige Mann gingen in das Dorf, um Holz und Lebensmittel zu holen. Ich lehnte mich gegen die Kirchhofsmauer und schlief ein. Gegen drei Uhr morgens wurde ich geweckt.

»Joseph,« sagte Zebedäus, »komm doch und wärme dich. Wenn du da hocken bleibst, setzt du dich der Gefahr aus, das Fieber zu bekommen.«

Wie trunken vor Mattigkeit und Schmerz stand ich auf. Ein dichter, feiner Regen fiel vom Himmel herab. Mein Kamerad zog mich an das Feuer, das in Folge des Regens qualmte und dampfte. Dies Feuer war auch nur für das Auge – es wärmte nicht. Nachdem aber Zebedäus mir einen Schluck Branntwein gegeben, fühlte ich weniger Frost und betrachtete die Bivouacfeuer, die auf dem andern Ufer der Parthe flackerten.

»Die Preußen wärmen sich,« meinte Zebedäus. »Sie liegen jetzt in unserm Gehölze.«

»Ja,« erwiderte ich, »und der arme Klipfel liegt auch da unten. Ihn friert nicht mehr.«

Mir klapperten die Zähne. Jene Worte stimmten uns wieder traurig. Nach einigen Minuten fragte mich Zebedäus: »Erinnerst du dich noch des schwarzen Bandes, Joseph, das er am Aushebungstage am Hute trug? – »Wir sind Alle dem Tode verfallen wie die von der russischen Armee!« schrie er . . . »Ich will ein schwarzes Band! . . . Wir müssen Trauer für uns anlegen!« . . . – Und sein kleiner Bruder sagte: »Nein, Jakob, ich will nicht!« Er weinte, aber Klipfel nahm das Band doch: er hatte die Husaren im Traume gesehen!«

Während Zebedäus sprach, erinnerte ich mich aller dieser Dinge wieder und sah auch den Halunken von Pinnacle auf dem Rathhausplatze, wie er ein schwarzes Band über dem Kopfe schwenkte und mir zuschrie: »Heda, Lahmer, du brauchst ein schönes Band! . . . das Band der Gewinner! . . . Komm!«

Diese Vorstellung in Verbindung mit der Kälte, die mir bis ins Mark drang, jagte mir einen Schauer durch die Adern. – »Du kommst nicht wieder nach Hause,« dachte ich . . . »Pinnacle hatte Recht . . . es ist vorbei!« – Ich dachte an Katherine, an Tante Gredel, an den guten Herrn Goulden und fluchte denen, die mich gezwungen hatten, dahin zu kommen.

Gegen vier Uhr Morgens, als der Tag zu grauen begann, kamen einige Wagen mit Lebensmitteln. Man verteilte Brot unter uns, auch empfing Jeder etwas Fleisch und Branntwein.

Der Regen hatte aufgehört. Wir kochten im Bivouac ab, aber nichts erwärmte mich: ich holte mir an jenem Orte das Fieber. Uebrigens war ich nicht der Einzige im Bataillon, der sich in einem solchen Zustande befand: drei Viertel der Mannschaft kränkelten und siechten dahin. Schon seit einem Monat warfen sich die, welche nicht mehr weiter konnten, weinend auf die Erde und riefen wie kleine Kinder nach ihren Müttern. Das zerriß einem das Herz. Der Hunger, die Eilmärsche, der Regen und der Kummer, daß man weder die Heimat, noch seine Lieben wiedersehen sollte, waren die Ursachen dieser Krankheit. Glücklicherweise sahen die Eltern ihre Kinder nicht längs der Landstraßen verkommen und sterben – dieser Anblick würde zu entsetzlich gewesen sein: viele würden da glauben, daß es weder auf Erden noch im Himmel eine Barmherzigkeit gebe.

Je heller es wurde, desto deutlicher überschauten wir zur Linken – jenseits des Flusses und einer weiten mit Weiden und Espen bewachsenen Schlucht – an den Straßen nach Halle, Lindenthal und Delitzsch die eingeäscherten Dörfer, die Leichenhaufen, die umgestürzten Kanonen und Pulverkarren und den von Kugeln aufgewühlten Boden, so weit das Auge reichte: es war weit schlimmer als bei Lützen. Auch sahen wir die Preußen in dieser Richtung aufmarschieren und zu Tausenden über das Schlachtfeld vorrücken. Sie wollten jetzt den Oestreichern und Russen die Hand geben und so den großen Ring, in welchem wir uns befanden, schließen. Und Niemand konnte sie jetzt daran hindern, um so weniger, da Bernadotte und der russische General Bennigsen, die noch zurückgeblieben waren, mit hundertzwanzigtausend Mann

frischer Truppen ankamen. So wurde denn unsere Armee, nachdem sie an einem einzigen Tage drei Schlachten geschlagen hatte und auf hundertunddreißigtausend Kämpfer zusammengeschmolzen war, in einen eisernen Gürtel von dreimalhunderttausend Bajonetten eingeschlossen, die fünfzigtausend Reiter und zwölfhundert Kanonen ungerechnet!

Das Bataillon brach von Schönefeld auf, um sich wieder mit der Division in den Kohlgärten zu vereinigen. Auf der ganzen Straße sah man nichts als Verwundetentransporte hinziehen. Alle Wagen aus der ganzen Umgegend waren zu diesem Dienste requirirt worden, und dazwischen marschirten, den Arm in der Binde, den Kopf verbunden, blaß, niedergeschlagen und halbtodt, noch hunderte von Unglücklichen hin. Wer sich noch fortschleppen konnte, stieg nicht auf die Wagen und suchte doch ein Lazareth zu erreichen. Wir wanden und zwängten uns mit großer Anstrengung durch diese Menge hindurch, als plötzlich unweit der Kohlgärten einige zwanzig Husaren, die mit schußfertig gehaltenen Pistolen im gestreckten Galopp heransauten, die Menge rechts und links auf die Felder drängten und mit schmetternder Stimme: »der Kaiser! der Kaiser!« riefen.

Das Bataillon bog sofort aus dem Wege und stellte sich mit präsentirtem Gewehr am Fuße des Fahrdamms auf. Einige Minuten später sprengten die reitenden Garde-Grenadiere, wahre Riesen mit kolossalen Stiefeln und ungeheuren Bärenmützen, die bis zu den Schultern herabreichten und nur die Nase, den Schnurrbart und die Augen sehen ließen, im Galopp mit auf die Hüften gestemmter Faust vorüber. Bei diesem Anblick sagte Jeder mit Befriedigung zu sich selbst:

»Die sind auf unserer Seite . . . und es sind harte Burschen!«

Kaum waren sie vorüber, als der Generalstab erschien . . . Stellt euch hundertundfünfzig bis zweihundert Generäle, Marschälle, Ordonnanz- und höhere Officiere vor, die auf wahren Hirschen ritten und so mit Goldstickereien und Orden behängt waren, daß man kaum die Farbe ihrer Uniformen erkannte. Einige waren lang und mager und zeigten eine stolze Miene, andere kurz und stämmig mit

rothem Gesicht, noch andere mit blitzenden Augen und Adlernasen saßen gerade wie Steinbilder auf ihren Pferden – es war ein zugleich schöner und schrecklicher Anblick.

Unter allen diesen Heerführern, vor denen seit zwanzig Jahren Europa zitterte, machte jedoch Napoleon mit seinem alten Hute und seinem grauen Ueberrock den tiefsten Eindruck auf mich. Ich sehe ihn noch vor meinen Augen vorüberziehen mit seinem breiten, kräftigen Kinn und dem in den Schultern steckenden Halse. Alle Welt schrie: »Es lebe der Kaiser!« – Aber er vernahm nichts . . . er beachtete uns nicht mehr als den leichten, feinen Regen, der herabsprühte, und beobachtete mit gerunzelter Stirn die preußische Armee, die längs der Parthe aufmarschirte, um die Oestreicher zu unterstützen. So wie ich ihn an jenem Tage gesehen habe, ist er mir für immer im Gedächtniß geblieben.

Das Bataillon hatte sich bereits seit einer Viertelstunde wieder in Marsch gesetzt, als Zebedäus zu mir sagte:

»Hast du ihn gesehen, Joseph?«

»Gewiß,« erwiderte ich. »Ich habe ihn gesehen und werde mich dessen Zeit meines Lebens erinnern.«

»Es ist seltsam,« bemerkte mein Kamerad, »man sollte meinen, er sei nicht zufrieden . . . Am Tage nach der Schlacht bei Wurschen war er so heiter, als er uns »Es lebe der Kaiser!« rufen hörte, und auch die Generäle machten lachende Gesichter. Heute schneiden sie alle verteuflte Fratzen . . . Der Hauptmann sagte doch heut Morgen, wir hätten auf der andern Seite von Leipzig gesiegt.«

Viele Andere dachten dasselbe, ohne es zu sagen. Unruhe und Besorgniß bemächtigten sich unser . . .

Wir fanden das Regiment zwei Flintenschüsse weit von den Kohlgärten im Bivouac liegen. Das Bataillon nahm auf einem Hügel rechts von der Straße Stellung.

Auf allen Seiten sah man die unzähligen Kochfeuer der Armeen ihren Rauch zum Himmel emporwirbeln. Noch immer sprühte ein feiner, kalter Regen herab, und die Mannschaft, die mit gekreuzten Armen auf ihren Tornistern um die kleinen Feuer saß, schien ganz in Gedanken verloren. Die Officiere traten in Gruppen zusammen und

plauderten. Von allen Seiten hörte man die Bemerkung wiederholen, daß man einen solchen Krieg noch nie erlebt habe . . . daß es ein Vernichtungskampf sei . . . daß es dem Feinde gar nichts thäte, wenn er geschlagen sei, und daß er uns nur Leute tödten wolle, da er wohl wisse, daß ihm am Ende doch vier oder fünf Mal mehr Mannschaft und er auf diese Weise Herr bleiben würde.

Man sagte auch, der Kaiser habe die Schlacht bei Wachau gegen die Russen und Oestreicher gewonnen, das nütze jedoch nichts, da die Gegner nicht abzögen, sondern auf große Verstärkungen warteten. In Bezug auf Möckern wußte man, daß wir trotz der schönen Verteidigung Marmonts verloren hatten: der Feind hatte uns unter seiner Ueberzahl erdrückt. Wir hatten an diesem Tage nur einen einzigen Vortheil errungen, nämlich uns die Rückzugslinie auf Erfurt offen erhalten, denn Giulay hatte sich trotz aller Anstrengungen der Brücken über die Elster und Pleiße nicht bemächtigen können. Die ganze Armee vom einfachen Soldaten an bis herauf zum Marschall war der Ansicht, unsere Lage sei eine sehr mißliche, und man müsse sobald als möglich den Rückzug antreten. Unglücklicher Weise aber dachte der Kaiser das Gegentheil: wir mußten bleiben!

Den ganzen 17. Oktober über blieben wir, ohne einen Schuß abzugeben, in unserer Stellung. – Einige sprachen von der Ankunft des Generals Reynier mit sechzehntausend Sachsen, der Abfall der Baiern aber hatte uns belehrt, welches Vertrauen man in unsere Bundesgenossen setzen konnte.

Gegen Abend wurde bekannt, daß man die Nordarmee auf dem Breitenfelder Plateau herankommen sähe – das waren sechzigtausend Mann mehr für den Feind. Ich glaube noch die Verwünschungen, die gegen Bernadotte ausgestoßen wurden, und die entrüsteten Rufe derer zu hören, die ihn gekannt hatten, als er noch einfacher Offizier der Republik war, und die jetzt sagten: »Er verdankt uns Alles . . . Mit unserm eigenen Blute haben wir ihn zum König gemacht – und jetzt kommt er, um uns den Gnadenstoß zu geben!«

In der Nacht fand eine allgemeine rückgängige Bewegung statt: unsere Armee drängte sich mehr und mehr um Leipzig zusammen. Dann wurde Alles wieder still. Aber das hinderte einen nicht am Ueberlegen, im Gegentheil, jeder dachte im Stillen: »Was wird morgen geschehen? Werde ich da den Mond auch zwischen den Wolken hervorkommen sehen, wie jetzt? Werden dann die Sterne auch noch für meine Augen blitzen?«

Und wenn man im Dunkel der Nacht jenen ungeheuern Kreis von Feuern betrachtete, der uns in einer Ausdehnung von nahezu sechs Stunden umgab, sagte man zu sich selbst:

»Jetzt ist das Weltall gegen uns in Waffen . . . alle Völker fordern unsere Vernichtung . . . sie wollen von unserm Ruhm nichts mehr wissen!«

Dann bedachte man, daß man doch die Ehre habe, ein Franzose zu sein, und daß man siegen oder sterben müsse.

19.

Unter solchen Gedanken brach der Tag an. Noch rührte sich nichts, und Zebedäus sagte zu mir:

»Welches Glück, wenn der Feind nicht den Muth hätte, uns anzugreifen!«

Die Officiere sprachen unter sich von einem Waffenstillstande. Gegen neun Uhr aber kamen plötzlich unsere Streifreiter mit verhängtem Zügel zurückgesprengt und meldeten, daß der Feind sich auf der ganzen Linie rege. Gleich darauf begann auch die Kanonade auf unserer Rechten, an der Elster. Wir standen bereits unter dem Gewehr und marschirten nun querfeldein nach der Parthe hin, um nach Schönefeld zurückzukehren. Das war der Anfang der Schlacht.

Auf den Anhöhen vor dem Flusse erwarteten zwei oder drei Divisionen den Feind; ihre Batterien waren in den Abständen zwischen den Regimentern, die Kavallerie auf den Flanken aufgestellt. Ueber die Spitzen der Bajonette hinweg sah man weiter hinten die Preußen, Schweden und Russen in tiefen, dicht geschlossenen Kolonnen auf allen Seiten vorrücken – das nahm gar kein Ende.

Zwanzig Minuten später rückten wir zwischen zwei Hügeln in die Schlachtlinie und erblickten vor uns fünf- oder sechstausend Preußen, die mit dem Rufe: »Vaterland! Vaterland!« über den Fluß kamen. Dies Geschrei und Getöse ähnelte dem Lärm und Krächzen jener Rabenschwärme, die sich versammeln, um nach dem Norden zu ziehen.

Im selben Augenblick begann hüben und drüben das Kleingewehrfeuer, zuweilen übertönt vom Donner der Kanonen. Das Thal, in welchem die Parthe sich hinschlängelt, füllte sich mit Rauch. Die Preußen waren schon an uns, als wir sie kaum erst mit ihren wuthfunkelnden Augen, aufgerissenen Mäulern und wilden Mienen erblickten. Wir stießen jetzt ein bis zum Himmel aufdonnerndes »Es lebe der Kaiser!« aus und stürzten auf sie los. Das Handgemenge

wurde entsetzlich. In zwei Minuten kreuzten sich unsere Bajonette zu Tausenden: man stieß sich, sprang zurück, feuerte aus nächster Nähe, schmetterte einander mit Kolbenschlägen zu Boden. Die Reihen wirrten durcheinander, man schritt über die Gefallenen weg, die Kanonen donnerten. Der Pulverdampf, der über das düstere Gewässer zwischen den beiden Anhöhen hinzog, das Pfeifen der Kugeln und das Knattern des Kleingewehrfeuers machten das Thal einem Ofen ähnlich, in den die Menschen wie Holzscheite hineinstürzten, um verzehrt zu werden.

Uns stachelte die Verzweiflung an, die Wuth, uns zu rächen, ehe wir starben; die Preußen beseelte der Stolz, der ihnen sagte: »Dies Mal werden wir Napoleon besiegen!« Diese Preußen sind die hochmüthigsten Menschen von der Welt: die Siege bei Groß-Beeren und an der Katzbach hatten sie rein toll gemacht! Aber es blieb mancher von ihnen im Flusse – ja, mancher! Drei Mal passirten sie das Wasser und drangen in geschlossenen Kolonnen auf uns ein. Wegen ihrer großen Anzahl waren wir zum Weichen gezwungen, und was für ein Gebrüll stießen sie da aus! . . . Es war gerade, als ob sie uns fressen wollten . . . Es ist eine niederträchtige Race . . . Ihre Officiere, mit geschwungenem Degen zwischen den starrenden Bajonetten, wiederholten unzählige Male das Wort: »Vorwärts! Vorwärts!« und Alle rückten mit großem Muthe – das kann man nicht läugnen! – wie eine Mauer vor. Unsere Kanonen mähten sie reihenweise nieder – sie drangen immerfort vor. Auf der Höhe des Hügels aber nahmen wir einen neuen Anlauf und warfen sie bis an den Fluß zurück. Ohne eine ihrer Batterien vor Möckern, die uns in die Flanke nahm und uns hinderte, sie allzu weit zu verfolgen, würden wir sie alle niedergemacht haben.

Das dauerte bis zwei Uhr. Die Hälfte unserer Officiere war kampfunfähig: Commandant Gémeau war verwundet, Oberst Lorain gefallen, und längs des Flusses sah man nichts als aufgethürmte Leichen und Verwundete, die sich mühsam aus dem Getümmel fortzuschleppen suchten. Einige richteten sich wüthend auf den Knien empor, noch einen Bajonettstich auszutheilen oder einen letzten Schuß abzufeuern. Man hat nie Aehnliches gesehen. Im

Flüsse schwammen die Todten in langer Reihe vorüber; die einen zeigten das Gesicht, andere den Rücken, noch andere die Beine. Wie Holzstöße folgten sie auf einander, und niemand achtete auch nur darauf. Es war gerade, als ob uns dasselbe Loos nicht in jedem Augenblicke ebenfalls treffen könnte.

Dies Gemetzel zog sich die Parthe entlang von Schönefeld bis Graßdorf.

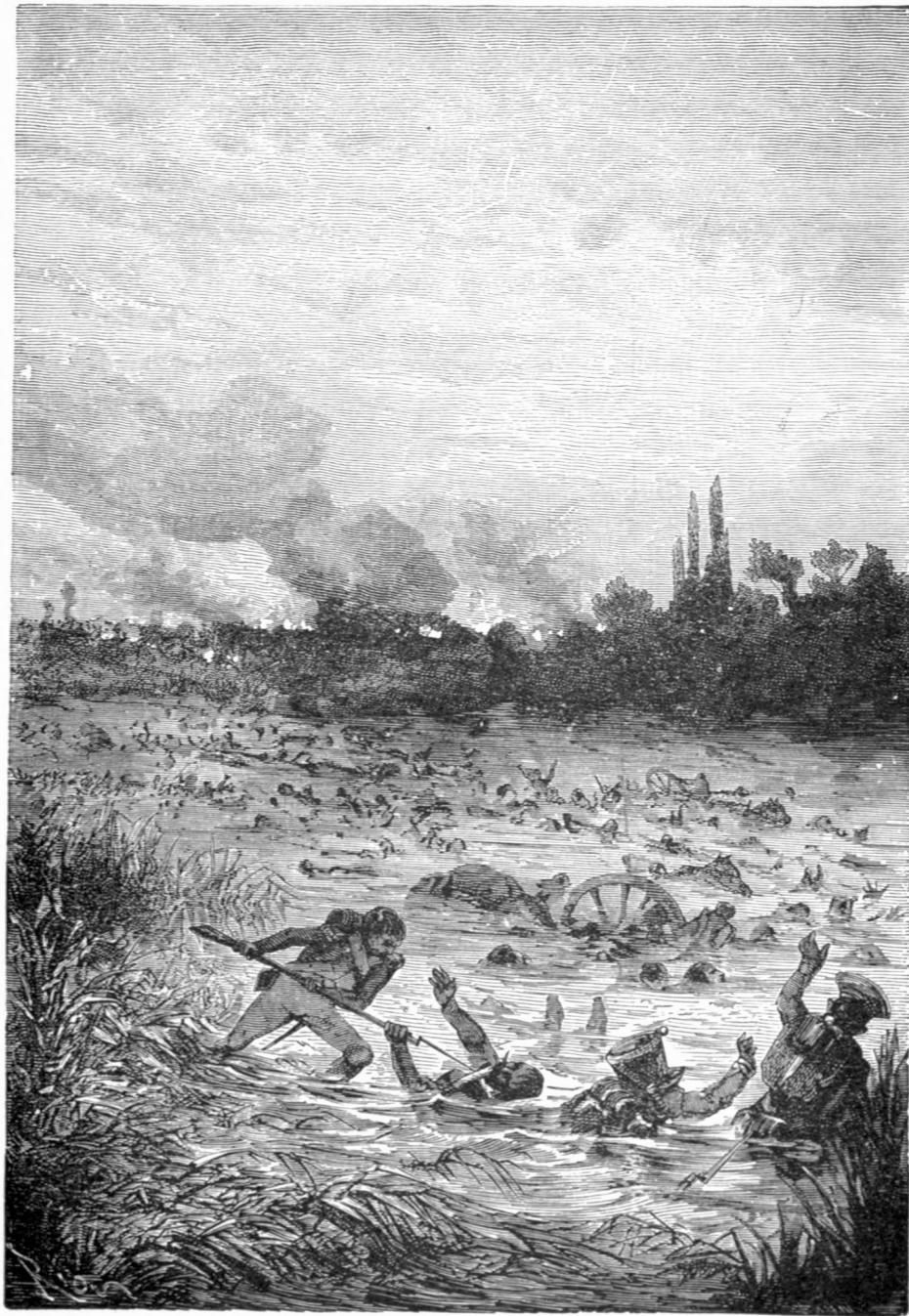
Die Preußen und Schweden marschirten schließlich am Flusse hinauf, um uns weiter oben zu umgehen, und russische Kolonnen ersetzten uns gegenüber die Preußen, die nicht gerade ärgerlich darüber waren, anderswohin zu kommen.

Die Russen ordneten sich in zwei Kolonnen, stiegen Gewehr in Arm in bewunderungswürdiger Ordnung in die Schlucht hinunter und stürmten zwei Mal mit großer Tapferkeit gegen uns heran, ohne jedoch ein solch thierisches Gebrüll auszustoßen wie die Preußen. Ihre Kavallerie wollte inzwischen die alte Brücke oberhalb Schönefeld nehmen. Der Kanonendonner wurde immer stärker. Auf allen Seiten, wohin man auch im Pulverdampf die Augen wandte, sah man nichts als sich enger zusammenschließende Feinde. Wenn wir eine ihrer Kolonnen zurückgeworfen hatten, rückte eine andere aus frischen Truppen vor: wir mußten immer wieder von vorn anfangen.

Zwischen zwei und drei Uhr erfuhr man, daß die Schweden und die preußische Kavallerie den Fluß oberhalb Graßdorf überschritten hätten und uns in den Rücken kämen. Das behagte ihnen besser, als uns von vorn anzugreifen. Marschall Ney nahm sofort eine Frontveränderung vor, indem er den rechten Flügel zurückzog. Unsere Division behielt noch immer Schönefeld als Stützpunkt, alle andern zogen sich von der Parthe zurück, um sich in der Ebene auszubreiten. Die Armee bildete jetzt nur noch eine einzige Linie um Leipzig.

Gegen drei Uhr rüsteten sich eben die Russen hinter der Chaussee nach Möckern zu einem dritten Angriff, und unsere Officiere trafen neue Vorkehrungen zu ihrem Empfange, als eine Art Beben die Armee von einem Ende bis zum andern durchlief, und in wenigen Minuten jeder erfuhr, daß die sechzehntausend Sachsen und die

württembergische Kavallerie, die im Centrum unserer Linie standen, soeben zum Feinde übergegangen und sogar so ehrlos und niederträchtig gewesen wären, die vierzig Geschütze, die sie bei sich hatten, gegen ihre alten Waffenbrüder von der Division Durutte zu kehren, noch ehe sie in die angemessene Entfernung gelangt waren.



Anstatt aber unsern Muth niederzuschlagen, fachte dieser Verrath unsere Wuth derart an, daß wir, hätte man uns gewähren lassen, über den Fluß gestürmt sein würden, um Alles zu vernichten.

Die Sachsen behaupten, daß sie ihr Vaterland vertheidigten – nun, das ist falsch! Sie brauchten uns ja nur auf der Dübener Straße zu verlassen, wer hinderte sie denn daran? Sie brauchten es nur zu machen wie die Baiern und sich vor der Schlacht zu erklären . . . sie konnten neutral bleiben, sie konnten auch den Dienst verweigern – nein, sie verriethen uns, weil das Glück sich gegen uns wandte. Hätten sie gesehen, wir würden gewinnen, so würden sie stets unsere guten Freunde gewesen sein, um ihren Antheil zu erhalten wie nach Jena und Friedland. So dachte jeder von uns, und eben deshalb werden die Sachsen für alle kommenden Zeiten als Verräther dastehen: sie verließen nicht nur ihre Freunde im Unglück, sondern griffen sie sogar noch heimtückisch an, um sich einen guten Willkomm bei den Gegnern zu sichern. Gott ist gerecht: ihre neuen Verbündeten hegten eine solche Geringschätzung gegen sie, daß sie die Hälfte ihres Landes nach der Schlacht unter sich theilten. Die Franzosen haben über die Dankbarkeit der Preußen, Oesterreicher und Russen weidlich gelacht.

Von diesem Augenblick an bis zum Abend war der Kampf, den man mit einander führte, kein menschlicher mehr – es war ein Vernichtungskampf. Die Ueberzahl mußte uns erdrücken, aber die Alliirten sollten ihren Sieg theuer bezahlen.

Bei Anbruch der Nacht, während zweitausend Geschütze im Einklang brüllten und donnerten, wurden wir in Schönefeld zum siebenten Male angegriffen. Von der einen Seite drängten uns die Russen, von der andern die Preußen in das große Dorf zurück. Wir stemmten uns in jedem Hause, in jeder Gasse ihnen entgegen. Die Mauern stürzten unter dem Anprall der Kugeln ein, die Dächer brachen zusammen. Man schrie jetzt nicht mehr wie beim Beginne der Schlacht – man war kalt und blaß vor maßloser Wuth. Die Officiere hatten Flinten aufgerafft, die alte Patrontasche wieder umgehängt und bissen die Patrone ab wie der gemeine Soldat. Nach den Häusern vertheidigte man die Gärten und den Kirchhof, auf dem

ich in der Nacht vorher geschlafen hatte. Es lagen jetzt dort mehr Tode auf als unter dem Rasen. Die Fallenden stießen keinen Klageschrei aus, und die Ueberlebenden scharten sich hinter einer Mauer, einem Schutthaufen, einem Grabe von Neuem zusammen – jeder Zoll Terrain kostete Jemandem das Leben.

Es war bereits Nacht, als der Marschall Ney, ich weiß nicht woher, Verstärkungen d. h. die Ueberreste der Division Ricard und der zweiten Division Souham heranzuführte. Die Trümmer unseres Regiments schlossen sich ihnen an, und man warf die Russen über die alte Brücke zurück, die in Folge des Kartätschenfeuers das Geländer eingebüßt hatte. Auf dieser Brücke wurden sechs Zwölfpfünder aufgepflanzt, und nun beschoß man sich gegenseitig. Die Ueberreste unseres und einiger andern Bataillone unterstützten die Geschütze im Rücken, und ich erinnere mich noch, wie die Schüsse gleich Blitzen den untern Theil der Brücke beleuchteten und man in solchen Momenten die getödteten Menschen und Pferde sich in wirrem Durcheinander unter den düstern Bogen verlieren sah: das dauerte freilich nur einen Moment, aber es waren entsetzliche Visionen.

Um sieben einhalb Uhr, als auf unserer Linken Kavalleriemassen anrückten, die man um zwei große Karrees schwärmen sah, welche Schritt für Schritt zurückwichen, erhielten wir endlich Befehl, uns zurückzuziehen. Nur noch zwei bis dreitausend Mann und die sechs Geschütze blieben in Schönefeld. Wir kamen nach den Kohlgärten zurück, ohne daß man uns verfolgt hatte, und bivouakirten um Reudnitz herum. Zebedäus lebte noch. Nachdem wir, auf die Kanonade horchend, die trotz des Dunkels noch immer an der Elster fort dauerte, etwa zwanzig Minuten neben einander hinmarschirt waren, sagte er plötzlich zu mir:

»Wie kommt's, Joseph, daß wir noch leben, während so viele tausend Andere neben uns gefallen sind? Jetzt können wir nicht mehr sterben!«

Ich antwortete nicht.

»Was für eine Schlacht!« fuhr er fort. »Hat man vor uns jemals so gefochten? Das ist unmöglich!«

Er hatte Recht, es war eine Riesenschlacht. Von zehn Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends hatten wir dreihundertundsechzigtausend Mann die Stirn geboten, ohne einen Fuß breit zurückzuweichen, und waren doch nur hundertunddreißigtausend Mann! Nie hat man etwas Aehnliches gesehen. – Gott behüte mich, daß ich Böses von den Deutschen spreche: sie kämpften für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes – ich finde aber, daß sie Unrecht haben, alljährlich den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig zu feiern: wenn drei gegen einen standen, hat man keine Ursache, sich zu rühmen!

Als wir uns Reudnitz näherten, führte uns unser Weg über Haufen von Todten fort. Bei jedem Schritte stießen wir auf demontirte Kanonen, umgestürzte Munitionswagen, vom Kartätschenhagel zerfetzte Bäume. Eine Division der jungen Garde und die reitenden Grenadiere hatten an dieser Stelle unter der persönlichen Führung des Kaisers die Schweden aufgehalten, welche in die durch den Verrath der Sachsen entstandene Lücke eindrangen. Der Brand von zwei oder drei alten Baracken vor dem Dorfe, die eben im Erlöschen begriffen waren, beleuchtete diese Scene. Die reitenden Grenadiere befanden sich noch in Reudnitz, auf der Dorfstraße aber trieb sich eine große Anzahl anderer versprengter Truppen umher. Man hatte keine Lebensmittel vertheilt, und Jeder suchte nun Speise und Trank.

Als wir an einem großen Posthause vorübermarschirten, erblickten wir hinter einer Hofmauer zwei Marketenderinnen, die von ihren Karren herab Brantwein verschenkten. Jäger, Kürassiere, Lanciers, Husaren, Garde- und Linien-Infanteristen in zerfetzten Uniformen und mit eingedrückten, von Hieben und Stichen durchlöchernten Tschakos und Helmen, an denen die Federbüsche fehlten, drängten sich dort bunt durcheinander. Alle diese Leute schienen ausgehungert zu sein. Auf der niedrigen Mauer standen zwei oder drei Dragoner in der Nähe eines mit brennendem Pech gefüllten Topfes und hatten unter ihren langen, weißen Mänteln die Arme verschränkt. Sie waren mit Blut bespritzt wie Schlächter.

Ohne ein Wort zu sagen, stieß mich Zebedäus mit dem Ellbogen an, und wir traten beide in den Hof, während die Uebrigen ihren Weg fortsetzten. Wir brauchten fast eine Viertelstunde, um zu dem

Karren zu gelangen. Ich hielt einen Sechslivresthaler in die Höhe. Die Marketenderin, die hinter ihrem Fasse kniete, reichte mir ein großes Glas Brantwein und ein Stück Weißbrot und nahm dafür meinen Thaler. Ich trank, dann gab ich das Glas meinem Kameraden, der es leerte. Wir hatten Mühe, aus dieser Menge wieder herauszukommen. Man sah sich mit finsterer Miene an, machte sich mit den Schultern und Ellbogen Platz und konnte beim Anblick dieser harten Gesichter, hohlen Augen und fürchterlichen Mienen von Menschen, die eben tausend Todten getrotzt hatten, um morgen von Frischem zu beginnen, wahrhaftig sagen: »Jeder für sich . . . Gott für uns Alle!«

Als wir die Dorfstraße hinaufgingen, sagte Zebedäus:

»Du hast Brot?«

»Ja.«

Ich brach das Brot in zwei Stücke und gab ihm die Hälfte. Wir aßen und beschleunigten währenddem unsere Schritte. In der Ferne hörte man noch immer schießen. Nach zwanzig Minuten hatten wir den Nachtrab der Kolonne eingeholt und erkannten das Bataillon an dem Hauptmann und Adjutanten Vidal, der nebenher marschirte. Wir traten wieder in das Glied, ohne daß Jemand unsere Abwesenheit bemerkt hatte.

Je mehr man sich der Stadt näherte, desto häufiger wurden die Artillerie- und Bagage-Detachements, die sich beeilten, nach Leipzig zu kommen. Gegen zehn Uhr marschirten wir durch die Reudnitzer Vorstadt. Der Brigadegeneral Fournier übernahm jetzt das Commando über uns und befahl uns, nach links abzuschwenken. Um Mitternacht gelangten wir in die großen Promenaden längs der Pleiße und machten unter den alten, entlaubten Linden Halt. Die Gewehre wurden zusammengestellt. Eine lange Reihe von Wachtfeuern flackerte im Nebel bis zur Ranstädter Vorstadt hin. Wenn die Flammen heller aufflackerten, beleuchteten sie Gruppen polnischer Lanzenreiter, Reihen von Pferden, Kanonen und Munitionswagen, und in bestimmten Zwischenräumen unbeweglich dastehende Schildwachen, die sich als dunkle Schatten im Nebel abzeichneten. In der Stadt erscholl lautes Getöse, das immerfort zu wachsen schien und mit dem dumpfen Rollen unserer Convois auf

der Lindenauer Brücke verschmolz. Das war der Anfang des Rückzuges. – Jeder legte seinen Tornister am Fuße eines Baumes nieder und streckte sich, indem er den Arm unter den Kopf legte, darauf hin. Eine Viertelstunde später schlief Alles.

20.

Was bis zum ersten Tagesgrauen vorging, weiß ich nicht – ohne Zweifel dauerte der Transport der Bagage, der Verwundeten und Gefangenen über die Brücke fort. Da aber erweckte uns eine fürchterliche Explosion. Kein Einziger blieb liegen, denn man hielt das für das Zeichen eines Angriffs, bis zwei Husarenofficiere heransprengten und meldeten, daß auf dem Ranstädter Steinweg, am Ufer des Flusses, zufällig ein Pulverwagen in die Luft geflogen sei. Der dunkelrothe Qualm wirbelte noch immer zum Himmel empor, wo er sich langsam zerstreute. Die Erde und die alten Häuser bebten.

Allmählich wurde es wieder ruhig. Einige legten sich von Neuem nieder und versuchten wieder einzuschlafen. Aber der Tag brach an. Wenn man die Blicke auf den nebelgrauen Fluß richtete, sah man bereits unsere Truppen auf den fünf Brücken über Elster und Pleiße, die so dicht auf einander folgen, daß sie so zu sagen nur eine einzige Brücke bilden, in endloser Reihe hinziehen. Diese Brücke, auf der so viele Tausend Menschen defiliren sollten, machte einen ganz melancholisch, denn der Uebergang mußte viel Zeit wegnehmen, und Jedem kam daher der Gedanke, es wäre besser gewesen, wenn man mehrere Brücken über die beiden Flüsse geschlagen hätte, da der Feind uns in jedem Augenblick angreifen konnte und dann der Rückzug äußerst schwierig werden mußte. Aber der Kaiser hatte vergessen, darauf bezügliche Befehle zu ertheilen, und ohne Befehl wagte man nichts zu thun. Kein Marschall von Frankreich würde die Bemerkung, daß zwei Brücken besser seien als eine, auf sich zu nehmen gewagt haben! Da sieht man, wozu die eiserne Disciplin Napoleons alle diese alten Heerführer erniedrigt hatte: sie gehorchten wie Maschinen und kümmerten sich aus Furcht, dem Herrn und Meister zu mißfallen, um nichts weiter! . . .

Mir kam beim Anblick dieser endlosen Brücke sofort der Gedanke: »Wenn man uns nur gleich auf der Stelle hinübergehen läßt, denn Schlachten und Blut haben wir wahrhaftig satt! Sind wir erst einmal

drüben, so befinden wir uns auf dem Wege nach Frankreich, und ich werde vielleicht Katherine, Tante Gredel und Vater Goulden noch wiedersehen können!« Dieser Gedanke stimmte mich weich und mit neidischem Auge beobachtete ich jene Tausende von reitenden Artilleristen und Trainsoldaten, die da unten wie Ameisen hinzogen, und die großen Bärenmützen der alten Garde, die Gewehr in Arm unbeweglich auf dem Lindenauer Hügel jenseits des Flusses stand.

Zebedäus, der dieselben Gedanken hegte, sagte zu mir:

»Nicht wahr, Joseph? . . . wenn wir an ihrer Stelle wären!«

Es schien mir daher auch entsetzlich hart und bitter, als wir gegen sieben Uhr drei Bagagewagen herankommen sahen, die uns Brot und Patronen zuführten. Jetzt war es klar, daß wir bei der Nachhut sein würden, und trotz des Hungers hätte ich mein Brot gegen eine Mauer schleudern mögen. Einige Augenblicke später zogen zwei Schwadronen polnischer Lanzenreiter vorüber, die am Flusse hinaufritten. Hinter ihnen kamen fünf oder sechs Generäle, darunter Poniatowski. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, ziemlich groß und hager, hatte ein melancholisches Aussehn und ritt vorüber, ohne auf uns zu achten. Der General Fournier sonderte sich von seinem Stabe ab und schrie uns zu:

»In Reihen rechts um!«

Mein Lebtage habe ich kein solches Herzeleid empfunden wie in jenem Augenblicke – ich hätte mein Leben für zwei Heller hingegeben. Aber wohl oder übel mußte man dem Vordermann folgen und der Brücke den Rücken kehren.

Am Ende der Promenade kamen wir an eine Stelle, das Münzthor genannt. Es ist das eine alte Pforte auf der Connewitzer Straße. Rechts und links ziehen sich die alten Stadtwälle hin, und dahinter erheben sich die Häuser. Man postirte uns in die bedeckten Gänge neben diesem Thore, das die Sappeure fest verrammelt hatten. Jetzt commandirte Hauptmann Vidal das Bataillon, das auf dreihundertundfünfundzwanzig Mann zusammengeschmolzen war. Einige alte, wurmstichige Palissaden dienten uns als Verschanzung, und auf allen Straßen vor uns näherte sich der Feind. Diesmal waren es Weißbröcke mit hinten abgeflachten Tschakos, auf deren

Vorderseite eine Art hohen, metallenen Schildes saß, auf dem man den doppelköpfigen Adler der Kreuzerstücke erblickte. Der alte Pinto, der sie sofort wiedererkannte, sagte zu uns:

»Das sind Kaiserlicks! Seit 1793 haben wir sie mehr als fünfzig Mal geschlagen. Aber das ist egal – wenn der Vater Marie Louisens etwas Herz und Gemüth hätte, würden sie trotzdem auf unserer Seite sein.«

Seit einigen Minuten hörte man Kanonendonner: Blücher griff am andern Ende der Stadt die Hallische Vorstadt an. Bald darauf dehnte sich das Geschützfeuer nach rechts hin aus: Bernadotte attaquierte das Thor bei den Kohlgärten, und beinahe gleichzeitig fielen auch die ersten österreichischen Granaten in unsere bedeckten Gänge. Sie folgten hageldicht auf einander. Mehrere flogen über das Hinterthor weg und crepirten in den Häusern und Straßen der Vorstadt.

Um neun Uhr ordneten sich die Oestreicher auf der Connewitzer Straße zu Sturmkolonnen. Sie überfluteten uns von allen Seiten. Trotzdem hielt das Bataillon bis gegen zehn Uhr Stand. Dann mußten wir uns hinter die alten Wälle zurückziehen, wohin uns die Oestreicher unter dem Kreuzfeuer des zwanzigsten und vierzehnten Linienregimentes durch die Breschen folgten. Diese armen Teufel waren nicht so wüthend wie die Preußen, zeigten aber wahren Muth, denn gegen zehn einhalb Uhr besetzten sie die Wälle, und wir schossen auf sie aus allen umliegenden Fenstern, ohne sie zum Herabsteigen zwingen zu können. Sechs Monate vorher würde eine solche Füsillade meinen Abscheu erregt haben – jetzt aber hatte ich schon so viel andere Dinge erlebt, daß ich unempfindlich war wie ein im Kriege ergrauter Soldat, und der Tod von einem oder hundert Menschen mich gleichgültig ließ.

Bis zu diesem Augenblicke war Alles gut gegangen – aber wie jetzt aus den Häusern herauskommen? Der Feind hielt alle Zugänge besetzt, und wenn wir nicht über die Dächer klettern wollten, war kein Rückzug mehr möglich. Es ist das einer der bösesten Augenblicke, deren ich mich erinnere. Mir fiel plötzlich ein, daß wir da gefangen wären wie Füchse, die man im Bau ausräuchert. Ich trat an ein Hinterfenster und sah, daß es auf einen Hof ging, und

daß dieser Hof nur nach vorn hin einen Ausgang hatte. Ich bildete mir ein, daß uns die Oestreicher nach all dem Uebel, das wir ihnen zugefügt hatten, über die Klinge springen lassen würden – das war ja ganz natürlich. Mit diesem Gedanken trat ich wieder in das Zimmer, wo wir unserer zwölf beisammen waren, und sah den Sergeanten Pinto ganz bleich mit hangenden Armen an der Wand lehnen. Er hatte eben eine Kugel in den Leib bekommen und redete uns mitten unter dem Knattern der Schüsse an:

»Wehrt euch, Rekruten, wehrt euch! . . . Zeigt diesen Kaiserlicks, daß wir doch noch tüchtiger sind als sie! . . . Ach! die Banditen!«

Unten donnerte es wie von Kanonenschüssen gegen die Thür. Wir schossen immerzu, hatten aber alle Hoffnung aufgegeben, als sich draußen ein großes Getöse wie von heranstampfenden Pferden hören ließ. Das Schießen hörte auf, und durch den Pulverdampf sahen wir vier Schwadronen Lanciers wie eine Schaar Löwen auf die Oestreicher eindringen. Alles wich. Die »Kaiserlicks« machten lange Beine, aber die großen, blauen Lanzen mit den rothen Fähnchen waren schneller als sie und drangen ihnen wie Pfeile in den Rücken. Diese Lanciers waren Polen, die schrecklichsten Soldaten, die ich mein Lebtag gesehen habe, und, um Alles zu sagen, wie es ist, unsere wahren Brüder und Freunde. Sie haben im Augenblick der Gefahr ihre Gesinnungen nicht geändert und uns Alles geopfert bis zum letzten Blutstropfen . . . Und wir –was haben wir für ihr unglückliches Vaterland gethan? . . . Wenn ich an unsere Undankbarkeit denke, dreht sich mir das Herz im Leibe um!

Kurz und gut, diesmal schafften uns die Polen noch Luft. Und als wir sie so stolz und muthig vordringen sahen, brachen wir überall aus den Häusern hervor, stürzten mit dem Bajonett über die Obstreicher her und warfen sie in die Gräben zurück. Wir hatten nun zwar den Sieg in Händen, aber es war Zeit, den Rückzug anzutreten, denn schon füllte der Feind Leipzig an: das Hallische und das Grimmaische Thor waren erstürmt, das Petersthor durch unsere Freunde, die Badenser, und unsere andern Freunde, die Sachsen, übergeben worden. Soldaten, Bürger und Studenten feuerten bereits aus den Fenstern auf uns.

Wir hatten nur noch Zeit, uns wieder zu ordnen und den Rückweg durch die große Allee, welche an der Pleiße hinläuft, einzuschlagen. Dort warteten die Lanciers auf uns. Wir zogen hinter ihnen her, und da die Oestreicher uns auf den Leib kamen, machten sie noch einen zweiten Angriff, um sie zurückzudrängen. Was für brave Menschen und prächtige Reiter, diese Polen! Ja, wer sie je eine Attaque machen sah, und namentlich in einem solchen Augenblicke, der ist voll von Bewunderung für sie.

Die Division, die von achttausend Mann auf fünfzehnhundert zusammengeschmolzen war, zog sich also vor mehr als fünfzigtausend Feinden zurück, nicht ohne ab und zu Kehrt zu machen und das Feuer der »Kaiserlicks« zu beantworten.

Wir kamen der Brücke näher und näher – mit welcher Freude, brauche ich nicht erst zu sagen. Aber es war nicht leicht, bis zu ihr zu gelangen, denn auf der ganzen Breite der Allee drängten sich, aus allen benachbarten Straßen hervorströmend, so viele Menschen zu Fuß und zu Pferd zu dem Uebergang, daß diese Menge gewissermaßen nur eine einzige Masse, so zu sagen ein Ganzes bildete, in welchem die Köpfe sich berührten und langsam vorrückten, und das mit einem Geschrei und Stöhnen, welches man trotz des Kleingewehrfeuers eine Viertelstunde weit hörte. Wehe denen, die sich am Rande der Brücke befanden – sie stürzten ins Wasser, und niemand achtete darauf! Die Menschen und selbst die Pferde in der Mitte der Menge wurden so zu sagen fortgetragen: sie hatten gar nicht nöthig, die Füße zu bewegen – sie wurden ganz von selbst vorwärts geschoben . . . Aber wie dahin gelangen? Der Feind drängte mit jeder Secunde näher heran. Man hatte allerdings einige Kanonen zu beiden Seiten der Brücke aufgepflanzt, um die Promenade und die gegenüberliegende Hauptstraße bestreichen zu können; auch standen noch Truppen in guter Ordnung da, um die ersten Angriffe zurückzuweisen – aber die Preußen, Oestreicher und Russen hatten ebenfalls Kanonen, um die Brücke zu bestreichen, und diejenigen, welche, nachdem sie den Rückzug der Uebrigen gedeckt hatten, zuletzt hinübergingen, mußten demnach alle Granaten, Stückkugeln und Kartätschen auf sich nehmen. Man

brauchte nicht viel Verstand zu haben, um das einzusehen – es war ziemlich klar, und eben deshalb wollten Alle zugleich hinüber.

Als wir der Brücke auf zwei- bis dreihundert Schritt nahe waren, kam mir der Gedanke, mich unter die Menge zu stürzen und mich von ihr hinübertragen zu lassen. Hauptmann Vidal aber, Lieutenant Bretonville und einige andere von den Alten sagten:

»Man gebe auf Jeden Feuer, der aus dem Gliede tritt!«

Welch fürchterliches Loos, so nahe zu sein und denken zu müssen: »Ich muß hier bleiben!«

Das Alles geschah zwischen elf und zwölf Uhr Mittags. Und wenn ich hundert Jahr alt würde, nie würde ich diese fürchterlichen Augenblicke vergessen. Das Kleingewehrfeuer kam rechts und links näher, schon begannen einige Kugeln über uns durch die Luft zu pfeifen und aus der Hallischen Vorstadt sah man die Preußen im bunten Gemisch mit unsern Soldaten hervorbrechen. In der Gegend der Brücke erhob sich jetzt ein fürchterliches Geschrei: die Reiter säbelten die Fußgänger nieder, um sich Platz zu machen, und diese antworteten ihnen mit Bajonettstichen. Es war eine allgemeine, wilde, regellose Flucht. Bei jedem Schritt, den die Menge vorwärts that, stürzte Jemand von der Brücke und riß, indem er sich festzuhalten suchte, einen Haufen von fünf oder sechs Andern mit sich hinab!

Und als die Verwirrung, das Geschrei, das Schießen, das Klatschen der ins Wasser Stürzenden von Secunde zu Secunde zunahm, als der Anblick dieses Schauspiels so entsetzlich wurde, daß man glaubte, schlimmer könne es nicht mehr werden – da ertönt plötzlich eine Art Donnerschlag und der erste Bogen der Brücke stürzt mit Allen, die sich darauf befinden, in die Fluten: hunderte von Unglücklichen verschwinden im Wasser, eine Menge anderer sind durch die niederstürzenden Steine verstümmelt, zerschmettert, in Fetzen zerrissen.

Ein Sappeur vom Geniecorps hatte die Brücke in die Luft gesprengt!

Bei diesem Anblick hallte der Ruf: »Verrath!« von einem Ende der Promenaden bis zum andern. »Wir sind verloren! . . .

verrathen!« . . . weiter hörte man nichts – es war ein ungeheurer, entsetzlicher Schrei der Wuth und der Verzweiflung. Die Einen, von der Wuth der Verzweiflung fortgerissen, wenden sich wie wilde Thiere, denen der Rückzug abgeschnitten ist, und die nun nichts mehr sehen und nur noch von dem Gedanken an Rache beseelt werden, von Neuem gegen den Feind. Andere zerbrechen ihre Waffen, indem sie Himmel und Erde für ihr Mißgeschick verantwortlich machen. Die berittenen Officiere und Generäle sprengen in den Fluß, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Viele Soldaten folgen ihrem Beispiele, sie stürzen sich ins Wasser, ohne sich zum Ablegen des Tornisters Zeit zu nehmen. Der Gedanke, man hätte hinüber kommen können und müsse sich jetzt in der letzten Minute niedermetzeln lassen, machte uns toll . . . Ich hatte wohl am Tage vorher Leichen in der Parthe schwimmen sehen, dies aber war weit entsetzlicher: alle diese Unglücklichen schlugen unter herzerreißendem Geschrei mit Händen und Füßen um sich und klammerten sich an einander an – der ganze Fluß war damit angefüllt, und man sah nur Arme und Köpfe sich auf der Oberfläche bewegen.

Hauptmann Vidal, ein kaltblütiger Mann, der uns durch seine eiserne Ruhe bei unserer Pflicht erhalten hatte – auch er schien in diesem Augenblicke den Muth verloren zu haben. Mit seltsam klingendem Lachen stieß er seinen Degen in die Scheide und sagte:

»Je nun . . . es ist vorbei!« . . .

Und als ich ihm in diesem Augenblick die Hand auf die Schulter legte, sah er mich mit einer gewissen Weichheit an.

»Was willst du, mein Kind?« fragte er.

»Herr Hauptmann,« erwiderte ich – in diesem Momente war nämlich jene Erinnerung in mir wach geworden – »ich habe hier vier Monate in Leipzig im Lazareth gelegen, habe mich oft in der Elster gebadet und kenne eine Stelle, wo man Grund hat.«

»Wo das?«

»Zehn Minuten oberhalb der Brücke.«

Sofort riß er den Degen aus der Scheide und rief mit donnernder Stimme:

»Kinder, folgt mir, und du, geh voran!«

Das ganze Bataillon, das nur noch zweihundert Mann zählte, setzte sich in Marsch. Etwa hundert Andere, die uns sichern Tritts abziehen sahen, schlossen sich uns an, ohne zu wissen, wohin wir gingen. Die Oestreicher befanden sich bereits auf der Terrasse an der Allee; weiter unten zogen sich die durch Hecken von einander geschiedenen Gärten bis zur Elster hin. Ich kannte diesen Weg, den Zimmer und ich im Juli, als Alles in schönster Blüte stand, oft gegangen waren. Man feuerte auf uns, aber wir antworteten nicht mehr. Ich trat zuerst in den Fluß, dann der Hauptmann Vidal, dann die Uebrigen zu zwei und zwei. Das Wasser ging uns bis an die Schultern, weil es in Folge des Herbstregens gestiegen war, wir kamen aber glücklich hinüber. – Niemand ertrank. Als wir auf dem jenseitigen Ufer ankamen, hatten wir beinahe noch Alle unsere Gewehre und marschirten nun gerade aus quer über die Felder. Weiterhin fanden wir die kleine hölzerne Brücke, die nach Schleußig führt, und von dort ans wandten wir uns nach Lindenau. In tiefem Schweigen marschirten wir vorwärts. Von Zeit zu Zeit schauten wir in die Ferne zurück nach dem andern Ufer der Elster und beobachteten die Schlacht, die in den Straßen Leipzigs noch immer fort dauerte. Noch lange hallte das wilde Geschrei und das dumpfe Donnern der Geschützsalven zu uns herüber, und erst gegen zwei Uhr, als wir den ungeheuern Zug von Truppen, Kanonen und Bagagewagen erblickten, der sich, so weit das Auge reichte, auf der Straße nach Erfurt hinzog, vermischten sich diese Laute für uns mit dem Rollen der Wagen und Kanonen.

21.

Bis jetzt habe ich die großen Begebenheiten des Krieges berichtet – Schlachten, die trotz unserer Fehler und unseres Mißgeschicks für Frankreich glorreich sind. Wenn man allein – immer einer gegen zwei und zuweilen gegen drei – gegen alle Völker Europas gekämpft hat und endlich nicht ihrem Muthe und ihrem Genie, sondern dem Verrathe und der Anzahl unterlegen ist, thäte man Unrecht, wenn man über eine solche Niederlage erröthete, und die Sieger thäten noch unrechter, wenn sie stolz darauf wären. Nicht die Zahl macht die Größe eines Volkes oder eines Heeres aus, sondern die Tapferkeit. So denke ich in der Einfalt meines Herzens, und ich glaube, daß die Menschen von Herz und Verstand in allen Ländern der Welt eben so denken werden.

Jetzt aber muß ich das Elend und die Beschwerden des Rückzugs berichten, und das eben scheint mir das Peinlichste.

Man sagt, Vertrauen gebe Kraft, und das ist wahr, besonders in Bezug auf die Franzosen. So lange sie vorwärts marschiren, so lange sie auf Sieg hoffen, sind sie einig wie die Finger einer Hand, ist der Wille der Führer das Gesetz Aller. Sie fühlen, daß nur die Disciplin den Erfolg sichern kann. Sobald sie aber zum Weichen gezwungen sind, baut Jeder nur auf sich selbst und achtet auf kein Commando mehr. Dann stieben diese stolzen Männer, diese Männer, die lachend dem Feind und dem Kampfe entgegen zogen, bald einzeln, bald in kleinen Trupps nach rechts und nach links auseinander. Und die, welche sonst bei ihrem Nahen zitterten, fassen sich jetzt ein Herz. Anfangs rücken sie furchtsam vor, dann aber, wenn sie sehen, daß ihnen nichts geschieht, werden sie frech und übermüthig. Zu dreien und vieren fallen sie über die Nachzügler her, um sie aufzuheben, wie man die Raben im Winter über ein armes, gestürztes Pferd herfallen sieht, dem sie in halbstundenweiter Entfernung nicht ins Auge zu blicken gewagt hätten, so lange es noch auf den Beinen war.

Ich habe das Alles erlebt . . . Ich sah elende Kosaken, wahre Bettler, in Lumpen gekleidet und mit einer alten, abgeschabten Pelzmütze auf dem Kopfe, Lumpenkerle, die voll Ungeziefer saßen, die sich nie den Bart gekämmt hatten, die ohne Sattel und einen Strick als Steigbügel brauchend auf alten, mageren Mähren ritten und eine alte, verrostete Pistole als Feuerwaffe, einen Lattnagel an einer Stange als Lanze handhabten – solches Lumpengesindel, das alten, gelbhäutigen, verwitterten Juden glich, sah ich zehn, fünfzehn, zwanzig Soldaten anhalten und sie wie eine Heerde Schafe fortreiben!

Und die Bauern, diese langen Schlafmützen, die einige Monate vorher schon zitterten, wenn man sie nur von der Seite ansah . . . nun, ich habe gesehen, wie sie alte Soldaten, Kürassiere, Kanoniere, spanische Dragoner, Leute, die sie mit einem einzigen Faustschlage zu Boden gestreckt hätten, in übermüthigem und anmaßendem Tone behandelten. Ich habe gehört, wie sie, während man doch in der ganzen Umgegend den Duft des Backofens spürte, behaupteten, sie hätten kein Brot zu verkaufen, und eben so, sie hätten weder Wein noch Bier noch sonst etwas, wenn man gleichwohl rechts und links die Gläser klingen hörte wie die Glocken in ihrem Dorfe. Und man wagte nicht, sie beim Kragen zu nehmen, man wagte nicht, sie zur Raison zu bringen, sie, diese Halunken, die über unsern Rückzug lachten, weil wir keine Masse mehr bildeten, weil jeder auf eigene Faust marschirte, weil man keine Führer mehr anerkannte und keine Disciplin mehr hatte.

Und dann der Hunger, die Noth, die Strapazen und die Krankheiten – Alles stürmte gleichzeitig auf uns ein. Der Himmel war bleifarben, unaufhörlich strömten Regengüsse herab, und der Herbstwind machte uns erstarren. Wie viele von den armen Rekruten, die noch ohne Bart und so abgemagert waren, daß man durch ihren Körper das Licht durchschimmern sah wie durch eine Laterne, wie viele von diesen armen Wesen konnten solchen Beschwerden widerstehen? Sie kamen zu Tausenden um – man sah auf den Wegen nur noch Leichen. Eine schreckliche Krankheit, die man Typhus nannte, folgte uns auf Schritt und Tritt. Einige sagen, es wäre eine Art Pest, die

durch die Leichen entstehe, welche man nicht tief genug einscharre, andere, sie rühre von allzu großen Leiden und Entbehrungen her, welche die menschlichen Kräfte übersteigen – ich verstehe nichts davon, die elsässischen und lothringischen Dörfer aber, in welche wir den Typhus einschleppten, werden ewig daran denken: von hundert Kranken genasen höchstens zehn oder zwölf!

Kurz und gut, da ich nun einmal in dieser traurigen Geschichte fortfahren muß, am Abend des 19. Octobers bivouakirten wir in Lützen, wo die Regimenter sich wieder ordneten, so gut sie konnten. Am andern Tage mußten wir schon früh Morgens auf dem Marsche nach Weißenfels gegen die Westphalen tirailiren, die uns bis zum Dorfe Oeglitsch verfolgten. Am 22. bivouakirten wir in den Erfurter Glacis, wo man uns neue Schuhe und Kleidungsstücke gab. Dort schlossen sich fünf oder sechs versprengte Compagnien wieder unserm Bataillon an. Sie bestanden fast ganz aus Rekruten, die weiter nichts als eben nur das Leben hatten. Die neuen Kleidungsstücke waren uns viel zu weit, wir steckten darin wie in Schilderhäusern, aber die wohlthuende Wärme dieser Anzüge empfanden wir doch: wir glaubten von Neuem aufzuleben.

Noch am 22. mußten wir wieder aufbrechen und zogen in den folgenden Tagen an Gotha, Teutleben, Eisenach und Salmünster vorüber. Die Kosaken auf ihren kleinen, magern Mähren umlauerten uns. Einige Husaren scheuchten sie auf, sie stoben wie Diebe davon und kamen gleich darauf wieder zurück.

Viele von unsern Kameraden hatten die üble Angewohnheit, Abends, wenn wir im Bivouac lagen, auf Plünderung auszugehen. Zuweilen erwischten sie auch etwas, am nächsten Tage aber fehlten immer einige beim Appell. Die Wachen erhielten daher Befehl, auf Jeden zu feuern, der sich vom Lager entfernte.

Ich hatte seit unserm Abmarsche von Leipzig das Fieber. Es nahm immerfort zu und schüttelte mich Tag und Nacht. Schon war ich so schwach geworden, daß ich mich am Morgen kaum erheben konnte, um den Marsch wieder anzutreten. Zebedäus sah mich mit trüber Miene an und sagte zuweilen:

»Muth, Joseph, Muth! Wir werden doch noch wieder nach Hause kommen!«

Diese Worte feuerten mich an. Ich fühlte, wie ein warmer Blutstrom mir ins Gesicht schoß.

»Ja, ja, wir werden wieder nach Hause kommen,« rief ich. »Ich muß die Heimat wiedersehen!« . . .

Und ich fing an zu weinen. Zebedäus trug meinen Tornister, und wenn ich zu ermüdet war, sagte er:

»Stütze dich auf meinen Arm . . . Wir kommen ja jetzt mit jedem Tage näher, Joseph . . . Noch fünfzehn Tagemärsche, was ist denn das?« . . .

Er belebte meinen Muth wieder, aber ich hatte nicht mehr die Kraft, mein Gewehr zu tragen – es schien mir schwer wie Blei. Auch essen konnte ich nicht mehr, und meine Kniee zitterten unter mir. Trotzdem aber verzweifelte ich noch nicht und sagte zu mir selbst:

»Es ist nichts . . . Wenn du erst den Kirchthurm von Pfalzburg siehst, wird das Fieber vergehen. Da wirst du gesunde Luft athmen, und Katherine wird dich pflegen . . . ihr werdet euch heirathen« . . .

Allerdings sah ich Andere, die wie ich krank waren, unterwegs liegen bleiben, war aber weit davon entfernt, mich für eben so krank zu halten wie sie.

Ich war also immer noch guten Muths, bis wir während einer Rast, drei Meilen hinter Fulda auf der Straße nach Salmünster, erfuhren, daß fünfzigtausend Baiern uns den Rückzug abschneiden wollten und bereits in großen Wäldern, die wir passiren mußten, aufgestellt wären. Diese Nachricht gab mir den Rest, weil ich fühlte, daß ich zum Vorstürmen, Schießen und Bajonettkampf keine Kraft mehr hatte, und nun alle meine Mühe, mich aus so weiter Ferne heranzuschleppen, verloren war. Ich machte jedoch noch eine Anstrengung, als man uns weiter zu marschiren befahl und versuchte aufzustehen.

»Auf, Joseph,« sagte Zebedäus, »laß uns zusehen . . . Muth!« Aber ich konnte nicht und begann zu schluchzen. »Ich kann nicht!« rief ich. »Steh doch auf,« sagte er. »Ich kann nicht . . . mein Gott . . . ich kann nicht!«

Dabei klammerte ich mich an seinen Arm . . . Ihm liefen dicke Thränen an der großen Nase entlang . . . Er versuchte mich zu tragen, war aber ebenfalls zu schwach. Nun hielt ich ihn fest und schrie:

»Zebedäus, verlaß mich nicht!«

Hauptmann Vidal trat darauf näher und sah mich traurig an.

»Laß gut sein, mein Junge,« sagte er, »in einer halben Stunde werden die Krankenwagen vorüberkommen . . . da wird man dich aufnehmen.« Ich wußte aber, was das bedeutete, und zog Zebedäus zu mir heran, um ihn in meine Arme zu schließen. Dabei flüsterte ich ihm ins Ohr:

»Höre, du wirst Katherine an meiner Stelle umarmen . . . versprich mir das! . . . Du wirst ihr sagen, daß ich mit einem Kusse für sie auf den Lippen gestorben wäre, und daß du ihr diesen Abschiedskuß brächtest!«

»Ja!« . . . sagte er mit unterdrücktem Schluchzen . . . »ja . . . ich werde es ihr sagen! . . . O mein armer Joseph!«

Ich konnte ihn nicht aus meinen Armen lassen. Er legte mich daher selbst auf die Erde und eilte schnell davon, ohne sich umzusehen. Die Kolonne entfernte sich . . . ich schaute ihr lange nach, wie man der letzten Lebenshoffnung nachschaut, wenn sie entschwindet . . . Jetzt tauchten die letzten Nachzügler des Bataillons in einer Terrainfalte unter . . . Da schloß ich die Augen, und erst eine Stunde nachher, vielleicht sogar noch später, weckte mich Kanonendonner aus meiner Betäubung, und ich sah eine Division der Garde im Laufschrift mit Wagen und Artillerie auf der Straße vorüberziehen. Auf den Wagen erblickte ich einige Kranke und rief daher:

»Nehmt mich mit! . . . Nehmt mich mit!« . . .

Aber Niemand gab Acht auf mein Geschrei . . . man stürmte vorüber . . . der Kanonendonner wurde immer stärker. So zogen mehr als zehntausend Mann, Kavallerie und Infanterie, vorüber. Ich hatte nicht mehr die Kraft, zu rufen.

Endlich kam der Nachtrab dieser Masse. Ich sah die Tschakos und Tornister sich entfernen, dann an dem Abhang verschwinden, und

wollte mich eben für immer niederstrecken, als ich abermals ein großes Getöse auf der Straße hörte. Es waren fünf oder sechs Geschütze, die, mit tüchtigen Pferden bespannt, heranjagten. Rechts und links saßen Kanoniere, den blanken Säbel in der Hand. Dahinter kamen die Munitionswagen. Ich setzte auf diese hier nicht mehr Hoffnung als auf die Uebrigen, sah aber doch hin, bis ich plötzlich neben einem der Geschütze einen langen, hageren, rothhaarigen, decorirten Unterofficier heransprengen sah und Zimmer, meinen alten Leipziger Kameraden, erkannte. Er ritt vorüber, ohne mich zu sehen. Jetzt aber schrie ich aus Leibeskräften:

»Christian! . . . Christian!«

Und trotz des Rasselns und Rollens der Kanonen machte er Halt, blickte sich um und sah mich unter einem Baume liegen. Er machte große Augen.

»Christian,« schrie ich, »erbarme dich meiner!«



Darauf ritt er eine Strecke zurück, betrachtete mich und erbleichte.

»Wie? . . . du bist's, lieber Joseph!« rief er, indem er schnell vom Pferde sprang.

Er hob mich nun auf wie ein kleines Kind und schrie den Leuten, die den letzten Munitionswagen führten, zu:

»Heda! . . . Stillgehalten!«

Und indem er mich umarmte, legte er mich in den Wagen und schob einen Tornister unter meinen Kopf. Auch sah ich, wie er einen dicken Reitermantel über meine Füße und Schenkel breitete und dabei sagte:

»Nun vorwärts! . . . Die Geschichte da vor uns hat Eile!«

Das ist Alles, dessen ich mich erinnere, denn gleich darauf verlor ich das Bewußtsein. Es ist mir allerdings, als hätte ich später das Rollen eines Sturms, Geschrei und Commandorufe gehört und in der Nacht die Wipfel großer Tannen über mir hinschweben sehen – aber das ist für mich wie ein verworrener Traum. Nur soviel steht fest, daß an jenem Tage hinter Salmünster in den Hanauer Gehölzen eine große Schlacht gegen die Baiern geliefert wurde, und daß man sie über den Haufen warf.

22.

Am 15. Januar 1814, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht bei Hanau, erwachte ich in einem wohlgeheizten Zimmer und in einem guten Bett und sagte, indem ich die Balken an der Decke über mir und dann die kleinen Fenster betrachtete, die der Frost mit weißen Blumengarben geschmückt hatte, zu mir selbst: »Es ist Winter!« Gleichzeitig hörte ich ein Geräusch wie Kanonendonner und das Knistern des Feuers auf einem Herde. Einige Minuten später sah ich, nachdem ich mich umgedreht hatte, ein junges, blasses Frauenzimmer, deren gefaltene Hände auf ihren Knien ruhten, neben dem Herde sitzen und erkannte Katherine. Auch das Zimmer, in welchem ich, ehe ich in den Krieg zog, so viele schöne Sonntage verlebt hatte, erkannte ich wieder. Nur der Kanonendonner, der sich jeden Augenblick erneuerte, ließ mich befürchten, ich träume noch.

Lange blickte ich Katherine an: sie schien mir wunderschön, und ich dachte: »Wo ist denn Tante Gredel? Wie bin ich denn hierher gekommen? Sind Katherine und ich mit einander verheirathet? Mein Gott, wenn doch das kein Traum wäre!«

Endlich faßte ich Muth und rief ganz leise: »Katherine!« Rasch wandte sie sich um und rief:

»Joseph . . . du erkennst mich?«

»Ja,« erwiderte ich, indem ich ihr die Hand entgegenstreckte.

Vor Aufregung und Freude zitternd, trat sie näher, und ich hielt sie lange umschlungen. Wir weinten beide.

Als aber der Kanonendonner von Neuem anhub, schnürte sich mir plötzlich das Herz zusammen.

»Was ist das, Katherine?« fragte ich.

»Das Geschützfeuer von Pfalzburg,« erwiderte sie, indem sie mich fester umschlang.

»Geschützfeuer?«

»Ja, die Stadt wird belagert.« »Pfalzburg? . . . Die Feinde sind in Frankreich!« . . .

Ich konnte kein Wort weiter sagen . . . So viele Leiden und Beschwerden, so viele Thränen, zwei Millionen auf den Schlachtfeldern geopfert Menschen – das Alles hatte also am Ende nur dazu geführt, daß unser Vaterland der Plünderung und Verwüstung anheimfiel! . . . Trotz meiner Freude darüber, daß ich die Geliebte in meinen Armen hielt, wich doch jener entsetzliche Gedanke während mehr als einer Stunde keine Secunde von mir, und sogar heute, so alt und grau ich bin, erfüllt er mich noch immer mit Bitterkeit . . . Ja, wir Greise haben das erlebt, und es ist gut, daß die Jugend es erfahre: wir haben den Deutschen, den Russen, den Schweden, den Spanier, den Engländer als Herrn in Frankreich walten, Garnisonen in unsere Städte legen, Alles, was ihnen gefiel, aus unsern Festungen fortführen, unsere Soldaten beschimpfen, unsere Fahne verändern und sich in unsere Eroberungen, nicht nur in die aus der Kaiserzeit, sondern auch in die aus der Zeit der Republik, theilen sehen – – das hieß zehn Jahre des Ruhms theuer bezahlen!

Doch reden wir nicht von diesen Dingen, die Zukunft wird Richter darüber sein. Und sie wird verkünden, daß die Feinde uns nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen das Anerbieten machten, uns Belgien mit einem Theil von Holland, das ganze linke Rheinufer bis nach Basel und das Königreich Italien sammt Savoyen zu lassen, und daß der Kaiser sich weigerte, diese Bedingungen, die doch gewiß gut waren – anzunehmen, weil er die Befriedigung seines Stolzes dem Glücke Frankreichs vorzog!

Um zu meiner Erzählung zurückzukehren, so muß ich nachholen, daß vierzehn Tage nach der Schlacht bei Hanau tausende von Wagen mit Verwundeten und Kranken auf der Heerstraße von Straßburg nach Nancy durch Vier-Winden zu defiliren begonnen hatten. Sie zogen in einer einzigen Reihe ununterbrochen aus dem Elsaß nach Lothringen hinein. Tante Gredel und Katherine sahen von ihrer Hausthür aus diesen traurigen Zug vorüberfluten. Ihre Gedanken zu schildern, habe ich wohl nicht nöthig! Mehr als zwölfhundert Wagen waren bereits vorüber gekommen, und ich befand mich in keinem derselben. Tausende von Vätern und Müttern,

die zwanzig Meilen weit aus der Umgegend herbeigeeilt waren, schauten in solcher Weise längs des Weges nach ihren Söhnen aus . . . Wie viele kehrten nach Hause zurück, ohne ihr Kind gefunden zu haben!

Am dritten Tage erkannte mich Katherine auf einem jener Korbwagen aus der Mainzer Gegend unter mehreren andern Unglücklichen, die wie ich hohlwangig, klapperdürre und halbtodt vor Hunger waren.

»Das ist er! . . . das ist Joseph!« rief sie von Weitem.

Aber Niemand wollte es glauben. Tante Gredel mußte mich erst lange ansehen, ehe sie sagen konnte:

»Ja, er ist's! . . . Man hebe ihn vom Wagen herunter . . . es ist unser Joseph!«

Sie ließ mich in ihr Haus bringen und pflegte mich Tag und Nacht. Ich wollte nur trinken und schrie immerfort: »Wasser! Wasser!« Niemand im Dorfe glaubte, daß ich genesen würde. Aber das Glück, die Luft der Heimat zu athmen und meine Lieben wiederzusehen, rettete mich.

Ungefähr sechs Monate später, am 15. Juli 1814, verheiratheten wir uns, Katherine und ich. Herr Goulden, der uns wie seine Kinder liebte, hatte mich zum Theilhaber in seinem Geschäfte angenommen, und wir lebten Alle zusammen in derselben Behausung – kurzum, wir waren die glücklichsten Menschen von der Welt.

Der Krieg war jetzt zu Ende, die Allirten kehrten in Tagemärschen nach Hause zurück, der Kaiser war nach der Insel Elba abgegangen, und König Ludwig XVIII. hatte uns vernünftige Freiheiten gewährt. Es war noch einmal die schöne Zeit der Jugend, die Zeit der Liebe, der Arbeit und des Friedens. Man konnte auf die Zukunft hoffen, man konnte glauben, daß Jeder mit gutem Benehmen und Sparsamkeit dazu gelangen würde, sich eine gute Stellung zu sichern, sich die Achtung der braven Menschen zu erwerben und seine Familie gut zu erziehen, ohne befürchten zu müssen, daß er sieben oder sogar acht Jahre, nachdem er sich frei geloost, von Neuem von der Aushebung getroffen werde.

Herr Goulden, der mit der Rückkehr der alten Könige und des alten Adels nicht sehr zufrieden war, meinte doch, diese Leute hätten in den fremden Ländern genug gelitten, um einzusehen, daß die Welt nicht für sie allein da wäre, und daß sie unsere Rechte respectiren müßten. Er glaubte auch, der Kaiser Napoleon werde verständig genug sein und sich ruhig verhalten . . . Aber er täuschte sich: die Bourbons waren mit ihren alten Ansichten zurückgekehrt, und der Kaiser wartete nur auf den günstigen Moment, um sich zu rächen.

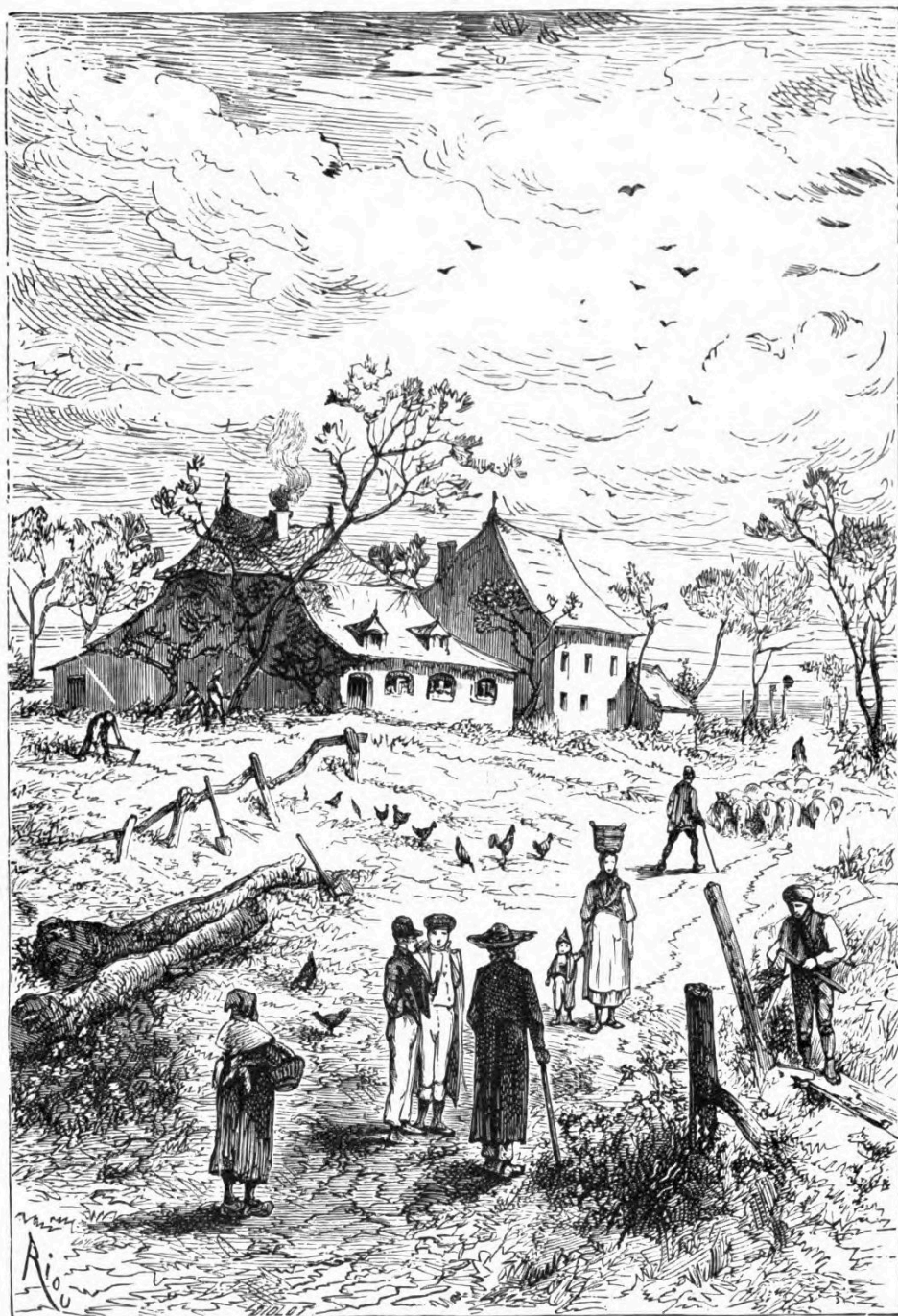
Das Alles sollte uns noch viel Leiden und Beschwerden verursachen, und ich würde euch das gern erzählen, wenn mich die Geschichte nicht für diesmal lang genug dünkte. Wir werden also bis auf Weiteres hier stehen bleiben. Wenn dann einsichtsvolle Leute mir sagen, daß ich wohl daran that, meine Erlebnisse im Feldzuge von 1813 zu beschreiben, daß das die Jugend über die Eitelkeit und Vergänglichkeit des Kriegsruhms aufklären und ihr zeigen könne, daß nur Friede, Freiheit und Arbeit glücklich machen – nun, dann werde ich den weitem Verlauf dieser Begebenheiten berichten und euch von Waterloo erzählen!

Waterloo.

~~~~~

## Vorbemerkung.

So oft der Feldzug von Waterloo von Historikern beschrieben und so oft er in der Belletristik gefeiert wurde, so selten wurde er aus der Sicht eines privaten Soldaten erzählt, der daran teilnahm und nur erzählte, was er sah. Dass diese Einschränkung Ereignisse von größter Bedeutung und Vorfälle von höchstem dramatischem Interesse nicht ausschließt, beweist der Bericht des Wehrpflichtigen, der in diesem Band einen weiteren Feldzug unternimmt und ihn mit der gewohnten Sorgfalt und Treue beschreibt, überdeutlich. Aber was »Waterloo« noch interessanter macht, ist das Bild, das es von der Lage der Dinge nach der ersten bourbonischen Restauration zeichnet, und seine Beschreibung, wie allmählich, aber sicher durch die Dummheit des neuen Regimes der Weg für die Rückkehr Napoleons an die Macht bereitet wurde, die einer oberflächlichen Betrachtung der Ereignisse jener Zeit so dramatisch plötzlich und unerwartet erscheint. In dieser Hinsicht verdient es »Waterloo«, als ein Kapitel der bekannten Geschichte oder zumindest des historischen Kommentars einen hohen Rang einzunehmen.



## I.

Ich habe nie eine so allgemeine Fröhlichkeit gesehen, als bei der Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten im Jahr 1814. Es war im Frühling, als Gärten, Hecken und Wiesen wieder grünten. Man hatte seit Jahren so viele Plackereien erduldet, man hatte so oft gefürchtet durch die Konskription ausgehoben zu werden und nicht wiederzukommen, man war all dieser Schlachten und dieses Ruhms, all dieser eroberten Kanonen und dieser Tedeums so müde, daß man keinen andern Gedanken mehr hatte, als im Frieden zu leben, der Ruhe zu genießen, einiges Vermögen zu erwerben und durch Fleiß und Sparsamkeit seine Familie ehrlich und redlich durchzubringen.

Ja, jedermann war zufrieden, nur die alten Soldaten und die Fechtmeister nicht. Ich erinnere mich, daß am 3. Mai, als der Befehl ankam, die weiße Fahne auf der Kirche aufzupflanzen, die ganze Stadt aus Furcht vor der Garnison zitterte, und daß man dem Schieferdecker Nikolaus Paßauf sechs Louisdor geben mußte, damit er diese muthige That ausführe. Man sah ihn von allen Straßen mit seiner weißseidenen, im Eck mit einer Lilie gestickten Fahne und die Marine—Kanoniere schossen aus allen Fenstern der Kaserne nach ihm. Trotzdem brachte Paßauf die Fahne an Ort und Stelle und verbarg sich dann auf dem Speicher der »Dreihäuser«, während ihn die Marinesoldaten in der Stadt suchten, um ihn niederzumetzeln.

So betrogen sich diese Leute. Aber die Menge der Arbeiter, Bauern und Bürger rief: »Es lebe der Friede! Nieder mit der Konskription und den Standesvorrechten!« weil es jedermann müde war, wie der Vogel auf dem Zweige zu leben und sich wegen Dingen umbringen zu lassen, die einen nichts angingen.

Und wohlverstanden! in diesem großen Jubel war ich der glücklichste; die andern hatten nicht das Glück gehabt, den schrecklichen Schlachten von Weißenfels, Lützen, Leipzig und dem Typhus zu entrinnen; aber ich kannte den Kriegsruhm, und dies vermehrte meine Liebe zum Frieden und meinen Abscheu vor der Konskription.

Ich war wieder zu Vater Goulden zurückgekehrt, und mein Leben lang werde ich mich an seinen Empfang erinnern, stets werde ich ihn mit ausgestreckten Armen rufen hören: »Du bist's, Joseph! . . . Ach, lieber Sohn, ich hielt dich für verloren!« Weinend fielen wir uns in die Arme. Und seitdem lebten wir zusammen wie zwei wahre Freunde; er ließ sich tausend und aber tausendmal von unseren Schlachten erzählen und nannte mich lachend den alten Soldaten.

Hierauf erzählte er mir die Belagerung von Pfalzburg; wie die Feinde im Januar vor die Stadt gekommen waren; wie die alten Republikaner allein mit einigen hundert Marine Kanonieren sich beeilt hatten, unsere Kanonen auf die Wälle zu bringen; wie man Pferdefleisch essen mußte wegen der Theurung und die Oefen der Bürger zerbrechen, um Kartätschen daraus zu gießen. Der Vater Goulden, ungeachtet seiner sechzig Jahre, war Oberfeuerwerker auf der Pulverbastion gewesen, gegen Aichelberg hin, und ich stellte mir ihn immer vor mit seiner schwarzseidenen Mütze und seiner Brille, eben im Begriffe, einen großen Vierundzwanzigpfünder zu richten; wir lachten darüber und vertrieben uns so die Zeit.

Wir hatten alle unsere alten Gewohnheiten wieder aufgenommen, ich richtete den Tisch zu und stellte den Fleischtopf an's Feuer. Ich hatte auch mein kleines Zimmer wieder bezogen und träumte von Katherine Tag und Nacht.

Nur fürchtete ich mich statt vor der Konskription, wie anno 1813, damals vor etwas anderem. Die Menschen sind niemals ganz glücklich; sie müssen immer etwas haben, das sie quält; wie oft habe ich das erlebt! Kurz, folgendes machte mir Kummer:

Wir wollten heirathen; Katherine und ich waren einig, und die Tante Gredel wünschte nichts anderes. Nun hatte man zwar die Rekruten von 1814 beurlaubt, aber unglücklicherweise blieben die von 1813 noch immer Soldaten. Es war nicht mehr so gefährlich. Soldat zu sein, wie unter dem Kaiserreich. Viele von denen, welche sich in ihr Dorf zurückgezogen hatten, lebten ruhig, ohne die Gendarmen kommen zu sehen; aber um heirathen zu können, mußte man eben Erlaubnis haben. Der neue Ortsvorstand, Herr



Jourdan, hätte mich niemals in die Standesbücher eingetragen, ohne diese Erlaubnis, und das beunruhigte mich.

Sobald die Festungsthore wieder offen waren, hatte Vater Goulden an den Kriegsminister, Dupont hieß er, geschrieben, daß ich mich in Pfalzburg befinde, aber noch ein wenig krank sei; daß ich von Geburt an hinke, zum Erbarmen; daß man mich aber trotzdem zur Armee gepreßt habe; – daß ich ein schlechter Soldat sei, aber einen sehr guten Familienvater abgebe, und daß es ein wahrer Mord wäre, mich am Heirathen zu verhindern, weil man niemals einen schlechter gebauten und mit mehr körperlichen Mängeln behafteten Menschen gesehen habe; daß man mich in ein Spital thun müßte 2c.

Es war ein sehr schöner Brief, und die lautere Wahrheit, der bloße Gedanke an's Wiederfortmüssen hätte mich krank gemacht.

Kurz, von Tag zu Tag erwarteten wir die Antwort des Ministers, die Tante Gredel, der Vater Goulden, Katherine und ich. Mich quälte eine kaum glaubliche Ungeduld; wenn der Briefträger Brainstein, der Sohn des Glöckners, durch die Straße ging, hörte ich ihn auf eine halbe Stunde weit; es ließ mir keine Ruhe, ich legte mich unter das Fenster. Ich sah ihn in alle Häuser eintreten, und wenn er sich ein wenig zu lange aufhielt, dachte ich: »Was hat er denn so lange zu schwarzen? Kann er nicht seinen Brief rasch abgeben und wieder gehen? Er ist ein rechtes Klatschweib, dieser junge Brainstein!« Ich wurde förmlich böse auf ihn; zuweilen ging ich hinunter, lief ihm entgegen und fragte:

»Haben Sie nichts für mich?«

»Nein, Herr Joseph, nein, ich habe nichts,« sagte er, seine Briefe musternd. Alsdann ging ich traurig zurück, und, Vater Goulden, welcher mich gesehen hatte, rief:

»Sind! Kind! ein wenig Geduld, potztausend! es wird kommen . . . es wird kommen . . . wir leben nicht mehr in Kriegszeiten.«

»Aber er hätte schon zehnmal antworten können, Herr Kulden.«

»Glaubst du, daß er nur mit dir zu thun hat! Es laufen alle Tage hunderte von ähnlichen Briefen an ihn ein; jeder erhält Antwort, wenn's an ihm ist, Joseph. Und dann geht's gegenwärtig noch drunter und drüber. Geh, geh, wir sind nicht allein auf der Welt; viele

andere brave Bursche, welche heirathen wollen, warten auf die Erlaubnis.«

Ich fand diese Gründe sehr gut, aber ich dachte: »Ach, wüßte der Minister, wie glücklich er uns machen könnte, wenn er zwei Worte schriebe, er würde sicher sogleich schreiben. Wie würden wir ihn segnen, Katherine und ich, und die Tante Gredel und alle!«

Kurz, man wußte warten und warten. An den Sonntagen natürlich hatte ich meine Gewohnheit, nach Vierwinden zu gehen, wieder aufgenommen; an diesen Tagen wachte ich frühe auf. Anfangs glaubte ich dann, ich sei noch Soldat und schauderte bei dem Gedanken. Hierauf öffnete ich die Augen, betrachtete die Zimmerdecke und dachte: »Du bist bei Vater Goulden in Pfalzburg, in deinem kleinen Zimmer. Heute ist's Sonntag und du gehst zu Katherine!« Dieser Gedanke machte mich vollends munter; ich sah zuerst Katherine mit ihren lieben rosigen Wangen und ihren blauen Augen. Ich hätte sogleich aufstehen, mich ankleiden und fortgehen mögen; aber auf dem Kirchthurm schlug's vier Uhr, die Stadthore waren noch geschlossen.

Ich mußte noch da bleiben, was mir sehr ärgerlich war. Um mich in Geduld zu fassen, fing ich beim Beginn unserer Liebe an, ich dachte an die erste Zeit: an die Furcht vor der Konskription, und die schlechte Nummer, an das »Militärtüchtig!« und den alten Gendarmen Werner auf dem Rathhause; an die Abreise und die Landstraße, an Mainz, die große Kapuzinerstraße, und die gute Frau, welche mir ein Fußbad bereitet hatte; ferner an Frankfurt, Erfurt, wo ich zwei Tage vor der Schlacht den ersten Brief empfangen hatte; an die Russen, Preußen, kurz an alles . . . Und ich weinte in mich hinein. – Der Gedanke an Katherine kam mir immer wieder. Es schlug fünf Uhr; jetzt sprang ich aus dem Bett, wusch mich, kämmte meinen Bart, kleidete mich an, und Vater Goulden streckte die Nasenspitze hinter seinen großen Vorhängen hervor, und rief mir zu:

»Ha! ha! ich hör's wohl, ich hör's wohl. Seit einer halben Stunde wälzst du dich hin und her. Ha, ha, ha! Heut ist Sonntag.«

Er mußte lachen, und ich lachte mit, wünschte ihm guten Morgen und sprang mit einem Satze die Treppe hinunter.

Es waren noch nicht viele Leute auf der Straße; der Metzger Seppel rief mir jedesmal zu: »He, Joseph, komm doch, ich muß dir etwas erzählen.«.

Aber ich wandte nicht einmal den Kopf nach ihm um, und zwei Minuten drauf war ich schon auf der Landstraße nach Vierwinden vor den Außenwerken und dem Glacis. Ach! die schöne Zeit, das gute Jahr; wie alles grünte und blühte, und wie die Leute sich beeilten die verlorene Zeit einzubringen, ihren Frühlingskohl und ihre kleinen Rüben zu pflanzen, und den von der Reiterei zerstampften Boden wieder umzugraben; wie man wieder Muth faßte, und auf Gottes Segen hoffte, auf die Sonne und den Regen, dessen man so sehr bedurfte!

In den kleinen Gärten längs der Landstraße sah man Weiber und Greise, jedermann hackte, arbeitete, alles lief mit den Gießkannen.

»He, Vater Thiebeau!« rief ich, »he Mutter Fürst! fleißig, fleißig?«

»Ja, ja, Herr Joseph, das muß man wohl sein; durch diese Belagerung ist alles im Rückstand, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Dann die Handwägelchen, die Karren mit Backsteinen, Dachziegeln, Brettern, Balken, eichenen Bohlen – wie das alles in früher Stunde der Stadt zufuhr, um die Häuser wieder aufzubauen und die von den Haubitzen zertrümmerten Dächer wieder herzurichten! Wie die Peitschen klatschten und aus der Ferne die Hammerschläge wiederholten!

Überall sah man Zimmerleute und Maurer. Der Vater Ulrich und seine drei Knaben waren auf dem von den städtischen Kugeln zusammengeschossenen Dache des Wirthshauses zum »Blumenkorb« schon in voller Arbeit und eben dran, das neue Gebälke zu befestigen; man hörte sie pfeifen und nach dem Takte hämmern. Ja, das war eine Zeit der Thätigkeit; der Friede kehrte zurück! Man verlangte damals nicht wieder nach Krieg, nein, nein! Jeder wußte, was die Ruhe zu Hause werth war; jeder wünschte nur so viel als möglich die Schäden wieder auszubessern; man wußte, daß der Stoß eines Hobels oder einer Säge mehr leiste als der Schuß einer Kanone; man wußte, wie viel Mühe und Thränen es kostet, in

zehn Jahren das wieder aufzubauen, was die Bomben in zwei Minuten über den Haufen warfen.

Und wie lustig lief ich damals! Keine Vor— und Rückmärsche mehr; ich wußte gut, wohin ich ging, ohne den Befehl des Serschanten Pinto. Ach! und die Lerchen, die aufflogen und trillernd zum Himmel stiegen, wie schön sangen sie, und die Wachteln und die Finken! Gott im Himmel, man ist nur einmal jung! Und die gute Frische des Morgens, der gute Geruch der wilden Rosen längs der Hecken; und der Gipfel des alten Dach's von Vierwinden, das kleine rauchende Kamin. »Da unten macht Katherine Feuer, sie bereitet unsern Kaffee.« Wie ich lief! Da bin ich endlich am Dorf, ich gehe ein wenig langsam, um wieder zu Athem zu kommen, ich betrachte unsere kleinen Fenster und lache zum voraus. Die Thüre öffnet sich und die Mutter Gredel, noch im wollenen Unterrock, einen großen Besen in der Hand, kehrt sich um. Ich höre sie rufen: ' »Da ist er! Da ist er!«

Katherine, jeden Tag schöner, kommt in ihrem blauen Häubchen fast im selben Augenblick heraus: »Ach, das ist schön, das ist schön, ich erwartete dich!« Wie glücklich ist sie in meinen Armen! Es lebe die Jugend! All' das seh' ich noch heute. Ich gehe mit Katherine in das alte Zimmer hinein, und die Tante Gredel hebt voll Begeisterung ihren Besen empor und ruft:

»Keine Konskription mehr, es ist vorbei damit!«

Wir lachen aus vollem Herzen, sie heißen mich sitzen; und während Katherine mich anblickt, hebt die Tante wieder an:

»Nun, hat dieser lahme Kerl von einem Minister noch nicht geschrieben? Wird er wohl gar nicht schreiben? Hält er uns denn für Dummköpfe? Der andere that zu viel und dieser schafft zu wenig! Es ist doch recht langweilig, daß immer befohlen sein muß. Du bist nicht mehr Soldat, weil man dich für todt zurückgelassen hatte; wir haben dich gerettet, du gehst sie nichts mehr an.«

»Ohne Zweifel, Sie haben recht, Tante Gredel,« sagte ich: »aber wir können eben nicht heirathen, wenn wir nicht aufs Rathhaus gehen, und wenn wir nicht hinaufgehen, wird der Pfarrer es nicht wagen, uns einzusegnen.«

Dann wurde die Tante ernsthaft und sagte schließlich immer:

»Siehst du, Joseph, vom ersten bis zum letzten Tage haben diese Leute immer nur für sich gesorgt. Wer bezahlt die Gendarmen und Richter? Wer bezahlt die Geistlichen? Wer bezahlt alles? Wir. Und nun wagen sie es nicht einmal, uns zu trauen. Es ist abscheulich! Wenn das so fortgeht, so werden wir uns in der Schweiz zusammengeben lassen.«

Diese Worte beruhigten uns ein wenig und wir verbrachten den übrigen Tag unter Singen und Lachen!

---

## II.

Mitten in dieser großen Ungeduld sah ich täglich neue Dinge, welche mir jetzt wahrhaftig wie eine Komödie vor kommen, die man auf dem Jahrmarkt aufführt: ich sah Bürgermeister, Gerichtsbeisitzer, Dorfgemeinderäthe, Korn— und Holzhändler und Forstschutzwächter, alle diese Leute, welche man seit zehn Jahren für die besten Freunde des Kaisers hielt – und welche sogar sehr aufgebracht waren, wenn man ein Wort gegen Seine Majestät sagte – und nun hörte ich sie, entweder im Kaufhaus oder auf dem Markte oder wo immer, gegen den Tyrannen sprechen, gegen den Thronräuber und Bluthund von Korsika. Man hätte glauben können, Napoleon habe ihnen viel Uebels zugefügt, während doch sie und ihre Familien stets die besten Stellen inne hatten.

Ich habe seitdem oft gedacht, daß man auf diese Weise immer die guten Stellen unter jeder Regierung erhält, und trotzdem hätte ich mich geschämt, auf diejenigen zu schimpfen, welche einem nicht erwidern können und denen man tausend mal geschmeichelt hat; lieber möcht' ich bei der Arbeit arm bleiben als auf diese Weise reich und angesehen werden. Aber so sind die Menschen!

Ich muß jedoch anerkennen, daß unser ehemaliger Bürgermeister und drei oder vier Gemeinderäthe diesem Beispiel nicht folgten; Herr Goulden sagte, diese hätten' wenigstens Achtung vor sich selbst, die Schreier aber besäßen kein Ehrgefühl.

Ich erinnere mich sogar, daß eines Tags, als der Bürgermeister von Hakmatt uns seine Taschenuhr zum Ausbessern brachte und sehr auf den Kaiser loszog, Vater Goulden plötzlich aufstund und sagte:

»Hier, Herr Michel, ist Ihre Uhr, ich werde nicht für Sie arbeiten. Wie? Sie sagten, vergangenes Jahr noch, jeden Augenblick: »der große Mann!« Sie konnten nie kurzweg Bonaparte, Kaiser sagen, sondern Sie nannten ihn, den Kaiser und König, Beschützer der schweizerischen Eidgenossenschaft«, wie wenn Sie den Mund voll Brei gehabt hätten, und jetzt heißen Sie ihn einen Bluthund, und Ludwig den Achtzehnten nennen Sie »Ludwig den Vielgeliebten?«

Gehen Sie . . . Sie sollten erröthen! Sie halten also die Leute für Dummköpfe, Sie glauben, daß sie kein Gedächtnis haben?«

Jener' erwiderte darauf:

»Man sieht wohl, daß Sie ein alter Jakobiner sind.«

»Was ich bin, geht niemand was an«, entgegnete Vater Goulden, »jedenfalls bin ich kein Speichelleder.«

Er wurde ganz bleich und rief zuletzt:

»Gehen Sie, Herr Michel, gehen Sie . . . ein Lump bleibt ein Lump unter jeder Regierung.«

Seine Entrüstung war so groß, daß er beinahe den ganzen Tag nicht arbeiten konnte; alle Augenblicke stand er auf und rief:

»Joseph, wenn mir die Bourbonen je behagt hätten, so hätten mir's diese schoflen Burschen entleidet. Solche Leute sind's, die alles verderben, denn sie billigen alles, sie finden alles schön, alles prächtig, sie sehen nirgends einen Fehler, sie heben die Hände zum Himmel voller Bewunderung, wenn der König hustet: ja die wollen ihren Antheil an der Beute haben. Und wenn, Dank ihren überschwänglichen Reden, die Könige und Kaiser sich endlich für Götter halten, so werden sie, wenn die Revolution kommt, von solchen Schuftten verlassen, und diese fangen dieselbe Komödie mit andern von vornen an. So bleiben sie immer oben und die ehrlichen Leute bleiben immer im Elend.«

Der Vorfall ereignete sich anfangs Mai, zu der Zeit, als man am Rathhaus anschlug, daß der König seinen feierlichen Einzug in Paris gehalten habe, umgeben von den Marschällen des Kaiserreichs, daß der größte Theil der Bevölkerung ihm entgegen geströmt sei, daß Greise, Weiber und Kinder die Balkone erklettert hätten, um seinen Anblick genießen zu können, und daß er zuerst in die Notre—Dame—Kirche gegangen sei, um dem Herrn zu danken, und erst nachher in sein Tuilerienschloß.

Man schlug auch an, daß der Senat die Ehre gehabt habe, eine prächtige Anrede an ihn zu halten, in welcher gesagt wurde, daß er nicht über unsre zerrütteten Zustände erschrecken solle, daß man Muth fassen müsse und die Senatoren bereit seien, ihm die Noth bewältigen zu helfen. — Jedermann lobte diese Rede.

Kurz darauf sollten wir ein neues Schauspiel genießen; wir sahen die Emigrierten aus dem Innern Deutschlands und Rußlands zurückkehren.

Die einen kamen in offenen Kaleschen, die andern in gewöhnlichen, zwei— oder vierräderigen Korbwägen.

Die Damen hatten großgeblümete Röcke an, und die Männer trugen fast alle noch die altfranzösische Tracht, kurze Hosen und lange, bis auf die Schenkel reichende Weste, wie man es auf den Bildern aus der Zeit der Republik dar gestellt sieht.

Alle diese Leute sahen stolz und vergnügt aus, sie waren froh, wieder ins Land zu kommen.

Trotz der schlechten Klepper, welche sie vorgespannt hatten, trotz der elenden mit Stroh ausgestopften Wägen und trotz der Bauern, die, als Postillione verkleidet, vornen aufsaßen, trotz alledem war mir's rührend; ich erinnerte mich der Freude, welche ich fünf Monate zuvor empfand, als ich Frankreich wieder sah, und ich dachte: die guten Leute, wie werden sie weinen vor Freude, wenn sie Paris wieder sehen!

Sie stiegen im *Rothen Ochsen* ab, dem Gasthof der weiland Gesandten, Marschälle, Prinzen, Herzoge und all' der reichen Käuze, welche nicht mehr kamen, und man sah, wie sie sich in den Zimmern oben kämmten, umkleideten und selber rasierten.

Gegen Mittag kamen sie alle herab, schrien, riefen ihrem »Jean! Claude! Germain!« kommandierten wie große Herrn und legten sich an die Tafel, ihre alten, verwitterten Diener, die Serviette über dem Arm, hinter sich. Und diese Leute in der altmodischen Tracht, mit der heitern Miene und dem feinen Benehmen, stellten gleichwohl etwas vor; man dachte: »das sind Franzosen, die aus der Fremde zurückkehren; es war nicht recht von ihnen, fortzugehen und Europa gegen uns aufzuhetzen; aber allen Sündern sei vergeben; mögen sie glücklich sein und sich gut aufführen, das ist alles, was man ihnen Böses wünscht.«

Manche der Emigranten kamen auch mit Extrapost; da standen dann unser neuer Bürgermeister, Herr Jourdan Ritter des heil. Ludwig, der Pfarrer Loth, der neue Platzkommandant und der



Fasanenmeister Robert in großer Uniform vor dem Postthor und erwarteten sie; wenn das Peitschenknallen zwischen den Festungsmauern wiederhallte, stürzten sie heraus mit strahlendem Gesicht, wie einer, dem ein großes Glück widerfährt, und sobald der Wagen hielt, lief der Kommandant und öffnete den Schlag unter Ausrufungen des Entzückens. Manchmal auch rührten sie sich nicht vor lauter Respekt, und ich habe gesehen, wie sich diese Leute langsam und feierlich ein—, zwei—, dreimal begrüßten und sich dabei immer ein wenig näher rückten.

Vater Goulden stand lächelnd am Fenster und sagte:

»Siehst du, Joseph, das ist der vornehme, der feine Ton des vorigen Jahrhunderts. Wir brauchen nur aus dem Fenster zu schauen, um feine Sitten zu lernen, damit wir's können, wenn wir Herzoge oder Prinzen werden.«

Ein andermal sagte er:

»Die alten Bursche da, Joseph, haben aus den Linien von Weißenburg auf uns geschossen; es waren rechte Kavaliere; sie schlugen sich gut – wie alle Franzosen – aber wir haben sie doch verjagt!«

Er blinzelte mit den Augen und fuhr lustig fort zu arbeiten.

Als sich aber durch die Mägde und Knechte im *Rothen Ochien* das Gerücht verbreitete, daß diese Leute unter einander unverhohlen aussprachen: »sie hätten uns endlich besiegt; sie seien unsre Herrn; Ludwig der Achtzehnte habe seit Ludwig dem Siebzehnten, dem Sohne Ludwig des Sechzehnten, ununterbrochen regiert; wir seien Rebellen und sie kommen, uns in Ordnung zu bringen!« da sagte Vater Goulden ärgerlich zu mir:

»Es geht nicht gut, Joseph! Weißt du, was diese Leute in Paris thun werden? Sie werden ihre Teiche, ihre Wälder, ihre Parks, ihre Schlösser, ihre Pensionen zurückfordern, von den guten Stellen, von Macht und Einfluß aller Art, gar nicht zu reden. Ihre Kleider und ihre Perücken kommen dir jetzt altmodisch vor; sie sind's, aber ihre Ansichten sind noch viel altmodischer als ihre Kleider und ihre Perücken! Diese Leute sind gefährlicher für uns, als die Russen und die Oesterreicher, denn die Russen und die Oesterreicher werden

abziehen, jene aber werden da bleiben. Sie werden zerstören wollen, was wir seit fünfundzwanzig Jahren geschaffen haben. Du siehst, wie stolz sie sind! Viele von ihnen haben gleichwohl über dem Rhein drüben im größten Elend gelebt; aber sie glauben, sie stammen von einer andern, von einer edleren Rasse ab als wir; sie glauben, das Volk sei noch immer bereit, sich scheeren zu lassen wie vor 89. — Ludwig der Achtzehnte soll ein vernünftiger Mann sein: um so besser für ihn! Denn wenn er unglücklicherweise auf diese Leute hört, wenn man auch nur vermuthet, daß er fähig sei, ihren Rathschlägen zu folgen, so ist alles verloren. Das wird der Krieg gegen die Nation sein. Das Volk hat seit fünfundzwanzig Jahren nachgedacht, es kennt seine Rechte, es weiß, daß ein Mensch so viel werth ist wie der andere, und daß all' ihre edlen Rassen eitel Thorheit sind; jeder will seinen Platz behaupten, jeder will Gleichheit der Rechte, jeder wird sich auf den Tod wehren!«

So sprach Vater Goulden; und als die Erlaubnis nicht ankam, dachte ich, daß der Minister keine Zeit habe, uns zu antworten, vor all' den Grafen, Vicomtes, Herzogen und Marquis, welche ihre Teiche, Wälder und guten Stellen von ihm zurückfordern. Voll Entrüstung rief ich aus: »Herr Gott, welches Elend! Wenn ein Unglück vorbei ist, kommt sogleich ein anderes, und immer müssen die friedlichen Menschen für die Fehler der andern büßen. Mein Gott, erlöse uns von alt und neuem Adel! Gib ihm deinen Segen in Hülle und Fülle, aber uns soll er in Ruhe lassen!«

Eines Morgens besuchte uns Tante Gredel an einem Marktfreitag. Sie hatte ihren Korb unter dem Arm und schien guter Dinge zu sein. Ich sah schon nach der Thüre und dachte, Katherine komme hinter ihr drein.

»Guten Tag, Tante Gredel; Katherine ist gewiß auch in der Stadt und wird gleich kommen?«

»Nein, Joseph, nein, sie ist in Vierwinden,« erwiderte die Tante, »wir haben vollauf zu thun mit der Saat.«

Als ich traurig wurde und mich im Stillen ärgerte, weil ich mich zu früh gefreut hatte, stellte die Tante ihren Korb auf den Tisch und sagte, indem sie das Tuch wegnahm:

»Sieh, hier ist was für dich, Joseph, etwas von Katherine.«

Ich sah einen schönen Strauß von Mairöschchen und Veilchen zwischen drei großen Syringen; dieser Anblick erheiterte mich wieder, und lachend sagte ich:

»Das riecht gut!«

Und Vater Goulden, welcher sich umgedreht hatte, lachte auch und meinte:

»Du siehst, daß man immer an dich denkt, Joseph.«

Wir lachten alle zusammen.

Sturz ich war wieder ganz getröstet, küßte Tante Gredel und rief:

»Bring das der Katherine von mir.«

Und sofort stellte ich den Strauß in einen Topf auf den Fenstersims in der Nähe meines Bettes. Ich roch daran, indem ich mir vorstellte, wie Katherine sich in aller Früh aufgemacht hatte, um die Veilchen und Röschen noch thaufrisch zu pflücken, wie sie eines neben das andere gesteckt hatte, die großen Syringen rings herum, und wie sie auch daran roch; so daß mir der Geruch der Blumen noch lieblicher vorkam, und ich sie immer wieder betrachten mußte. Endlich ging ich hinaus und dachte: du kannst sie die ganze Nacht hindurch riechen; morgen früh gibst du ihnen frisches Wasser; übermorgen ist Sonntag, da gehst du zu Katherine und gibst ihr einen Kuß zum Dank.«

Ich ging in die Stube zurück, wo Tante Gredel mit Vater Goulden vom Markt plauderte, von Fruchtpreisen 2c. alle beide in bester Laune. Die Tante hatte ihren Korb auf den Boden gestellt und sagte zu mir:

»Joseph, die Erlaubnis ist also noch nicht gekommen?«

»Nein, noch nicht, das ist doch schrecklich.«

»Ja,« erwiderte sie, »alle diese Minister taugen nichts, einer wie der andre; man wählt scheint's das Schlechteste und Nichtsnutzigste, um den platz auszufüllen!«

Dann fügte sie hinzu:

»Aber sei ruhig, ich habe einen Gedanken, der alles ändern wird.«

Sie lachte und als Vater Goulden und ich zuhörten, fuhr sie fort:

»Soeben, während ich in der Markthalle war, hat der Polizeidiener Harmantier ausgerufen, daß man eine Seelenmesse für Ludwig XVI., für Pichegrü, Moreau und einen andern lesen werde.«

»Ja, für Georg Cadoudal,« sagte Vater Goulden barsch; »ich hab's gestern in der Zeitung gelesen.«

»Richtig, für Cadoudal,« sagte die Tante. »Nun siehst du, Joseph, als ich den Ausrufer hörte, dachte ich gleich: diesmal bekommen wir die Erlaubnis! Man wird Prozessionen, Buß—und Bettage abhalten; wir werden alle zusammen hinein gehen, Joseph, Katherine und ich; wir werden unter den Vordersten sein, und jedermann wird sagen: das sind gut königlich gesinnte brave Leute; der Herr Pfarrer wird es erfahren; – gegenwärtig haben die Geistlichen viel Einfluß, wie früher die Generale und Obersten; — wir werden ihn besuchen, er wird uns freundlich empfangen, er wird uns sogar eine Bittschrift verfassen! Und ich sage euch, daß es gehen wird, daß es nicht fehlen kann!«

Während dieser Erklärung sprach Tante Gredel ganz leise, mit aufgehobener Hand und schien sehr zufrieden mit ihrer Schlauheit. — Ich war auch zufrieden und dachte: Sie hat recht, so muß man's machen. Diese Tante Gredel ist eine Frau von vielem Verstande. Aber als ich dann den Vater Goulden anblickte, sah ich, daß er sehr ernst geworden war, und sich sogar umgedreht hatte, wie um mit einer Lupe in eine Uhr hineinzusehen, während er seine buschigen weißen Augenbrauen zusammenzog. Ich sah es ihm sogleich an, wenn ihm etwas nicht gefiel und sagte:

»Hören Sie, Tante Gredel, ich glaube, daß es gehen kann; aber eh' wir etwas thun, möchte ich wissen, wie Vater Goulden darüber denkt.«

Er wandte sich um und sagte:

»Jeder ist frei, Joseph, jeder soll seinem Gewissen folgen. Einen Bußtag wegen des Todes Ludwig XVI. abhalten, gut! die rechtschaffenen Leute aller Parteien haben nichts dagegen, vorausgesetzt, daß man ein königlich Gesinnter ist, wohl verstanden; denn wenn man aus Eigennutz niederkniet, bliebe man besser zu Hause. Ich sehe also von Ludwig XVI. ab. Aber für Pichegrü,

Moreau, Cadoudal, das ist etwas anderes. Pichegrü wollte seine Armee dem Feinde überliefern, Moreau hat sich gegen Frankreich geschlagen, und Georg Cadoudal ist ein Mörder; drei Arten von ehrgeizigen Männern, welche nichts wollten als uns niederwerfen und welche alle drei ihr Schicksal verdient haben. Das ist meine Ansicht.«

»Ach, mein Gott!« rief die Mutter Gredel, »was geht uns das an, wir gehen nicht ihretwegen hin, wir gehen hin um die Erlaubnis zu erhalten. Alles weitere ist mir höchst gleichgültig, und dem Joseph auch. Nicht wahr Joseph?«

Ich war in der größten Verlegenheit, denn was Herr Goulden soeben gesagt hatte, schien mir sehr richtig; als er dies bemerkte, sagte er:

»Ich begreife die Liebe der jungen Leute, aber Mutter Gredel, man muß einen jungen Menschen nie durch solche Mittel verleiten, das zu opfern, was er für recht hält. Wenn Joseph nicht dieselben Gedanken über Pichegrü, Cadoudal und Moreau hat, wie ich, so mag er immerhin mit der Prozession gehen, dann ist's in der Ordnung; niemals werde ich ihm einen Vorwurf darüber machen. Aber was mich betrifft, ich werde nicht gehen.«

»Und ich auch nicht,« sagte ich darauf; »ich denke wie Vater Goulden.«

Ich sah, daß Tante Gredel ärgerlich werden wollte, sie wurde ganz roth; sie beruhigte sich aber beinahe ebenso schnell und sagte:

»Nun wohl, Katherine und ich, wir gehen, weil wir uns um diese altväterischen Ideen nichts kümmern.«

Vater Goulden mußte lächeln, als er ihren Zorn sah.

»Ja,« sagte er, »jedermann ist frei, thut was euch gut dünkt!«

Die Tante nahm ihren Korb auf und ging fort, und er gab mir lachend ein Zeichen, daß ich sie begleiten solle.

Ich zog rasch einen Rock an und holte sie an der Straßenecke ein.

»Höre Joseph,« sagte sie, indem sie zum Marktplatz hinauf ging, »dieser Vater Goulden ist ein braver Mann, aber ein alter Narr. So lang ich ihn kenne, ist er niemals mit etwas zufrieden gewesen. Er

wagt nicht, es zu sagen, aber sein Gedanke ist immer die Republik, er denkt nur an seine Republik, wo jedermann Souverän war: Bettler, Kesselflicker, Schuster, Juden und Christen. Das ist dummes Zeug. Doch was soll man anfangen? Wenn er kein so braver Mann wäre, würde ich nicht viel Umstände mit ihm machen; aber man darf nicht vergessen, daß du ohne ihn nie ein richtiges Gewerbe erlernt hättest, daß er uns viel Gutes erwiesen hat, und daß wir ihm Achtung schuldig sind. Deshalb bin ich so schnell fortgegangen, denn ich wäre im Stande gewesen, meinem Aerger Luft zu machen.«

»Sie haben wohl daran getan,« sagte ich; »ich liebe Herrn Goulden wie einen Vater und Sie, als ob Sie meine leibliche Mutter wären; nichts könnte mir mehr Kummer bereiten, als euch beide uneins zu sehen.«

»Wie sollte ich mich mit einem solchen Manne entzweien?« sagte Tante Gredel, »eher spränge ich zum Fenster hinaus. Nein, nein. Aber man muß auch nicht auf alles hören, was er sagt, Joseph, denn ich behaupte, daß diese Prozession sehr gut für uns sein, daß der Herr Pfarrer uns die Erlaubnis verschaffen wird, und das ist die Hauptsache. Katherine und ich werden gehen und du, weil Herr Goulden daheim bleibt, wirst auch zu Hause bleiben. Aber ich bin sicher, daß drei Viertel der Stadt und der Umgegend kommen werden; sei's nun für Pichegrü, für Moreau, Cadoudal oder für wen sonst, du wirst sehen, daß es sehr schön wird.«

»Ich glaub's,« sagte ich.

Damit waren wir am deutschen Thor angekommen, ich umarmte die Tante und ging ganz vergnügt nach Hause.

---

### III.

Ich erinnere mich des Besuchs der Tante Gredel, weil acht Tage später die Prozessionen, Bußtage und Predigten ihren Anfang nahmen, welche erst bei der Rückkehr des Kaisers im Jahre 1815 aufhörten und nachher wieder fortgesetzt wurden bis zur Abreise Karls X. im Jahre 1830. Alle, die jene Zeit erlebten, wissen, daß es kein Ende nehmen wollte. Beim Gedanken an Napoleon höre ich die Arsenalkanone donnern, unsere kleinen Fensterscheiben klirren, und Vater Goulden mir vom Bett aus zurufen:

»Schon wieder ein Sieg, Joseph . . . He, he, he! immer Siege!«

Und wenn ich an Ludwig XVIII. denke, höre ich die Glocken läuten; ich stelle mir vor, wie Vater Brainstein und seine zwei großen Jungen an allen Glockenseilen der Kirche hängen und Herr Goulden lachend jagt: »Dies Joseph, ist für die heilige Magloria oder für den heiligen Polykarp!«

Ich kann mir jene Zeit gar nicht anders denken.

Unter dem Kaiserreich sehe ich auch den Vater Coiffé, Nikolaus Rolfo und fünf oder sechs andere Veteranen bei Eintritt der Nacht ihre Kanonen laden, um die einundzwanzig Schüsse nacheinander abzufeuern, während die Hälfte von Pfalzburg auf der gegenüberliegenden Bastion steht und sich das rothe Feuer und die Pfropfen betrachtet, welche in die Gräben fliegen; dann abends die Beleuchtungen, die Schwärmer, die Raketen, die Kinder, welche rufen: *Es lebe der Kaiser!* und einige Tage später den Todtenschein und die Konskription.

Unter Ludwig XVIII. sehe ich die Ruhaltäre aufrichten, Bauern Wagen voll Moos, Ginster und Tannenbäumchen beiführen, Frauen mit großen Blumenvasen aus den Häusern treten. Die Leute, welche ihre Kruzifixe herleihen, und sodann die Prozessionen: den Herrn Pfarrer mit seinen Vikaren; die Chorknaben Jakob Cloutier, Pyrrhus und Tribou, welche singen; der Meßner Kökli im rothen Rock mit der Kirchenfahne, welche den Himmel abfegt; die Glocken, welche voll ertönen; Herrn Jourdan, den neuen Bürgermeister mit seinem

dicken, rothen Gesicht, seiner schönen Uniform und seinem Sankt—Ludwigskreuz; den neuen Platzkommandanten, den Herrn Fasanenmeister Robert mit seinem dreieckigen Hut unter dem Arm, seiner großen weißbepuderten Perücke und den im Sonnenschein funkelnden Stickereien; und hintendrein den Stadtrath und die unzähligen Wachskerzen, welche man wieder aneinander an zündet, wenn ein Wind geht; den Kirchen—Schweizer Hans Peter Sirou, glattrasiert, den prächtigen Hut quer auf dem Kopf, breite, weißseidene, reich mit Lilien gestickte Bandeliere über die Brust, die Hellebarde, die in der Luft wie eine Silber platte leuchtet, kerzengerade aufrecht haltend; die jungen Mädchen, die Frauen, die Tausende von Landleuten in Sonntagskleidern, welche alle zusammen beten; die Alten an der Spitze jeden Dorfes unaufhörlich kreischend: »Bitt für uns! Bitt für uns!« Die Straßen mit Blättern bestreut, die Blumengewinde und weißen Fahnen vor den Fenstern; die Juden und die Lutheraner oben hinter ihren Vorhängen im Dunkeln zusehend, während die Sonne das schöne Schauspiel beleuchtet! – Ja das dauerte von 1814 bis 1830, ausgenommen die hundert Tage, von den Missionen, Rundreisen der Bischöfe und anderen außerordentlichen Feierlichkeiten gar nicht zu reden. Ich sage das alles lieber gleich, denn eine Prozession nach der andern zu erzählen würde zu lange dauern.

Also! Das nahm am 19. Mai 1814 seinen Anfang. Und am selben Tage, an dem Harmantier den großen Bußtag verkündete, kamen fünf Prediger von Nanzig bei uns an, junge Leute, welche die ganze Woche hindurch predigten, vom Morgen bis Mitternacht. Das geschah zur Vorbereitung auf den Bußtag; man sprach nur von ihnen in der Stadt und die Leute bekehrten sich; alle Frauen und Mädchen gingen zur Beichte.

Auch ging das Gerücht, man müsse die Nationalgüter herausgeben, und die Prozession werde Spitzbuben und ehrliche Leute scheiden, weil jene nicht wagen würden, sich zu zeigen. Man kann sich meinen Kummer denken, daß ich einigermaßen wider Willen unter den Spitzbuben bleiben mußte. Gottlob! ich hatte mir wegen des Todes Ludwigs XVI. keinen Vorwurf zu machen, ich hatte



auch keine Nationalgüter, und ich wünschte nichts, als die Erlaubnis, Katherine zu heirathen. Ich dachte auch, wie Tante Gredel, daß Vater Goulden unrecht habe, so halsstarrig zu sein; aber ich hätte nie gewagt, ihm das zu sagen. Ich war sehr unglücklich, um so mehr, als alle diejenigen, welche uns ihre Uhren zum Reparieren brachten, achtbare Leute, Bürgermeister, Forstschußwächter und dergleichen, diese Predigten billigten und sagten, man habe nie etwas so gehört. Herr Goulden hörte ihnen zu, arbeitete aber fort, ohne zu antworten, und wann er fertig war, kehrte er sich um und jagte: »Hier, Herr Christoph oder Nikolaus . . . es macht so und so viel.« Er schien sich um diese Dinge nicht zu kümmern, und nur, wenn einer oder der andere von den Nationalgütern sprach, von der fünfundzwanzigjährigen Rebellion, von der Buße für die alten Sünden, dann nahm er die Brille ab, hob den Kopf, horchte auf und sagte ganz verwundert:

»Ach was, ach was! . . . Wie . . . wie . . . das ist also so schön, Herr Claudius? Was Sie nicht sagen! — Diese jungen Prediger sprechen so gut! Ach, . . . wenn die Arbeit nicht so drängte, würde ich auch hingehen, um sie zu hören . . . ich hätte es auch sehr nöthig, mich belehren zu lassen.«

Ich dachte immer, er würde seine Ansicht über die Prozession für Ludwig XVI. ändern und war sehr erfreut, als er mich abends zuvor, nach dem Nachtessen, ganz freundlich fragte:

»Nun Joseph, willst du nicht auch den Predigern zuhören? Man spricht so viel Gutes von ihnen, ich möchte doch wissen, was dran ist.«

»Ach, Herr Goulden,« entgegnete ich ihm, »ich wünsche nichts sehnlicher; aber wir dürften keine Zeit verlieren, denn die Kirche ist immer beim zweiten Zeichen ganz voll.«

»Gut, laß uns gehen,« sagte er, indem er aufstund und seinen Hut vom Nagel nahm; »ja, ich bin begierig, das mit anzusehen . . . Diese jungen Leute setzen mich in Erstaunen. Komm!«

Wir gingen hinunter. Der Mond schien draußen so hell, daß wir die Leute wie am lichten Tage erkannten. An der Ecke von Fouquet sahen wir schon die Freitreppe der Kirche mit Leuten besetzt. Zwei

oder drei alte Weiber: Anne Klein, die Mutter Balais, Hanne Balker, in ihr großes Tuch gehüllt und die Haube mit den langen Franzen über die Augen, gingen eilig an uns vorüber.

»He,« sagte Herr Goulden, »da sind die Alten; he, he, immer dieselben!«

Er lachte und sagte im Weitergehen, daß man seit Vater Colin nicht so viele Leute im Abendgottesdienste gesehen habe. Ich konnte mir nicht denken, daß er von dem alten Wirth zu den »drei Rosen«, gegenüber von der Infanteriefaserne, spreche, und ich fragte ihn:

»War das ein Priester, Herr Goulden?«

»Nein, nein,« erwiderte er lächelnd, »ich rede vom alten Colin. Im Jahre 1792, als wir den Club in der Kirche hatten, konnte jedermann predigen, aber Colin sprach am besten. Er hatte eine prächtige Stimme und sagte starke aber wahre Dinge; man kam von Zabern, Saarburg und selbst weiter her, um ihn zu hören; die Frauen und Fräulein – Bürgerinnen hießen sie damals – füllten den Chor, die Emporkirche und die Bänke; sie hatten kleine Kokarden an den Mützen und sangen die Marseillaise, um die Jugend anzufeuern. Du hast nie so etwas gesehen. Und Anne Klein, die Mutter Balker, alle welche da vor uns hergehen mit ihren Gebetbüchern, waren die ersten; aber sie hatten damals noch Zähne und Haare; sie liebten die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ha! Ha! Ha! Arme Bebel, armes Aenneli – jetzt reut sie's; es waren übrigens gute Patriotinnen, und ich glaube, der gute Gott wird's ihnen verzeihen . . .«

Er lachte beim Gedanken an diese alten Geschichten. Aber auf der Kirchenstaffel wurde er traurig und sagte:

»Ja, ja, – alles verändert sich . . . alles verändert sich! Ich weiß noch, daß an dem Tage, an welchem Colin das Vaterland in Gefahr erklärte, anno 1793, dreihundert junge Männer aus unserer Gegend zu Hoche's Armee abgingen; er zog mit und wurde ihr Kommandant. Der Mann war schrecklich anzusehen inmitten seiner Grenadiere. Er verweigerte seine Unterschrift, als es sich darum handelte, Bonaparte zum Kaiser zu ernennen. Jetzt schenkt er Schnaps am Schenktisch ein.«

Dann sah er mich an, wie erstaunt über seine eigenen Worte, und sagte:

»Laß uns hineingehen, Joseph.«

Wir traten unter die großen Pfeiler. Der Orgel. Wir standen hart aneinander. Er sagte nichts mehr. Einige Lichter strahlten im Hintergrund des Chors, über den Köpfen. Das Auf— und Niederklappen der Bänke unterbrach allein die Stille. Das dauerte wohl zehn Minuten; fortwährend kamen Leute hinter uns herein. Endlich hörte man Sirou's Hellebarde auf dem Steinboden rasseln, und Herr Goulden sagte zu mir:

»Da ist er.«

Ein Licht über dem Weihkessel gab uns ein wenig Helle. Zu gleicher Zeit bestieg eine dunkle Gestalt die Kanzel zur Linken und Kökli zündete mit einer Stange zwei oder drei Wachskerzen zur Beleuchtung derselben an. Der Prediger mochte ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein; er hatte ein angenehm rosiges Gesicht und langes blondes Haar um die Tonsur, welches ihm in Locken auf den Nacken fiel.

Man fing mit einem Kirchengesang an; die jungen Damen der Stadt sangen: »O welch ein Glück, ein Christ zu sein!« Hierauf sagte der Prediger auf seiner Kanzel, er wolle den Glauben, die Religion, das göttliche Recht Ludwigs XVI. vertheidigen und fragte, ob jemand die Kühnheit habe, für das Gegenteil einzutreten. Niemand aber hatte Lust, sich steinigen zu lassen; alles schwieg. Da erhob sich auf der vor: deren Bank ein sechs Fuß langer, magerer brauner Mann in schwarzem Mantel und rief:

»Ich — ich behaupte, daß der Glaube, die Religion, das Recht der Könige und all das reine Märchen sind. — Ich behaupte, die Republik ist das Wahre, der Vernunftglaube steht höher denn alles! . . .«

So ging's fort. Die Leute waren entrüstet; so etwas war noch nicht vorgekommen. Als er geendigt hatte, sah ich Herrn Goulden an; er lachte still vor sich hin und sagte zu mir:

»Hör doch! hör!«

Natürlich hörte ich zu: der junge Prediger betete zu Gott für diesen Abtrünnigen; und fing dann an, so gut zu sprechen, daß die

Menge darüber in Entzücken gerieth. Der Lange entgegnete: »Man habe wohl daran getan, Ludwig XVI. zu guillotiniern, samt Marie Antoinette und der ganzen Sippschaft.« Die Entrüstung nahm immer mehr zu, und zuletzt wollten die Söldner vom Eichwald und besonders ihre Weiber in die Bank hineindringen, um ihn todtzuschlagen. Aber da kam Sirou und rief:

»Platz! — Platz!«

Und der alte Kökli in seinem rothen Rock stürzte herbei, stellte sich vor den Mann, welcher sich in die Sakristei rettete und mit ausgestreckten Armen ausrief, er sei bekehrt und entsage dem Teufel, und all seinen gottlosen Werken und Wesen. Der andere sprach ein Gebet für die Seele dieses Sünders: es war ein wahrer Triumph für die Religion. Alles verließ gegen elf Uhr die Kirche, und man verkündigte, daß die Prozession am morgenden Sonntag stattfinden werde.

Da wir wegen des großen Gedränges in eine Ecke gedrückt waren, blieben Herr Goulden und ich bis zuletzt; als wir hinausgingen, waren die Bauern von Vierwinden, von Saint—Jean—des—Choux, und von Bigelberg schon zum deutschen Thor hinaus; man hörte nur die Läden der Stadtleute schließen und einige alte Weiber die Arsenalstraße hinaufgehen, welche diese außerordentlichen Dinge unter einander besprachen.

Vater Goulden und ich gingen schweigend unseres Wegs; er sagte nichts und lächelte vor sich hin. So kamen wir auf unser Zimmer.

Ich zündete das Licht an und während er sich auskleidete sagte ich:

»Nun, Herr Goulden, predigen sie gut?«

»Ja, ja doch, Joseph,« erwiderte er lächelnd; »für junge Leute, welche noch nichts gesehen haben, ist es nicht übel.«

Dann lachte er laut und fuhr fort:

»Aber wär es der alte Colin gewesen, der hier den Jakobiner gespielt, glaub ich, der hätte den jungen Mann schrecklich in Verlegenheit gebracht.«

Ich war hierüber sehr erstaunt. Und während ich auf die weitere Auseinandersetzung Vater Gouldens wartete, zog er langsam seine seidene Zipfelkappe über die Ohren und sagte nachdenklich:

»Das ist mir eins' . . . das ist mir eins . . . Diese Leute gehen zu rasch vorwärts . . . viel zu rasch! Ich glaube nun und nimmermehr, daß Ludwig XVI. von all dem Kenntnis hat . . . Nein, er hat zu viel in seinem Leben gesehen, um die Menschen nicht besser zu kennen. Gute Nacht, Joseph, gute Nacht! Hoffentlich kommt bald ein Befehl aus Paris, welcher diese jungen Leute in ihr Seminar heimschickt. Gute Nacht!«

Ich ging in mein Zimmer, legte mich zu Bett und dachte lange an Katherine, an den Jakobiner und an die Prozession, die uns bevorstand.

---

## IV.

Am folgenden Morgen läuteten die Glocken in aller Frühe. Ich stand auf, öffnete meine Fensterläden und sah die rothe Sonnenscheibe hinter dem Pulverthurm heraufkommen, über dem Walde von Bonne-Fontaine. — Es mochte fünf Uhr sein; man fühlte zum Voraus die kommende Hitze und der Geruch des Eichen—und Buchenlaubs und der Stechpalmen, mit welchen die Straßen geschmückt waren, erfüllte die Luft.

Die Bauern kamen schon haufenweise in die Stadt und unterbrachen die Stille durch ihr Geplauder. Man konnte die

Dörfer unterscheiden, aus denen sie kamen. Die von Wechem, von Metting, von Graufthal, von Dosenheim, mit ihren großen, vorn herunter geschlagenen Dreispitzen und mit ihren vier eckigen Fräcken; die Weiber in langen, schwarzen Röcken, große wie die Matratzen gesteppte Hauben auf den Nacken; — die von Dagsberg, Hildhausen, von Harberg und la Houpe in breiten runden Filzhüten, die Weiber baarhaupt und in kurzen Röcken, klein, braun, dürr und lebhaft wie Schießpulver; Die Kinder kamen hinterdrein, mit ihren Schuhen in der Hand, auf den Balken von Luterspech setzten sich alle der Reihe nach und zogen dieselben an zur Prozession.

Auch kamen ihrer drei oder vier Geistliche hinter ihren Pfarrfindern, die schwatzten und lachten unter sich in bester Laune.

Ich lag unter dem Fenster, sah dem zu und dachte, daß alle diese Leute vor Mitternacht daheim hatten aufbrechen müssen, um so frühe auf dem platze zu sein, und wie sie stundenlang über die Berge und durch die Wälder gehen und im Mondscheine über die kleinen Stege schreiten mußten. Ich dachte, daß es doch etwas Schönes um die Religion sei, wovon die Städter nichts wissen, daß aber tausende von Feldarbeitern, Holzhauern, Tagelöhnern, rauhe und schlichte Leute, die Weib und sind lieben, ihre alten Eltern ehren, unterstützen und ihnen in der Hoffnung auf ein besseres Leben die Augen zudrücken — nur diesen einen. Trost auf Erden haben.

Und wie ich so die endlos strömende Menge betrachtete, dachte ich, daß Tante Gredel und Katherine dieselben Ansichten haben, und ich war glücklich im Bewußtsein, daß sie für mich beten.

Der Tag rückte vor, die Glocken tönnten und noch immer sah ich zu. Ich hörte auch, wie Herr Goulden aufstand und sich ankleidete; gleich darauf trat er hemdärmelich in meine Kammer und sagte, als er mich so nachdenklich sah:

»Joseph, man kann doch nichts Schöneres auf der Welt sehen, als die Religion des Volks!«

Und da ich ganz erstaunt war, ihn gerade das sagen zu hören, was ich auch dachte, fuhr er fort:

»Ja, die Liebe zu Gott, zum Vaterlande, zur Familie sind ein und dasselbe. Bloß das macht uns bisweilen traurig, daß wir sehen müssen, wie die Vaterlandsliebe oft dazu mißbraucht wird, den Ehrgeiz eines Mannes zu befriedigen, und die Liebe zu Gott, um dem Stolz und der Herrschsucht einer kleinen Partei zu fröhnen.«

Ich war betroffen über diese Worte; ich habe sie im Gedächtnis behalten und habe seitdem oft erfahren, daß sie eine traurige Wahrheit sind.

Um nun wieder auf diesen Tag zurückzukommen, müßt ihr wissen, daß wir seit der Belagerung auch Sonntags arbeiteten, weil Vater Goulden, über dem Dienst auf den Wällen, sein Geschäft vernachlässigt hatte, und wir im Rückstand waren. Ich machte also heute, wie sonst, das Feuer in unserem kleinen Ofen auf und richtete das Frühstück zu. Die Fenster blieben offen, man hörte das große Getöse draußen. Der Pater Goulden, an eins der Fenster gelehnt, sagte:

»Sieh, alle Geschäfte sind geschlossen . . . ausgenommen die Gasthöfe und Wirthschaften.«

Er lachte und ich entgegnete:

»Werden wir unsere Auslage öffnen, Herr Goulden? Das kann uns viele Unannehmlichkeiten verursachen.«

Er wandte sich erstaunt um:



»Hör', Joseph,« sagte er, »ich habe nie einen besseren Burschen gekannt als dich, aber Charakter hast du keinen. Warum sollen wir denn die Auslage schließen? weil Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen und am siebenten ausgeruht hat? Aber wir haben die Welt nicht erschaffen und wir müssen arbeiten, um zu leben. Wenn wir unseren Laden aus Eigennutz schlössen, wenn wir die Frommen



spielten, um auf diese Weise neue Kundschaft zu erwerben, so wäre das Heuchelei. Du sprichst oft, ohne dir's zu überlegen.«

Ich bemerkte sogleich, daß ich Unrecht gehabt hatte und erwiderte:

»Herr Goulden, lassen wir lieber unseren Laden offen, man sieht dann, daß wir Uhren verkaufen; das thut Niemand was zu leid.«

Wir saßen kaum am Werkisch, als die Tante Gredel und Katherine ankamen. Katherine war ganz schwarz gekleidet wegen der Todtenmesse für Ludwig XVI.; sie hatte ein schwarzes Tüllhäubchen und einen sehr gut gemachten Rock, dies gab ihr eine so weiße, rosige, zarte Gesichtsfarbe, daß ich kaum glauben konnte, daß das Joseph Berthold's Schatz sei; ihr Hals war schneeweiß und ohne ihre Lippen und ihr kleines rosiges Kinn, ohne ihre blauen Augen und blonden Haare, hätte ich geglaubt, es wäre eine andere, welche ihr gliche, aber noch viel schöner sei. Sie lachte, als sie meine große Bewunderung sah. Endlich sagte ich zu ihr:

»Katherine, so bist du zu schön; ich wage nicht mehr, dich zu küssen.«

»O doch,« entgegnete sie, »du brauchst dich deßhalb nicht zu genieren.«

Und als sie sich an meine Schultern lehnte, hielt ich sie lange umschlungen, so daß sich Vater Goulden und Tante Gredel lachend ansahen, und ich beide weit weg wünschte, um Katherinen sagen zu können, daß ich sie immer noch mehr liebe, daß ich mein Leben tausendmal für sie gäbe, aber vor ihnen schickte sich's nicht. Ich dachte es nur und war ganz gerührt davon.

Die Tante hatte auch ihr schwarzes Kleid angezogen und ihr Gebetbuch unter dem Arm.

»Gib mir doch auch einen Kuß, Joseph,« sagte sie, »du siehst, daß ich auch mein schwarzes Kleid an habe, wie die Katherine.«

Ich küßte sie, während Vater Goulden sagte: . »Ihr kommt zu uns zum Mittagessen . . . das versteht sich . . . aber vorher werdet ihr etwas genießen.«

»Wir haben schon gefrühstückt,« entgegnete die Tante.

»Das macht nichts. Diese Prozession wird Gott weiß wann endigen . . . ihr werdet immer auf den Beinen sein, man muß sich vorsehen.«

Sie setzten sich, die Tante rechts, Katherine links von mir und Vater Goulden gegenüber. Man trank ein Gläschen Wein, und die Tante meinte, die Prozession werde prächtig ausfallen, es seien wenigstens fünfundzwanzig Pfarrer aus der Umgegend da . . . der Herr Pfarrer Huber von Vierwinden sei auch gekommen. — Der große Ruhaltar an der Kavalleriekaserne reiche über die Dächer hinaus; die Tannen und Pappelbäume drumher seien mit Flor behängt und der Altar mit schwarzem Tuch bedeckt. — So sprach sie von allem Möglichen, während ich Katherine ansah, und wir beide dachten, ohne etwas zu sagen: »Ach Gott, wann werden wir die Erlaubnis zum Heirathen bekommen! wann wird sich dieser Lump von Minister die Zeit nehmen, zu schreiben: Heirathet einander und laßt mich in Ruh!«

Endlich gegen neun Uhr läutete es zum Zweiten, wir mußten uns trennen und die Tante sagte:

»Dies ist das zweite Zeichen, wir werden also so bald als möglich zum Mittagessen kommen.«

»Ja, ja, Mutter Gredel,« erwiderte Vater Goulden, »wir erwarten euch.«

Damit standen sie auf. Ich begleitete Katherine bis unten an die Treppe, um sie nochmals zu küssen. Die Tante Gredel rief:

»Vorwärts, vorwärts! Wir müssen fort!«

Sie gingen, und ich kehrte an meine Arbeit zurück. Aber von dem Augenblicke an bis gegen elf Uhr konnte ich nichts thun. Die Menschenmenge war so groß, daß man von außen her ein ungeheures Summen hörte, wie wenn man durch raschelndes Laub geht. Als aber die Prozession aus der Kirche kam, wurde der Lärm so laut, daß auch Vater Goulden zu arbeiten aufhörte und auf die Gesänge und Gebete horchte.

Ich indessen stellte mir Katherine unter der Menge vor, neben ihr die Tante Gredel, wie sie immer laut wiederholt: »Bitt für uns! Bitt für uns! — Ich dachte mir, sie werden sehr ermüdet sein, und alle

diese Töne, alle diese Gesänge machten mich träumerisch; ich hielt wohl eine Uhr in der Hand und versuchte zu arbeiten, aber mein Geist war anderswo . . . Je höher die Sonne stieg, desto mehr wuchs meine Ungeduld . . . Da sagte Herr Goulden plötzlich lachend zu mir:

»He, Joseph, heute will's also durchaus nicht gehen?«

Ich wurde über und über roth, und er fuhr fort:

»Ja, ja, zu der Zeit, als ich für Luise Benedum schwärmte, da mochte ich, so viel ich wollte, in die Federchen und Räderchen hineinstarren, ich sah doch nur ihre blauen Augen.«

Er seufzte und ich seufzte ebenfalls und dachte: »Ach, wie recht hast du, Vater Goulden, wie recht hast du!«

»Es ist genug,« sagte er nach einer Weile, und nahm mir die Uhr aus der Hand. »Geh, mein Junge, geh nur und suche deine Katherine. — Man kann die Liebe nicht abzwängen, sie ist stärker als wir!«

Als ich ihn diese Worte jagen hörte, hätte ich ausrufen mögen: »O du guter Mann, o du gerechter. Mann . . . du wirst es nie erfahren, wie sehr ich dich liebe!«

Er war indessen aufgestanden, und trocknete sich die Hände am Handtuche hinter der Thüre, da sagte ich zu ihm:

»Weil Sie es absolut wollen, Herr Goulden . . .«

»Ja . . . ja . . . absolut!« erwiderte er.

Weiter hörte ich nicht, mein Herz hüpfte vor Freuden; ich setzte meinen Hut auf, und mit einem Satze war ich die Treppe hinab, indem ich rief:

»In einer Stunde, Herr Goulden.«

Ich war schon draußen. Aber was Leute — welche Last Leute! — welches Gewimmel — Dreispitze, Filzhüte, Hauben, und droben, über allem, läutete langsam die Kirche. Länger als eine Minute stand ich auf unserer Staffel und sah mich um, ohne zu wissen, wohin; und da ich mich endlich überzeugte, daß es nicht möglich wäre, in diesem Gedränge einen Schritt vorwärts zu kommen, ging ich durch das Lanche-Gäßchen, um auf den Wall zu gelangen, und, wenn ich

recht laufe, die Prozession noch auf der Böschung am deutschen Thor zu erwarten, denn dort kam sie die Gymnasiumsstraße herauf.

Es mochte elf Uhr sein. An diesem Tage sollte ich Dinge sehen, welche mir seither viel zu denken gaben: es waren die Vorzeichen großer Unglücksfälle, und niemand gab acht darauf, niemand war so gescheidt, zu begreifen, was sie bedeuten. Erst später, als allen das Elend noch einmal bis an den Hals ging, als man den Tornister und die Muskete wieder nehmen mußte, um sich in Stücke hauen zu lassen,— da sagte sich jeder: »Ach, wenn wir Vernunft gehabt hätten . . . wenn man Gerechtigkeit geübt hätte . . . wenn man klug gewesen wäre! Wir hatten es so gut; jetzt wären wir daheim; anstatt daß jetzt der Umsturz zum zweitenmal beginnt. Was hätte man thun sollen? Nichts, als sich ruhig verhalten, es war gar nicht schwer!« Welches Elend!

So ging ich also das Lanche-Gäßchen hinauf, wo man die Ausreißer unter dem Kaiserreich erschossen hatte. Der Lärmen verlor sich hier, die Gesänge, die Gebete und selbst der Klang der Glocken! Alle Thüren und Fenster waren geschlossen, jedermann war zu der Prozession gegangen. Inmitten dieser Stille hielt ich einige Augenblicke an, um im Schatten dieses abgelegenen Quartiers Athem zu schöpfen; ein leichtes, frisches Windchen kam von den Feldern über die Wälle herein; ich lauschte dem fernen Tumult, trocknete mir das schweißbedeckte Gesicht und dachte: »Wo soll ich jetzt Katherine finden?«

Ich wollte eben zurück und die Treppe des Ausfallthors hinaufsteigen, als ich eine Stimme rufen hörte: »Marqueur, zähle doch, wie die Parthie steht.«

Da bemerkte ich erst, daß bei Vater Colin die Fenster des ersten Stocks offen standen, und daß droben Leute in Hemdärmeln Billard spielten. Es waren alte Soldatengestalten mit kurzgeschornen Haaren und mit Schnurrbärten wie Bürsten. Sie gingen laut rufend um das Bilard herum und kümmerten sich weder um Louis XVI., noch um den Bürgermeister, weder um den Kommandanten noch um die Bürger. Einer, ein kurzer, stämmiger, mit einem Husaren-Backenbart, der ihm wie zwei Pistolenläufe in's Gesicht hereinstarrte,

lehnte sich in offener Halsbinde sogar zum Fenster hinaus, das Billardqueue auf den Sims gestützt, und rief, indem er gegen den Platz hinüber sah: »Wir wollen die Partie auf fünfzig spielen!«

Gleich kam mir der Gedanke, das müßten Offiziere auf Halbsold sein, welche hier ihren lebten Kreuzer ausgeben und bald nicht mehr wissen werden, wie sie ihren Unterhalt finden sollen. Ich ging meines Weges weiter, unter dem Gewölbe des Pulverthurmes, hinter dem Gymnasium, beschleunigte ich meine Schritte, indes ich mir meine Gedanken machte; aber sobald ich auf der Höhe des Walls beim deutschen Thore angekommen, war alles vergessen; da bog eben die Prozession um die Ecke an Boholz's Hais. Wie Trompetenstöße er schallten die Gesänge vor dem Ruhaltar; die jungen Priester von Nanzig liefen mit emporgehaltenen Kreuzen unter der Menge herum, um Ordnung zu halten; der Schweizer Sirou schritt majestätisch unter seiner Fahne einher; voraus sangen die Pfaffen und Chorknaben, ihre Gebete stiegen bis zum Himmel empor; hinter ihnen respondirte die Menge, und all das gab ein dumpfes und schreckliches Tongewirr. Auf den Zehenspitzen stehend und halb verdeckt von dem Vordach, dachte ich nur an Katherine; ich hätte sie unter der Menge entdecken mögen; aber welche Masse von Fahnen, Dreispitzen und Hauben, die da in der Ulrichsstraße an mir vorüberzog! Man hätte nicht geglaubt, daß es so viel Leute in unserer Gegend gäbe; außer Kindern und Greisen muß keine Seele mehr in den Dörfern zu finden gewesen sein.

Dies dauerte wenigstens schon zwanzig Minuten, bereits hatte ich die Hoffnung, Katherine zu erblicken, aufgegeben, da entdeckte ich sie plötzlich samt der Tante Gredel. Die Tante betete mit so heller Stimme, daß ich sie aus allen heraus hörte; Katherine sprach nichts und ging mit kleinen Schritten und mit gesenkten Augen einher. Ach, wenn ich sie hätte anrufen können, sie hätte mich vielleicht gehört; aber es war schon genug, daß ich nicht mit der Prozession gegangen war, ich durfte nicht noch mehr Aergerniß geben. Ich kann bloß sagen, und kein alter Pfalzbürger wird mir widersprechen, daß Katherine nicht das wenigst hübsche Mädchen des Landes, und daß Joseph Berthold nicht zu beklagen war.

Sie war schon eine gute Weile vorüber, die Prozession hielt auf dem Exerzierplatze an vor dem großen Ruhaltar rechts von der Kirche; der Herr Stadtpfarrer las die Messe, und Stille legte sich über die ganze Stadt; in den Gäßchen rechts und links schwieg alles, wie wenn man den Priester am Altar hätte sehen können, manche knieten nieder, andere ruhten auf den Haustreppen aus, denn die Hitze war außer ordentlich, und viele waren schon vor Tag von Hause weggegangen.

Dieser Anblick rührte mich, ich betete für das Vaterland, für den Frieden und für alles, was ich in mir fühlte, da, ich weiß es noch gut, in diesem Augenblicke wurden unten an der Böschung einige Stimmen vernehmbar, sie kamen vom deutschen Thore her und lauteten gar freundlich:

»Ein wenig Platz, guter Freund, ein wenig Platz.«

Die Prozession versperrte die Straße, die Ankömmlinge waren dadurch aufgehalten und ihre Stimmen störten ein wenig die Andacht der Menge. Einige Leute am Thore machten Platz; der Schweizer und der Kirchendiener blickten von Ferne herüber und ich selbst war aus Neugierde ein wenig gegen den Abhang unter dem Vordache vorgetreten. Es waren fünf oder sechs alte Soldaten, ganz weiß vom Staub, mit gekrümmten Schultern und von ganz ermattetem Aussehen, sie drängten sich der Böschung entlang durch, um in die Arsenalstraße zu gelangen, wo sie ohne Zweifel den Durchgang frei glaubten. Noch seh' ich sie mit ihren zerrissenen Stiefeln und weißen Gamaschen, in der alten abgeschabenen Uniform und mit den schweren Tschakos, die von Regen und Sonne und von all' dem Elend der Feldzüge verdorben waren; sie gingen einer hinter dem andern auf dem abhängigen Rasen hin, um die unten sitzenden Leute so wenig als möglich zu belästigen; ein alter Soldat mit drei Einsteherzeichen ging voraus, er glich meinem armen Serschanten Pinto, welcher am Hinterthor bei Leipzig gefallen war, und rührte mir das Herz; er hatte auch so einen langen grauen Schnurrbart, dieselben hohlen Wangen und trotz aller Mühseligkeiten und Leiden dasselbe zufriedene Gesicht; er lächelte vor sich hin; am

Ende seines Stocks trug er ein kleines Päckchen und sagte ganz leise:

»Entschuldigen Sie meine Damen und Herren, entschuldigen Sie.«  
Die andern folgten ihm Schritt für Schritt.

Es waren die ersten Gefangenen, welche zufolge des Vertrags vom 23. April zurückkamen, wir haben sie von da an bis zum Juli alle Tage vorüberziehen sehen. Diese hatten zweifelsohne ihre Tagmärsche verdoppelt, um Frankreich früher wieder zu sehen.

Als sie am Ende der Straße angekommen waren, sahen sie, daß die Menge noch sehr weit nach dem Arsenal zu sich ausdehnte, und um die Leute nicht weiter zu behelligen, traten sie in die Nische der Ausfallpforte und setzten sich auf die feuchte Treppe, legten ihre Päckchen neben sich und warteten den Verlauf der Prozession ab; sie kamen von weit her und wußten kaum, was bei uns vorgegangen war.

Unglücklicherweise hatten die Häusler vom Eichwald, der große Horni, Zapherie Roller, Nikolaus Cochart, der Wollkardätscher, und der Hausierer Gipfel – den man zum Bürgermeister gemacht hatte zum Lohn dafür, daß er den Verbündeten während der Belagerung den Weg auf den Falberg und in's Graufthal gezeigt hatte — alle diese Schurken und noch andere, welche die Lilie bekommen wollten – wie wenn ein Orden vermöcht hätte, sie besser zu machen – diese ganze schlechte Bande, welche von gestohlenen Reisigbüscheln aus dem Walde lebt, hatte unglücklicherweise von Ferne die alte dreifarbigte Kokarde an den Tschako's entdeckt und jeder von ihnen dachte: »Das ist eine Gelegenheit, zu zeigen, daß wir die wahren Stützen von Thron und Altar sind.«



Sie kamen herbei, indem sie die Leute aus dem Weg stießen. Gipfel war der vorderste, den Hals in einer dicken, schwarzen Halsbinde, einen ellenlangen Flor am Hute, den Hemdkragen zwei Linien über die Ohren aufgesteift, hatte er die Miene eines Banditen, welcher sich das Ansehen eines ehrlichen Mannes geben will. Der



alte Soldat mit den drei Streifen hatte die Kerle von Weitem erblickt, welche so drohend daher kamen, und war aufgestanden, um zu sehen, was dies bedeute.

»Pressirt es so,« sagte er, »wir sind nicht gewohnt, durch zugehen. Was will man denn von uns?«

Aber Gipfel war nicht der Mann, eine so schöne Gelegenheit, seinen Eifer für Ludwig XVIII. zu zeigen, hinauszulassen; statt aller Antwort gab er ihm eine tüchtige Ohrfeige, daß ihm der Tschako vom Kopfe fiel und rief:

»Weg mit der Kokarde!«

Natürlich wollte sich der entrüstete Veteran zur Wehre setzen, aber die Häusler vom Eichwald kamen massenhaft herbei, Männer und Weiber fielen über die Soldaten her, warfen sie nieder, rissen ihnen die Kokarden und die Epauletten ab und traten sie scham- und erbarmungslos mit Füßen. Der arme alte Soldat erhob sich mehrmals und rief mit herzzerreißender Stimme:

»Ha! feiges Pack! Ha! seid ihr Franzosen . . . Ha! Kanaillen! . . .«

Und immer wieder schlugen sie auf ihn ein. Endlich ließ man sie mit Blut bedeckt und mit zerrissenen Kleidern in der Ecke liegen, und der Herr Fasanenmeister, der dazu kam, sagte, man solle sie in's Loch stecken.

Hätte ich hinuntersteigen können, ich wäre im Stand gewesen, Katherine, Tante Gredel und Herrn Goulden zu vergessen und den Soldaten zur Hilfe zu eilen; die Bauern aber hätten mich zu Boden geschlagen, so gut wie die. Es schaudert mich noch, wenn ich dran denke.

Glücklicherweise ist die Mauer des Ausfallthors mehr als zwanzig Fuß hoch, und als man sie ganz blutbedeckt fortführte, lief ich beim Anblick dieses Greuels gegen das Arsenal hin und kam so blaß zu Hause an, daß Vater Goulden ausrief:

»Joseph, bist du erdrückt worden?«

»Nein, Herr Goulden, nein,« sagte ich zu ihm, »aber ich habe soeben etwas Schreckliches mit angesehen.«

Und weinend erzählte ich ihm, was ich gesehen. Er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und stand von Zeit zu Zeit still, um mir zuzuhören, er biß die Lippen übereinander und seine Augen funkelten.

»Joseph,« sagte er zu mir, »haben diese Leute etwas getan?«

»Nein, Herr Goulden.«

»Es ist nicht möglich . . . die Leute müssen sich eine solche Behandlung durch irgend etwas zugezogen haben . . . Wir sind keine Wilden, zum Henker! Die Häusler müssen andere Gründe gehabt haben, als die Kokarde.«

Er konnte es gar nicht glauben, und erst nachdem er's zweimal mit allen Einzelheiten angehört hatte, sagte er endlich

»Gut, ich glaub's . . . Ja, ich glaub's, weil alles unter deinen Augen vor sich gegangen ist. Das ist ein größeres Unglück, als du denkst, Joseph. Wenn das so fortgeht, wenn man nicht all diesen Taugenichtsens Zügel anlegt, wenn Kerle, wie dieser Gipfel, oben auf bleiben, dann werden die rechtschaffenen Leute noch sehen, was geschieht.«

Mehr sagte er nicht, denn Katherine und Tante Gredel kamen jetzt nach Schluß der Prozession zurück.

Wir speisten zusammen, die Tante war sehr vergnügt, und Katherine auch. Aber trotz der Freude über ihren Besuch, war mir's doch schwer um's Herz. Herr Goulden sah sehr ernst darein.

Mit Anbruch der Nacht begleitete ich Katherine und die Tante bis nach la Roulette, wo ich ihnen den Abschiedskuß gab und gute Nacht sagte; ich ging geraden Wegs nach Hause zurück. Es mochte acht Uhr sein. Herr Goulden war in die Brauerei zum »wilden Mann« gegangen, um nach seiner Gewohnheit an den Sonntagen die Zeitungen zu lesen. Ich legte mich zu Bett. Gegen zehn Uhr kam er heim, und da er mein Licht noch auf dem Tische brennen sah, stieß er die Thüre auf und rief herein:

»Es scheint, daß man überall Prozessionen veranstaltet, Joseph, man liest von nichts sonst in der Zeitung.«

Er fügte auch noch bei, daß achtzigtausend Gefangene den Rückweg in die Heimath angetreten hätten, und daß das ein Glück für das Land sei.

---

## V.

Am folgenden Morgen waren die Stadtuhren aufzuziehen; Herr Goulden, der allgemach das Alter spürte, hatte mich damit beauftragt, und ich ging frühe aus. Ein Windstoß hatte während der Nacht die Blätter an die Wände hingefegt; jeder holte seine Sachen von den Ruhaltären wieder weg, der seinen Leuchter, der seine Blumentöpfe. Dieser Anblick machte mich traurig und ich dachte: »Jetzt haben sie ihren Trauergottesdienst gehalten, jetzt werden sie einmal zufrieden sein! Wenn nur die Erlaubnis kommt, dann ist alles recht; aber wenn diese Leute glauben, uns mit ihren geistlichen Liedern satt machen zu können, so täuschen sie sich. Zur Zeit des Kaisers mußte man fort nach Spanien und Rußland, das ist wahr; aber die Minister ließen wenigstens die Jugend nicht schmachten. Ich möchte wissen, wozu der Friede da ist, wenn man sich nicht heirathen kann.«

Diese Gedanken versetzten mich in Zorn; ich war wild auf Ludwig XVIII., auf den Grafen von Artois, auf die Emigranten, auf jedermann und ich rief aus: »Der Adel hält das Volk für Narren!«

Als ich heim kam, deckte Herr Goulden den Tisch; während des Frühstücks sagte ich ihm dann alles, was ich dachte; er hörte mir lächelnd zu und erwiderte:

»Gib acht, Joseph, gib acht! laß dich nicht fortreißen, du scheinst mir ein Jakobiner werden zu wollen!«:

Er war aufgestanden und ging an den Schreibtisch; ich sah ihm zu und dachte: er werde eine Flasche holen, allein er hielt mir einen dicken viereckigen Brief hin, mit einem großen rothen Siegel.

»Hier, Joseph,« sagte er, »hier ist etwas was der Brigadier Werner gebracht hat, ich soll dir's übergeben.«

In diesem Augenblicke fühlte ich mein Herz klopfen und es war mir wie ein Flor vor den Augen, als ich den Brief betrachtete.

»So mach' und öffne ihn doch!« sagte Vater Goulden.

Ich riß ihn auf und wollte lesen, aber ich brauchte Zeit und plötzlich rief ich aus:

»Herr Goulden, es ist die Erlaubnis!«

»Glaubst du?« sagte er.

»Ja, es ist die Erlaubnis!« rief ich mit ausgestreckten Armen.

»So, hat der Schlingel von Minister sonst nichts zu thun?« sagte Vater Goulden.

Aber ich entgegnete:

»Hören Sie, ich verstehe mich nicht auf Politik; aber die Erlaubnis ist nun da, damit ist alles gut, das übrige geht mich nichts an.«

Er lachte laut auf und rief:

»Ach, guter Joseph, guter Joseph!«

Ich sah wohl, daß er sich ein wenig über mich lustig machte, aber das war mir ganz gleich.

»Jetzt muß man sogleich Katherine und Tante Gredel benachrichtigen,« rief ich in der Freude meines Herzens, »man muß schnell Chardron's Buben hinausschicken.«

»Geh' doch selbst, das wird besser sein,« sagte der vor treffliche Mann.

»Und das Geschäft, Herr Goulden?«

»Bah, bah, bei einem solchen Anlaß denkt man nicht an's Geschäft! Geh' mein Junge, eile dich. Wie könntest du zu dieser Stunde arbeiten? Du siehst ja nichts mehr!«

Es ist wahr, ich hätte nichts thun können. Ich stand auf und weinte vor Freude. Ich küßte sogar Herrn Goulden; dann eilte ich davon, ohne einen andern Rock anzuziehen. Da sieht man, was die Freude macht: ich war schon lange hinaus über das deutsche Thor, und über die Brücke am Vorwerk, am Wirthshaus zum Rad und an der Post vorbei, ohne es zu merken, und erst zwei- oder dreihundert Schritte vor dem Dorfe, als ich unser Dach und die kleinen Fenster sah, er wachte ich wie aus einem Traum; ich las die Erlaubnis nochmals durch und wiederholte mir: »Ja, es ist wahr, es ist wahr! Welches Glück! Was werden sie sagen?«

So kam ich vor dem Hause an, stieß die Thüre auf und rief hinein:

»Die Erlaubnis!«

Die Tante Gredel, in Holzschuhen, kehrte eben die Küche, und Katherine kam rechts die alte Holzterpe herab mit bloßen Armen, ihr blaues Tuch über die Brust gekreuzt. Sie hatte Späne auf dem Boden geholt, und als sie mich sahen und rufen hörten: »die Erlaubnis!« blieben beide wie gebannt stehen. Ich aber wiederholte: »die Erlaubnis!«

Da hob' die Tante Gredel plötzlich beide Hände in die Höhe, wie ich getan, und rief:

»Es lebe der König!«

Katherine, ganz blaß, stützte sich auf das Geländer. Im selben Augenblick war ich bei ihr, und ich küßte sie so, daß sie mir endlich weinend wie eine Magdalene in die Arme sank, und ich sie, so zu sagen, herunterrug, während die Tante um uns herum sprang und rief:

Es lebe der König! es lebe der Minister! So etwas hat man noch nicht erlebt.«

Endlich kam sogar unser Nachbar, der alte Schmid Kupper, mit seiner Lederschürze und mit seinem offenen Hemde heran und fragte:

»Nun . . . nun! was ist denn los, Nachbarin?«

Er hatte seine große Beißzange in der Hand und riß seine kleinen Augen weit auf. Wir wurden etwas ruhiger und ich entgegnete:

»Wir haben die Erlaubnis erhalten, uns zu heirathen.«

»Ach, das ist's!« sagte er; »jetzt versteh' ich, jetzt versteh' ich!«

Er hatte die Thüre offen gelassen, und fünf oder sechs Nachbarn und Nachbarinnen, die Spinnerin Anna Schmutz, der Feldschütz Christoph Wagner, Zapherie Groß und mehrere andere kamen ebenfalls herbei; das Zimmer war voller Leute. Ich las die Erlaubnis vor. Jeder hörte zu; als es zu Ende war, fing Katherine wieder an zu weinen, und die Tante sagte:

»Dieser Minister, siehst du, Joseph, ist der beste Mensch. Wenn er hier wäre, würde ich ihn küssen und zur Hochzeit ein laden; er müßte mit Herrn Goulden den Ehrenplatz theilen.«

Als dann die Nachbarinnen fortgegangen, um die Nachricht zu verbreiten, fing ich wieder an, Katherinen Liebeserklärungen zu machen, wie wenn die alten nichts gegolten hätten; ich ließ sie tausend und tausendmal wiederholen, daß sie nie einen andern geliebt habe als mich, bis wir vor Rührung weinten, dann wieder lachten und wieder weinten und wieder lachten und so fort bis zum Abend. Die Tante sagte draußen beim Kochen laut vor sich hin: »Das heiß ich mir einmal einen guten König!« Oder auch: »Wenn mein armer Franz aus dem Grabe käme, hätte er einen glücklichen Tag, aber man kann nicht alles haben!«

Sie sagte auch, daß die Prozession uns gut getan habe. Katherine und ich erwiderten nichts, unsere Freude war zu groß. Wir aßen zu Mittag, wir vesperten, wir speisten zu Nacht, ohne etwas zu sehen und zu hören, und erst gegen neun Uhr abends bemerkte ich plötzlich, daß es Nacht war, und daß ich heim mußte. Dann gingen die Tante, Katherine und ich zusammen fort. Es war ein schöner Mondschein. Sie begleiteten mich bis an's Rad hin, und unterwegs wurden wir einig, daß die Hochzeit in vierzehn Tagen stattfinden solle. Vor dem Meierhof unter den alten Pappeln küßte mich die Tante, und ich küßte Katherine, dann sah ich beiden nach, wie sie wieder in's Dorf hinaufgingen. Sie kehrten sich um und winkten mit der Hand, und ich winkte ihnen auch.

Als sie endlich im Haus verschwunden waren, ging ich der Stadt zu, wo ich gegen zehn Uhr ankam. Ich ging über den großen Platz und trat in's Haus.

Herr Goulden wachte noch in seinem Bett; er hörte mich ganz leise die Thüre öffnen. Wie ich die Lampe anzündete und in mein Zimmer gehen wollte, rief er mir:

»Joseph!«

Sogleich näherte ich mich, und da er mich ganz gerührt sah, streckte er die Arme aus. Wir umarmten uns; dann sprach er zu mir:

»Gut, mein Sohn, du bist glücklich und du verdienst es. Geh jetzt zu Bett, morgen wollen wir weiter reden.«

Ich legte mich dann nieder, aber ich konnte lange nicht schlafen; jeden Augenblick wachte ich auf und dachte: »Ist es denn wahr? Ist

die Erlaubnis da?« Und in Gedanken rief ich mir zu: »Ja, es ist wahr! Gegen Morgen schlief ich endlich ein. Als ich erwachte, war es voller Tag; ich sprang aus dem Bett, um mich anzukleiden; im selben Augenblick rief mir Herr Goulden im Nebenzimmer ganz heiter:

»Joseph, komm doch und setz dich zu Tisch!«

»Ach, verzeihen Sie, Herr Goulden,« sagte ich, »ich war so glücklich, daß ich gar nicht einschlafen konnte.«

»Ja . . . ja . . . ich habe dich wohl gehört,« erwiderte er lachend.

Ich ging in unsere Werkstätte, wo der Tisch schon gedeckt war.

---



## VI.

Außer dem Glück, Katherinen heirathen zu dürfen, war meine größte Freude der Gedanke, daß ich jetzt Bürger werden sollte; denn es ist ein großer Unterschied, ob man sich für nichts und wieder nichts plagen soll, oder auf eigene Rechnung zu arbeiten hat. Herr Goulden hatte mir gesagt, er wolle mich als Theilhaber in sein Geschäft nehmen und ich malte mir schon aus, wie Joseph Berthold sein junges Frauchen Sonntags zur Messe führen werde, und auf den Spaziergang gegen la Noche-plate oder Bonne-Fontaine. Diese Aussicht versetzte mich in die beste Stimmung. Einstweilen ging ich alle Tage zu Katherinen; sie wartete auf mich im Obstgarten, während Tante Gredel »Stücklen« und »Gugelhopfen« für die Hochzeit zubereitete; wir sahen uns stundenlang in die Augen,, sie war frisch und heiter und wurde von Tag zu Tag schöner.

Als mich Herr Goulden jeden Abend stets glücklicher Heim kommen sah, sagte er:

»Nun, Joseph, das scheint mir besser zu gehen, als bei Leipzig.«

Manchmal war ich bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen, aber er gab es nicht zu und meinte:

»Ach was, die Tage des Glücks sind so selten im Leben! Geh' nur zu deiner Katherine, geh! – Wenn ich mich dann auch einmal verheirathen will, so wirst du für uns beide schaffen.«

So sprach er lachend. Ach, solche Männer sollten hundert Jahre leben. Welch gutes Herz! Welch ein gerader und schlichter Mann! Er war ein wahrer Vater für uns, und heute noch oft, wenn ich ihn mir vorstelle, mit seiner schwarz seidenen Zipfelmütze über die Ohren, mit seinem achttägigen, grauen Bart, mit seinen freundlich aus den Fältchen blinzelnden Augen und mit dem Lächeln auf den Lippen, nach so viel Jahren noch glaube ich seine Stimme zu hören und die Thränen kommen mir in die Augen.

Aber jetzt muß ich noch etwas erzählen, was sich am zweiten Vorabend unserer Hochzeit begab und niemals aus meinem Gedächtnis verschwinden wird. Es war am 6. Juli 1814 ( die Hochzeit

sollte am 8. stattfinden ) und ich hatte die ganze Nacht nur von dieser geträumt. Morgens zwischen sechs und sieben stand ich auf, der Vater Goulden arbeitete schon bei offenen Fenstern. Ich wusch mir das Gesicht und gedachte nach Vierwinden hinaus zu gehen; da ertönte plötzlich ein Trompetenstoß und darauf zwei Trommelschläge unter dem französischen Thor, wie wenn ein Regiment kommt: die Trompeter probieren ihren Ansatz und die Tambours geben zwei oder drei leichte Schläge, um die Trommelschlegel in Gang zu bringen. Mehr brauchte ich nicht zu hören, da stiegen mir die Haare auf dem Kopf empor und ich rief:

Herr Goulden, das ist das Sechste!«

»Ja wohl,« sagte er, »seit acht Tagen spricht die ganze Stadt davon, aber du hörst ja nichts mehr; das ist dein Hochzeitsstrauß, Joseph, ich habe dir diese Ueberraschung nicht verderben wollen!«

Ich aber hörte nichts mehr, wie der Wind war ich aus dem Zimmer und mit einem Satze draußen. Unser alter Tambourmajor, Padoue, erhob schon seinen Stock unter dem düstern Thor, die Trommler kamen hinter ihm und wiegten sich in den Hüften; dann kam der Oberleutnant, Gemeau, zu Pferd, dann die großen, rothen Federbüsche unserer Grenadiere und langsam dahinter die Bajonette: es war das 3. Bataillon. Der Marsch begann und mein Blut wirbelte. Beim ersten Blick erkannte ich die langen, grauen Mäntel, welche wir am 22. Oktober 1813 auf dem Glacis von Erfurt gefaßt hatten; sie waren vom Regen, Schnee und Wind ganz grün geworden. Sie sahen noch schlimmer aus, als nach der Leipziger Schlacht. Die alten Tschakos hatten Kugellöcher, die Fahne allein war neu in ihrem schönen Wachstuch—Ueberzug, mit der Lilie an der Spitze.

Ach, wer keinen Feldzug mitgemacht hat, weiß nicht, was es heißt, sein Regiment wieder zu sehen und dieselben Trommelwirbel wieder zu hören, wie vor dem Feind.

»Da kommen deine Kameraden zurück,« sagt' ich mir, »geschlagen, gedemüthigt, wie vernichtet! Da kommen sie, mit gesenktem Haupte, unter der andern Kokarde.«

Nein, ich habe nichts Aehnliches erlebt. Später haben sich viele vom Sechsten, meine ehemaligen Offiziere und Feldwebel, in Pfalzburg niedergelassen, wo alte Soldaten stets gut aufgenommen waren, z. B. la Flèche, Caradin, Lavergne, Mouyot, Padoue, Chazi und noch viele andere. Diejenigen, welche mir im Kriege Befehle ertheilt hatten, waren meine Holzsäger, meine Lastträger, meine Dachdecker, meine Zimmerleute, meine Maurer. Die mir befohlen hatten, mußten sich jetzt von mir befehlen lassen, denn ich war ein gemachter Mann und stand einem Geschäfte vor, sie aber waren einfache Arbeiter. Doch das war mir eins, wenn ich mit ihnen sprach, bewahrte ich immer die Achtung vor meinen ehemaligen Vorgesetzten; ich dachte mir immer: »Da unten bei Weißenfels, bei Lützen, bei Leipzig, da haben diese Leute, welche sich jetzt für den Lebensunterhalt ihrer Familien mühsam krümmen und arbeiten müssen, die Ehre und den Muth Frankreichs vertreten.« Diese Veränderungen sind übrigens später nach Waterloo eingetreten, und unser ehemaliger Fahnenträger, Faizart, hat fünfzehn Jahre lang die Brücke am deutschen Thore gekehrt. Das ist nicht schön, wahrlich nicht. Das Vaterland sollte dankbarer sein!

Es war also das dritte Bataillon, welches zurückkam und in einem so elenden Zustande, daß allen rechtschaffenen Leuten das Herz im Leibe blutete. Zebedäus hat mir erzählt, daß sie von Versailles am 31. März nach der Kapitulation von Paris abmarschiert seien, und daß man sie von Versailles nach Chartres, nach Chateaudun, nach Blois, nach Orleans und so weiter beordert habe wie wahre Zigeuner, sechs ganze Wochen lang ohne Sold und Ausrüstung. Endlich haben sie in Rouen Befehl erhalten, durch ganz Frankreich zu marschieren, wieder zurück nach Pfalzburg, und überall haben die Prozessionen und Trauergottesdienste das Volk gegen sie aufgehetzt. Da haben sie alles erdulden müssen, selbst im freien Felde biwakieren, während die Russen, die Oesterreicher, die Preußen und die andern Feinde ruhig in unseren Dörfern lagen.

Als mir nach langer Zeit Zebedäus dieses Elend erzählte, weinte er vor Wuth:

»Ist Frankreich nicht mehr Frankreich?« sagte er. »Haben wir nicht seine Ehre vertheidigt?«

Aber was mich noch in meinen alten Tagen freut, ist die Aufnahme, welche das Sechste bei uns fand. Man wußte schon, daß auch das erste Bataillon aus Spanien kommen werde, und daß die Trümmer des Regiments und die des vierundzwanzigsten leichten Infanterieregiments das sechste Regiment Berry zu bilden bestimmt waren; und die ganze Stadt freute sich im voraus, daß wir wieder zweitausend Mann Garnison bekommen sollten, anstatt einiger Kanoniere der Marine, welche wie Veteranen aussahen.

Es war eine große Freude, jedermann rief:

»Es lebe das Sechste!« Die Kinder waren ihm bis zur Höhe von Saint—Jean entgegengelaufen, und das Bataillon war seit 1813 nirgends auf solche Weise empfangen worden. Mehrere Alte weinten deshalb und riefen aus den Gliedern heraus:

»Es lebe Frankreich!« Trotzdem senkten die Offiziere den Kopf mit niedergeschlagener Miene; sie gaben bloß ein Zeichen mit der Hand, wie um den Leuten für einen so guten Empfang zu danken.

Von der Schwelle unseres Hauses sah ich diese drei- oder vierhundert Mann vorbeimarschieren, so zerlumpt, daß ich nur noch unser Numero erkannte. Aber plötzlich erblickte ich Zebedäus, — welcher im hintersten Glied marschierte — er war so mager, daß seine große Habichtsnase ihm wie ein Schnabel aus dem Kopfe hervorstand, sein alter Kaputrock hing ihm in Fetzen den Rücken hinab; aber er hatte Serschantenauszeichnung, und seine breiten, knochigen Schultern, solid wie eine Tragbahre, gaben ihm ein tüchtiges Aussehen. Als ich ihn gewahr wurde, stieß ich einen Schrei aus, den man durch den Trommelwirbel hindurch hörte:

»Zebedäus!«

Er wandte sich um, und ich stürzte in seine Arme, während er das Gewehr an die Ecke von Fouquet's lehnte. Ich weinte wie ein Kind; er aber sagte:

»Bist du's, Joseph? Ach, so blieben doch noch zwei übrig.«

»Ja, ich bin's,« entgegnete ich, »ich bin im Begriff, mich mit Katherine zu verheirathen, und du mußt mein Brautführer sein.«

Wir gingen weiter. Oben an der Ecke von Houte's wartete der alte Fürst und sah mit verweinten Augen zu. Der arme Alte dachte: »Jetzt käme mein Sohn auch zurück!« und als er Zebedäus und mich herankommen sah, trat er schnell in seinen dunklen Hausgang zurück. Auf dem Platz sahen sich auch Vater *Klipfel* und fünf oder sechs andere das in Reih und Glied aufgestellte Bataillon an. Sie hatten wohl Todten scheine erhalten, aber das war eins, sie hofften, daß doch ein Irrtum vorgegangen sein könnte, denn ihre Buben schrieben nicht gerne. Sie schauten sich um und gingen dann weg, indes die Trommeln wirbelten.

Man schlug nun zum Appell und in demselben Augenblick kam der alte Todtengräber herbei. Er trug immer noch sein braunes Manchester-Wams und seine graue Zipfelkappe. Er ging hinter der Front herum, wo ich mit Zebedäus plauderte, und als dieser sich umwendete, erblickte er ihn und wurde ganz blaß. Sie schauten sich einen Augenblick an. Ich nahm das Gewehr und der Alte umarmte seinen Sohn. Sie sagten nichts und hielten sich lange umschlungen. Als hierauf das Bataillon rechts nach der Kaserne abmarschierte, bat Zebedäus den Hauptmann Vidal um Erlaubnis, mit seinem Vater gehen zu dürfen, und übergab sein Gewehr dem ersten besten Soldaten. Wir gingen zusammen nach der Kapuzinerstraße. Der Vater sagte:

»Du mußt wissen, daß die Großmutter so alt ist, daß sie das Bett nicht mehr verlassen kann, sonst wäre sie auch gekommen.«

Ich begleitete sie bis an die Thüre und sagte:

»Ihr werdet mit uns zu Mittag essen, Vater Zebedäus, und du auch.«

»Ich bin's zufrieden,« erwiderte der Vater; »ja, Joseph, wir werden kommen.«

Sie gingen hinein und ich kehrte nach Hause zurück, um Herrn Goulden von meiner Einladung zu benachrichtigen, was ihn um so mehr freute, als Katherine und die Tante Gredel auch kommen sollten.

Ich war nie glücklicher gewesen, als bei der Vorstellung, daß mein bester Freund, mein Schatz und alle die, welche mir theuer waren,

zu Hause beisammen sein werden.

Unser großes Zimmer im ersten Stock bot an jenem Tag, gegen elf Uhr, einen fröhlichen Anblick dar: der Fußboden war blank geschauert, der runde Tisch in der Mitte war mit einem schönen Tischtuch mit rothgewirkter Einfassung gedeckt, sechs schwere silberne Bestecke lagen neben den blinkenden Tellern, und auf diesen die in Form von Schiffen gefalteten Servietten; das Salzfaß, die gesiegelten Flaschen, die dicken geschliffenen Gläser – alles glänzte im Sonnenlichte, welches durch die auf dem Fenstersims in einer Reihe stehenden Syringentöpfe hereinfiel.

Herr Goulden hatte gewollt, daß alles gehörig, großartig und prächtig hergerichtet werde, wie für Prinzen und Gesandte; er hatte sein Silberzeug aus dem Aussteuerschrank hervorgeholt, was etwas ganz außerordentliches war, und außer dem Suppentopf, den ich selbst überwacht hatte, und in dem auf dem Herd drei Pfund gutes Fleisch sotten nebst einem Krautkopf und gelben Rüben im Ueberfluß, samt sonstigem Zubehör — außer diesem, den man in einem Gasthof nie so gut bekommt, sollte alles übrige aus der »Stadt Metz« gebracht werden, wohin Herr Goulden selbst gegangen war, um das Mittagessen zu bestellen.

Als es gegen Mittag ging, blickten wir einander an, lächelnd und händereibend – er, in seinem schönen haselnußbraunen Rock, glattrasiert, seine große, etwas fuchsige Perücke statt der schwarzseidenen Mütze auf dem Kopfe, seine hell braunen Hosen sauber über die dicken wollenen Strümpfe geschnallt, auf den Schuhen breite Schnallen, und ich in himmelblauem Rocke nach der neuesten Mode, das feine Hemd vornen gefältet, und das Glück im Herzen.

Nur die Gäste fehlten noch: Katherine, die Tante Gredel, der Todtengräber und Zebedäus. Wir gingen mit strahlendem Gesichte auf und ab und sagten uns: »Alles ist in Ordnung, alles an seinem Platze, jetzt kann man die Suppe anrichten.« Von Zeit zu Zeit sah ich durch's Fenster, ob sie noch nicht kämen.

Endlich bogen die Tante Gredel und Katherine um die Ecke von Fouquet, sie kamen aus der Messe, das Gebetbuch unter dem Arm;

gleich hinter ihnen sah ich den alten Todtengräber kommen, in seinem Sonntagsfrack mit breiten Aermeln, den alten Schiffhut quer über die Schultern, und mit ihm Zebedäus, welcher ein frisches Hemd angelegt und sich rasiert hatte. Sie kamen vom Walle her und gingen Arm in Arm mit ernster Miene. Sie sahen gerührt aus, wie Leute, die ganz glücklich sind.

»Da sind sie, Herr Goulden!« sagte ich. Wir hatten nur noch Zeit, die Fleischbrühe über das schon geröstete Brot zu schütten und die große, rauchende Suppenschüssel mitten auf den Tisch zu stellen, was auch glücklich von statten ging. Im selben Augenblick traten Katherine und die Tante Gredel in die Stube. Stellt euch selbst ihr Erstaunen vor, als sie diesen schönen Tisch sahen. Wir hatten uns kaum geküßt, als Tante Gredel ausrief:

»Ist denn heute die Hochzeit, Herr Goulden?«

»Ja, Madam Gredel,« erwiderte lächelnd der brave Mann, denn an feierlichen Tagen nannte er sie Madam Gredel, anstatt Frau Gevatterin oder Mutter Gredel, »ja heut ist die Freundschaftshochzeit. Sie müssen wissen, daß Zebedäus zurückgekommen ist, und daß er bei uns speist mit dem alten Todtengräber.«

»Ah,« sagte die Tante, »das freut mich.«

Und Katherine, welche ganz roth geworden war, sagte leise zu mir:

»Jetzt ist alles gut, das hat uns gefehlt, um völlig glücklich zu sein.«

Sie sah mich an und gab mir die Hand. Und wir warteten nicht lange, so ging die Thüre auf, und da stand der alte Laurent von der Stadt Metz mit zwei hohen Henkelkörben, in welchen die Schüsseln in schöner Ordnung über einander gestellt waren, und rief an der Schwelle:

»Herr Goulden, hier ist das Essen!«

»Gut, gut,« erwiderte Herr Goulden, »richten Sie's uns nur selbst auf den Tisch.«

Laurent stellte alsdann die kleinen Rettiche, das Hühner Frikassee und eine schöne fette Gans zur rechten und links das Ochsenfleisch, welches wir selbst auf Petersilie gelegt hatten; dann stellte er noch eine große Platte Sauerkraut mit kleinen Bratwürsten neben die Suppenschüssel, so daß unser Zimmer nie ein derartiges Mittagessen gesehen hatte.

Zu gleicher Zeit hörten wir den alten Todtengräber und Zebedäus heraufkommen; Vater Goulden und ich liefen ihnen entgegen und letzterer küßte Zebedäus und sagte zu ihm:

»Ich bin froh, dich zu sehen! Ja, ich weiß, daß du dich als guter Kamerad gegen Joseph gehalten hast, mitten in den größten Gefahren.«

Dann drückte er dem alten Todtengräber die Hand und sagte:

»Vater Zebedäus, ich preise Sie glücklich, einen solchen Sohn zu haben.«

Und als Katherine hinter uns hervorgetreten war, sagte sie zu Zebedäus:

»Ich kann Joseph kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich Sie küsse. Sie haben ihn bei Hanau getragen, bis Ihnen selbst die Straft versagte. Ich betrachte Sie als meinen Bruder.«

Zebedäus wurde ganz bleich und küßte Katherine ohne etwas zu erwidern, und wir gingen schweigend in's Zimmer, Katherine, Zebedäus und ich; der Vater Goulden und der alte Todtengräber zuletzt. Die Tante Gredel ordnete noch an den Schüsseln, nun aber rief sie sofort:

»Seid willkommen, seid willkommen. Die sich im Unglück getroffen, die finden sich im Glücke wieder. Des Herrn Auge wacht über allen Menschen.«

Sie umarmte Zebedäus, welcher lächelnd zu ihr sagte:

»Immer frisch und wohlauf, Madam Gredel; es ist eine Freude, Sie zu sehen!«.

»Kommen Sie, Vater Zebedäus, setzen Sie sich hierher, oben an den Tisch,« rief Herr Goulden ganz erfreut, »und du, Zebedäus, da — damit ich euch zur Rechten und Linken habe; und dann Joseph



seiner Katherine gegenüber neben Zebedäus; und Madam Gredel am andern Ende, um die Aufsicht zu führen.«

Jeder war zufrieden mit seinem platze; Zebedäus sah mich lächelnd an, wie wenn er sagen wollte: »Wenn wir bei Hanau nur den vierten Theil eines solchen Essens gehabt hätten, so wären wir nicht an der Landstraße hingesunken!« Die Freude und der gute Appetit erglänzten auf allen Gesichtern. Vater Goulden aber war ernsthaft geworden und tauchte vor den Gästen den großen silbernen Schöpflöffel in die Suppenschüssel; er gab zuerst dem alten Todtengräber, welcher nichts sprach und von dieser Ehre gerührt schien; hierauf seinem Sohne; nachher der Katherine, der Tante Gredel, mir und sich. Und das Essen begann in einer Art andächtigen Stimmung.

Zebedäus blinzelte mit den Augen und sah mich von Zeit zu Zeit mit einem Gesicht voll Zufriedenheit an. Man machte die erste Flasche auf und füllte die Gläser. Das war ein guter Landwein; aber es sollte ein besserer nachkommen, deshalb wartete man noch mit den gegenseitigen Gesundheit. Man aß ein gutes Stück Ochsenfleisch, und der alte Todtengräber sagte:

»Das ist eben etwas gutes um so ein gutes Ochsenfleisch!«

Und als er dann auch das Hühnerfrikassee sehr gut gefunden hatte, da sah ich, was Katherine für eine gescheidte Frau war, denn sie sagte:

»Sie müssen wissen, Herr Zebedäus, daß wir Ihre Großmutter Margarethe auch eingeladen hätten, aber — ich besuche sie zuweilen — sie ist zu alt, um aufzustehen; deshalb soll sie, wenn es Ihnen recht ist, wenigstens, weil sie nicht selber kommen kann, ein Stück mit uns essen und ein Glas Wein auf die Gesundheit ihres Enkels trinken. Oder was meinen Sie dazu, Herr Zebedäus?«

»Gerade dachte ich daran,« sagte der alte Todtengräber.

Der Vater Goulden betrachtete Katherinen mit Thränen in den Augen, und als sie aufstand, um ein geschicktes Stück auszuwählen, küßte er sie, und ich hörte, wie er sie seine Tochter nannte.

Sie ging mit einer Flasche und einem Teller fort. Während sie draußen war, sagte Zebedäus zu mir:

»Joseph, die, welche bald deine Frau sein wird, ist allen Glückes werth; sie ist nicht nur ein rechtschaffenes Mädchen, sie ist nicht nur ein Weib, welches Liebe verdient,‘ sie verdient auch Achtung, denn sie hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Sie hat bemerkt, was ich und mein Vater bei diesem guten Essen dachten; sie hat gesehen, daß es uns tausendmal mehr Vergnügen mache, wenn die Großmutter ihren Antheil daran hat, und darum werde ich sie stets wie meine Schwester lieben.«

Dann wandte er den Kopf zu mir um und flüsterte:

»Joseph, erst in der Freude fühlt man den Kummer, arm zu sein; nicht genug, daß man sein Blut dem Vaterland gibt, gerade deswegen bleibt das Elend statt unser daheim, und wenn man wiederkehrt, muß man es am Tisch sitzen sehen!«

Ich merkte, daß er traurig werden wollte, ich füllte daher sein Glas, wir tranken, und diese Gedanken vergingen ihm. Katherine kam auch wieder und richtete aus, daß es die Großmutter sehr gefreut habe, sie lasse Herrn Goulden danken und dies sei ein schöner Tag für sie! Das machte uns alle heiter. Später ging Tante Gredel zwischen dem Essen hinaus, als sie zur Vesper läuten hörte, aber Katherine blieb, und als die gute Stimmung, welche ein guter Wein einflößt, zu wirken begann, sprach man vom letzten Feldzug.

Da erfuhren wir erst, was dieser große Rückzug vom Rhein bis hinter Paris zu bedeuten hatte; die Gefechte des Bataillons zu Bibelskirchen und Saarbrücken, wo der Leutnant Baubin bei einer Kälte, daß es Stein und Bein fror, über die Saar schwamm, um einige Nachen zu zerstören, die noch in Feindesgewalt waren. Dann der Uebergang bei Narbfontaine, bei Courcelles, Metz, Enzelvin, Champlon, Verdun – ein ewiger Rückzug; zulegt die Schlacht von Brienne. Es war endlich keine Mannschaft mehr übrig, aber am 4. Februar hatte man das Bataillon mit den Resten vom fünften leichten Regiment ergänzt; von da ab war es jeden Tag im Feuer; am 5., 6. und 7. bei Mer-sur-Seine; am 8. bei Sézanne, wo die Soldaten im Dreck umkamen, weil sie keine Kraft mehr hatten, sich herauszuarbeiten; am 9. und 10. bei Mürs, wo sich Zebedäus abends in den Düngerhaufen eines Pachthofs eingrub, um sich zu

erwärmen; am 11. die schreckliche Schlacht von Marché, wo der Kommandant Philippe durch einen Bajonettstich verwundet worden war; am 12. und 13. der Uebergang bei Montmirail; am 14. das Treffen bei Beauchamp; am 15. und 16. der Rückmarsch auf Montmirail, wohin die Preußen noch einmal gekommen waren; hierauf die Gefechte bei Ferté—Gauché, Jouarre, Gué—à—Train, Neuschettes u. s. w. Wenn man die Preußen geschlagen hatte, so kamen die Russen, und nach den Russen die Oesterreicher, die Bayern, die Württemberger, die Hessen, die Sachsen, die Badischen.

Ich habe oft diesen Feldzug in Frankreich erzählen hören, aber nie so wie von Zebedäus.

Wenn er sprach, so erbehte seine große magere Gestalt, seine Nase bog sich herab zu seinen vier gelben Schnurrbart haaren und seine Augen wurden starr; er streckte die Hand aus dem alten weiten Aermel hervor, und was er sagte, glaubte man zu sehen: – Da sah man die großen Ebenen der Champagne vor sich, wo die Dörfer rechts und links in Rauch aufgingen; die Frauen, die Kinder und Greise truppweise davonlaufend, halbnackt, die einen mit ihren alten Strohsäcken auf dem Rücken, die andern mit einigem morschen Gerümpel auf dem Karren, dazu den vom Himmel Flockenden Schnee, der Kanonen fernen Donner, und die Kosaken hinfliegend wie der Wind; an ihren Sätteln hingen Pfannen und selbst alte Stubenuhren, und »Hurrah« riefen sie.

Da sah man diese wüthenden Schlachten, wo einer gegen zehn stand; die verzweifelnden Bauern, welche mit Heugabeln herbeikamen, und am Abend den Kaiser, draußen im freien Feld, rittlings auf einem Stuhl, das Kinn an der Stuhllehne auf seine gefalteten Hände gestützt, einem kleinen Feuer gegenüber, seine Generale um ihn her. So schlief und träumte er! Die Gedanken mußten ihm seit Marengo, Austerlitz und Wagram fürchterlich den Kopf durchkreuzen!

Ach! sich schlagen, Hunger leiden, Kälte, Elend dulden, Vor- und Rückmärsche, das ist nichts,« sagte Zebedäus; »aber Weiber und Kinder in seiner Muttersprache weinen und jammern hören mitten in all dem Ruin, und sich sagen müssen, daß man sie nicht retten

kann; daß, je mehr Feinde man tödtet, um so mehr neue nachkommen; daß man zurück weichen muß, immer zurück, trotz den Siegen, trotz dem Muthe, trotz allem! . . . Das zerreißt einem das Herz, Herr Goulden!«

Wir hörten ihm zu und sahen einander an; niemand hatte mehr Lust, zu trinken, Vater Goulden neigte seinen großen Kopf, und mit träumerischer Miene sagte er ganz leise:

»Ja, ja . . . das kostet der Ruhm! Die Freiheit verlieren und alle Rechte, welche wir mit so vieler Mühe errungen hatten – das ist nicht genug: man muß auch noch beraubt, geplündert, verbrannt und von Kosakenbanden zerhackt werden; man muß sehen, was man seit hundert Jahren nicht mehr erlebt hatte: Räuberhaufen, welche uns Gesetze vorschreiben! Nur zu, nur zu . . . wir hören dir zu . . . erzähle alles!«

Als Katherine unsere Traurigkeit sah, füllte sie die Gläser auf:

»Kommt, auf die Gesundheit des Herrn Goulden! auf die Gesundheit des Vaters Zebedäus!« sagte sie; »alle diese Leiden sind vorbei, sie werden nicht wiederkehren.«

Und wir tranken! Und Zebedäus erzählte, wie man das Bataillon noch einmal ergänzen mußte auf der Straße nach Soissons, durch Soldaten vom leichten sechzehnten; wie sie nach Meaux gekommen waren, wo im Spital »zur Pieté« die Pest ausbrach trotz des Winters, wegen der Massen Verwundeter, welchen man keine Aufmerksamkeit schenken konnte.

Das war fürchterlich, aber das schlimmste war, als er uns ihre Ankunft in Paris durch die Barrière Charenton erzählte: wie die Kaiserin, der König Joseph, der König von Rom, die Minister, die neuen Prinzen, die neuen Herzoge, wie all diese hohen Herrschaften sich Blois zu in Kaleschen flüchteten und die Hauptstadt dem Feinde überließen, während die armen Arbeiter in Blusen – welche vom Kaiserreich doch wahrlich nichts gehabt hatten, als daß sie gezwungen worden waren, ihre Kinder herzugeben – tausendweise auf die Mairien eilten und Waffen verlangten, um die Ehre Frankreichs zu vertheidigen, aber von der alten Garde mit dem

Bajonett zurückgetrieben wurden . . . Da rief Vater Goulden plötzlich aus:

»Es ist genug, es ist gut, Zebedäus! Halt ein! Lassen wir das und sprechen wir lieber von etwas anderem!«

Er war auf einmal erblaßt. Im selben Augenblick war Tante Gredel aus der Vesper zurückgekommen, und da sie uns alle stumm beisammen und Herrn Goulden ganz erschüttert sah, fragte sie:

»He! Was geht denn hier vor?«

»Wir sprachen von der Kaiserin und den Ministern des Kaisers,« erwiderte Herr Goulden, indem er sonderbar dazu lächelte.

»Ach! ich wundere mich nicht mehr, wenn euch der Wein das Herz umdreht,« sagte sie. »Jedesmal, wenn ich an diese Dinge denke und mich zufällig im Spiegel erblicke, sehe ich, daß es mich ganz grün macht. Ach, diese Lumpenhunde! Gottlob, daß sie fort sind.«

Zebedäus schien sich darüber zu ärgern; Herr Goulden bemerkte es und rief:

»Das ist eins, Frankreich ist immer ein großes und ruhmvolles Land. Wenn die neuen Adligen auch grad so viel werth sind, als die alten, so ist doch wenigstens das Volk fest geblieben. Sie mögen es machen, wie sie wollen, die Bürger, die Arbeiter, die Bauern halten zusammen; sie haben gleiche Interessen, sie werden das, was sie haben, nicht preisgeben, sie werden sich auch den Fuß nicht mehr auf den Nacken setzen lassen. — Und jetzt meine Freunde, wollen wir frische Luft schöpfen. Es ist spät; die Mutter Gredel und Katherine haben einen ziemlich weiten Weg nach Vierwinden, Joseph wird sie begleiten.«

»Nein,« sagte Katherine, »heute soll Joseph bei seinem Freunde bleiben, wir gehen allein zurück.«

»Wohlan, es sei! Katherine hat recht,« sagte Herr Goulden; »an einem solchen Tag sollen die Freunde beisammen bleiben.«

Wir waren Arm in Arm hinausgegangen, es wurde Nacht. Auf dem Exerzierplatz umarmte man sich nochmals; die Tante und Katherine schlugen den Weg nach dem Dorfe ein, und wir begaben uns, nachdem wir einigemale unter den großen Linden auf- und

abgegangen waren, in die Brauerei zum »wilden Mann«. Wir tranken ein gutes schäumendes Bier. Herr Goulden erzählte von der Belagerung, dem Angriff auf die Ziegelhütte von Pernette, den Ausfällen am Bigelsberg und an den Baraken und von dem Bombardement. Da erfuhr ich zum erstenmale, daß er Oberfeuerwerker gewesen war, und daß er zuerst den Gedanken hatte, die Oefen abzubrechen und Kartätschen daraus zu machen. Diese Geschichten dauerten bis zum Zapfenstreich um zehn. Uhr. Dann verließ uns Zebedäus um in die Kaserne zu gehen; der alte Todtengräber kehrte in die Kapuzinerstraße zurück und wir in unser Bett, wo wir bis acht Uhr morgens schliefen.

---

## VII.

Zwei Tage nachher fand meine Hochzeit mit Katherine statt im Hause der Tante Gredel zu Vierwinden.

Herr Goulden stellte meinen Vater vor; ich hatte Zebedäus zum Brautführer gewählt, und einige ehemalige Kameraden, die noch im Bataillon standen, waren auch eingeladen.

Am folgenden Morgen schon zogen Katherine und ich bei Herrn Goulden ein, in die zwei Zimmerchen über der Werkstätte.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Herr Goulden, Tante Gredel und meine Kameraden haben diese Welt verlassen, Katherine ist ganz weiß geworden; und doch, noch oft, wenn ich sie ansehe, wachen diese fernen Zeiten wieder in mir auf: mir ist, als sähe ich sie wieder zwanzigjährig, blond und frisch wie eine Rose; ich sehe, wie sie unsere Blumentöpfe oben auf's Fensterbrett stellt; ich höre sie leise singen, vom Sonnenlicht umflossen. Noch ist mir, als stiegen wir zusammen die kleine steile Treppe hinab und sagten beim Eintritt in die Werkstätte: »Guten Morgen, Herr Goulden!« Er dreht sich lächelnd um und erwidert: »Guten Morgen, Kinder, guten Morgen.« Er küßt Katherine, und sie schickt sich an, das Zimmer zu kehren, die Möbel abzuwischen, den Topf an's Feuer zu stellen, indessen wir uns die Arbeit besehen, welche den Tag über vorzunehmen ist.

Ach! die gute Zeit! . . . Das schöne Leben . . . Welche Freude . . . welche Befriedigung, jung zu sein, eine einfache, gute, fleißige Frau zu haben! Da lacht einem das Herz im Leib. Wie sieht man die Zukunft endlos vor sich liegen! Man glaubt, nie alt zu werden! sich ewig zu lieben . . . seine Lieben immer zu behalten und den Muth nie zu verlieren. Sonntags denkt man immer Arm in Arm nach Bonne—Fontaine zu spazieren, im Wald in's Moos zu liegen, und die Bienen und die Käfer um die alten sonnigen Bäume summen zu hören. Eins lächelt dem andern zu. Welch ein Leben, mein Gott, Welch ein Leben! Abends aber kehrt man still zum Nest zurück und betrachtet die goldenen Streifen am Himmel droben, die von Wechem bis zum Mittelbronner Walde hinüberziehen, schweigend drückt man sich die

Hand, wenn das kleine Glöckchen von Pfalzburg beginnt und die Dorfglocken ringsumher in der Dämmerung einfallen. Ach die Jugend . . . das Leben! Alles ist mir noch vor Augen, es ist noch heute wie vor fünfzig Jahren. Aber andere Lerchen und andere Grasmücken nisten im Frühling, andere Blüten bedecken die großen Apfelbäume . . . und wir sind alt geworden, alt, wie's andere in unseren jungen Tagen waren!

Kurz, wir fühlten uns ganz glücklich, wir sahen alles im schönsten Licht, und nichts schien unser Glück zu stören.





Um diese Zeit zogen die Verbündeten zu Hunderttausenden, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zu Fuß und zu Pferd, Tschakos und Mützen, Flintenläufe und Lanzen mit Eichenlaub geschmückt, an unserer Stadt vorbei, um nach Hause zurückzukehren.

Auf Meilenweite hörte man ihr Jubelgeschrei, gerade wie man die Rufe der Finken, der Drosseln, Amseln und tausend anderer Vögel unter dem Himmel vernimmt zur Zeit, wo es Buchnüßchen gibt. Zu jeder andern Zeit hätte mir das Schmerz verursacht, weil es das Zeichen unserer Niederlage war; aber damals tröstete ich mich und dachte: »Mögen sie gehen und nimmer wiederkehren!«

Wohl erzählte mir Zebedäus, daß alle Tage russische, österreichische, preußische, bayerische Offiziere durch die Stadt kämen, um unseren Platzkommandanten, Herrn de la Faisanerie, zu besuchen, einen ehemaligen Emigrierten, der sie mit Ehren überhäufe; daß der und der Offizier des Bataillons einen dieser Fremden gefordert habe; daß ein anderer Offizier so und so, auf Halbsold, deren zwei oder drei im Duell getödtet habe, sei es hinter dem »Rad«, sei es beim »grünen Baum« oder auch im »Blumenkorb« – denn man paukte sich damals allenthalben, die unsrigen konnten einmal den Anblick der Feinde nicht ertragen, überall warf man seinen Rock in's Gras und die Tragbahnen des Spital's hatten vollauf zu thun. Alle diese Dinge erzählte mir Zebedäus, oder er sagte uns, man habe so und so viele Offiziere auf Halbsold gesetzt, um andere aus Koblenz an ihre Stellen zu bringen; man wolle die Soldaten zwingen, in großer Paradeuniform der Messe anzuwohnen; die Geistlichen seien alles, und die Epauletten gelten nichts mehr! Aber anstatt mich darüber zu betrüben, sagte ich mir: »Bah! bah! das wird sich schließlich alles geben. Wenn wir nur Ruhe behalten, wenn wir nur im Frieden arbeiten und leben können, das ist die Hauptsache.«

Ich bedachte nicht, daß es zur Erhaltung des Friedens nicht genügt, wenn Einer zufrieden ist, sondern daß es den andern auch recht sein muß. Ich war wie die Tante Gredel, welche seit unserer Verheirathung alles vortrefflich fand. Sie besuchte uns oft und brachte uns einen Korb voll frischer Eier, oder Obst, oder Gemüs, oder Flammkuchen in die Haushaltung; sie rief dann:

»He, Herr Goulden, man braucht nicht zu fragen, ob es den Kindern gut geht, man darf nur ihre Gesichter ansehen.«

Zu mir fuhr sie fort:

»Gelt, Joseph, es ist doch etwas anderes, verheirathet zu sein, als mit einem Ranzen auf dem Buckel und mit einem Gewehr auf der Achsel bei Lützen im Feld herumzustolpern?«

»Ja, ja, Mutter Gredel, das glaub ich!« erwiderte ich ihr, aus vollem Herzen lachend.

Sie setzte sich dann, legte die Hände auf die Kniee und fuhr fort:

»Dies alles kommt vom Frieden her. Der Friede macht jedermanns Glück! — sollte man da denken, daß noch ein Haufe baarfüßiger Lumpenhunde es wagen darf, über den König zu schimpfen?«

Anfangs erwiderte Herr Goulden nichts und arbeitete fort; wenn sie aber weiter machte, sagte er:

»Aber, Mutter Gredel, gebt doch ein wenig Ruhe, zum Teufel auch! Ihr wißt ja wohl, daß die Meinungen jetzt frei sind, wir haben zwei Kammern, wir haben eine Verfassung, jeder kann seine Ansicht haben.«

»Aber wahr ist's doch,« sagte die Tante und warf einen schadenfrohen Seitenblick zu mir herüber: »als noch der andre dran war, mußte man schweigen, das ist doch ein Unterschied jetzt!«

Herr Goulden ließ sich nicht weiter ein, denn er betrachtete die Tante als eine seelengute Frau, deren Bekehrung sich jedoch nicht der Mühe lohne. Er lächelte sogar, wenn sie nicht gar zu arg schimpfte, und so gingen die Tage hin ohne Bitterkeit, bis sich dann etwas Neues ereignete.

Zuerst kam ein Befehl aus Nanzig, der den Leuten gebot, während des Sonntagsgottesdiensts die Läden ihrer Geschäfte zu schließen; Juden und Lutheraner mußten zumachen, wie die andern. Von da an schrie man nicht mehr, weder in den Gasthöfen noch in den Wirthschaften; während der Messe und Vesper war alles wie todt in der Stadt; die Leute sprachen nichts mehr, man sah sich an, wie wenn man sich fürchtete.

Am Sonntag, als wir zum erstenmal unseren Laden schlossen und im Dunkeln zu Mittag speisten, sah Vater Goulden traurig drein und sagte:

»O Kinder, ich hatte gehofft, es werde nun alles vorbei sein, man werde die gesunde Vernunft respektieren und wir werden auf lange hinaus Ruhe haben; aber ich sehe leider, daß die Bourbonen von der Rasse sind, wie der König Dagobert. Die Sachen werden ernst.«

Weiter sagte er an diesem Sonntag nichts, und Nachmittags ging er fort, um die Zeitungen zu lesen. Alle Leute, welche lesen konnten, gingen, während die andern in der Messe waren, fort, um die Zeitungen zu lesen, nachdem sie ihre Läden geschlossen hatten. Seit dieser Zeit haben die Bürger und die Handwerksmeister die Gewohnheit angenommen, die Zeitung zu lesen, und ein wenig später wollten sie sogar ein Kasino haben.

Ich erinnere mich, daß damals jedermann von Benjamin Constant sprach, und daß man Vertrauen in ihn setzte; Herr Goulden liebte ihn sehr. Da er jeden Abend auszugehen pflegte, um bei Vater Colin zu lesen, was vorging, so erfuhren auch wir die Neuigkeiten. Er sagte uns: »Der Herzog von Angoulême ist in Bordeaux; der Graf von Artois ist in Marseille; sie versprechen dies; sie haben das und das gesagt.« Katherine war neugieriger als ich, sie hörte gerne was sich im Lande zutrug und wenn Herr Goulden etwas sagte, sah ich ihr an den Augen an, daß sie ihm recht gab.

Eines Abends jagte er uns:

»Der Herzog von Berry kommt hierher.«

Wir waren sehr erstaunt.

»Was will denn der hier, Herr Goulden?« fragte Katherine.

»Er will über das Regiment Musterung halten,« sagte er lächelnd. »Ich bin begierig, ihn zu sehen; die Blätter erzählen, er gleiche Bonaparte, habe aber viel mehr Verstand. Dies ist nicht zu verwundern bei einem rechtmäßigen Prinzen; es wäre schlimm, wenn er nicht mehr Geist hätte, als der Sohn eines Bauern. Nun, Joseph, du kennst ja den andern, du wirst es beurtheilen können.«

Man kann sich denken, welches Leben diese Nachricht in's Land brachte. Von Stund' an dachte man nur noch an's Errichten von Triumphbögen und an die Beschaffung weißer Fahnen; alle Dorfschaften der Umgegend sollten auf bekränzten Leiter wägen hereinkommen. Man baute einen Triumphbogen in Pfalzburg und

einen zweiten an der Zaberner Steige. Dies geschah gegen Ende Septembers. Alle Abende, nach dem Nachteisen, gingen Katherine und ich hinaus, um zu sehen, wie weit man mit dem Triumphbogen war; er erhob sich zwischen dem Gasthof zur »Stadt Metz« und dem Konditor Dürr, quer über die Straße. Der alte Zimmermann Ulrich und seine Jungen richteten ihn auf; er glich einem großen Thor, das mit Eichlaub Guirlanden überdeckt war; über den Eingängen hingen prächtige weiße Fahnen herab.

Während man an dieser Arbeit war, besuchte uns Zebedäus zwei- oder dreimal. Der Prinz sollte von Metz herkommen; nach Briefen, die beim Regiment anlangten, war er ein so strenger Herr, als ob er fünfzig Schlachten gewonnen hätte; am meisten aber ärgerte sich Zebedäus darüber, daß er unsere alten Offiziere – Glückssoldaten nannte.

Am 1. Oktober abends sechs Uhr kam er endlich, an; man löste die Kanonen schon, als er noch beim Stich am Gerberhof war. Er stieg in der »Stadt Metz« ab, ohne unter dem Triumphbogen durchzugehen. Der Platz war ganz bedeckt von Offizieren in großer Uniform; aus allen Fenstern rief es: »Es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry!« wie man zu Napoleons Zeit gerufen hatte: »Es lebe der Kaiser!«

Herr Goulden, Katherine und ich konnten nicht in die Nähe kommen, so voll stand der Platz; wir sahen nur die Kutschen und die Husaren vorbeirasseln. Gegen unser Haus her war die Straße durch ein Spalier Soldaten gesperrt.

Am gleichen Abend empfing der Herzog das Offizierkorps; er geruhte, ein Essen anzunehmen, das die Offiziere vom Sechsten ihm anbieten ließen, aber er lud nur den Oberst Zäpfel ein. Nach dem Essen, das sich bis zehn Uhr hinauszog, gaben ihn die Adeligen einen Ball im Gymnasium. Als Offiziere und alle Freunde der Bourbonen, in schwarzem Frack, kurzer Hose und weißseidenen Strümpfen, begaben sich im Gefolge des Prinzen dahin; die Fräulein von guter Familie, in weißen Kleidern, fanden sich in Masse ein. Noch höre ich mitten in der Nacht die Kutschen vorfahren und der

tausendstimmige Ruf erscholl: »Es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry!«

Alle Fenster waren erleuchtet, vor denen des Platzkommandanten war ein großes, himmelblaues Wappen angebracht; die Krone und die drei goldenen Lilien glänzten in der Dunkelheit. Im großen Gymnasiumssaal ertönte die Regimentsmusik. Fräulein Bremer, welche eine sehr hübsche Stimme besaß, sollte vor dem Prinzen das Lied singen: »Vive Henri IV!« Aber die ganze Stadt erzählte sich den andern Tag, daß sie durch den Anblick des Prinzen wie verwirrt war und kein Wort hervorbringen konnte, und alles sagte:

»Armes Fräulein Felicitas! armes Fräulein Felicitas!«

Der Ball dauerte die ganze Nacht. Katherine, Herr Goulden und ich schliefen längst, als uns morgens gegen drei Uhr das Getrappel der Husaren und der Ruf: »Es lebe der Herzog von Berry!« weckten. Die Prinzen müssen doch eine gute Gesundheit haben, um alle diese Bälle und alle diese Essen durchzumachen, die man ihnen überall auf ihrem Wege veranstaltet. Es muß ihnen schrecklich langweilig werden, besonders auf die Länge, wenn es immer heißt: – »Euer Majestät! Euer Hoheit! Euer Exzellenz! Euer Gnaden! Euer Gestrengen!« und, was man sonst Außerordentliches und Neues ersinnen kann, um ihnen die Meinung beizubringen, man bete sie an und halte sie für Götter. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn sie endlich die Menschen verachten; wenn man es uns ebenso machte, würden wir auch glauben, wir seien Genies.

Was ich da erzähle, ist pure Wahrheit, ich habe nicht zu viel gesagt.

Der folgende Tag begann, so zu sagen, mit neuem Taumel. Es war sehr schönes Wetter. Aber der Prinz hatte schlecht geschlafen, oder er hatte sich beim Anblick dieser kleinen Bürgersleute gelangweilt, welche den Hof nachahmen wollten, ohne es herauszubringen; vielleicht erwies man ihm auch nicht genug Ehre und rief nicht genug: es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry! denn die Soldaten blieben immer still dabei – kurz, er war schlechter Laune.

An diesem Tage während der Musterung, welche die Seiten des Platzes einnahm, sah ich ihn sehr gut; Herr Goulden, Katherine und

ich waren beim Lederhändler Wittmann im ersten Stock. Während der Einsegnung der Fahne und des »Tedeums« in der Kirche sahen wir ihn auch, denn wir saßen in der vierten Bank vor dem Chor. Man sagte wohl, daß er Napoleon gleiche, aber es war nicht wahr; er war ein guter dicker Mensch, kurz und plump, seine Wangen waren blaß vor Ermüdung, er war nichts weniger als lebhaft, im Gegenteil. Während des ganzen Gottesdienstes gähnte er in einem fort und wiegte sich, wie ein Perpendikel, von einer Hüfte auf die andere. Ich erzähle euch, was ich selbst gesehen habe, woraus ihr sehen könnt, wie blind die Leute sind; sie wollen überall Aehnlichkeiten herausfinden . . .

Ich erinnere mich auch an Musterungen, zu denen der Kaiser zu Pferd herbeikam; mit einem raschen Blick übersah er, ob alles in Ordnung sei, der Herzog dagegen ging zu Fuß durch die Glieder und er selber gab zwei- oder dreimal alten Soldaten einen Verweis, indem er sie von Kopf zu Fuß betrachtete. Das war das schlimmste. Auch Zebedäus hatte er auf diese Weise besehen und der konnt es ihm nie verzeihen.

So viel von der Musterung. Aber viel ernsthafter war die Vertheilung der Kreuze und Lilienorden. Wenn ich euch sage, daß die Bürgermeister, die Beisitzer, die Gemeindevorsteher von den oberen »Baracken« und von den »Baracken am Eichholz,« die von Holderloch und Hirschlanden den Lilienorden bekamen, bloß weil sie an der Spitze ihres Dorfes mit der weißen Fahne marschierten, ja daß Gipfel – weil er zuerst und mit der Musik des Zigeuners Waldteufel angekommen war, welche »Vive Henri IV!« spielte, und weil er fünf oder sechs weiße Fahnen führte, größer als die übrigen – das Ehrenlegionskreuz erhielt! wenn ich euch alles dies erzähle, könnt ihr begreifen, was die vernünftigen Leute dachten; es war ein wahrer Skandal.

Am Nachmittag gegen vier Uhr reiste der Prinz nach Straßburg ab, und alle königlich Gesinnten gaben ihm das Geleit, die einen auf guten Pferden, die andern, wie Gipfel, auf alten Mähren. Das Mittagessen hatte man ihm auf der Höhe von Zabern bereitet.

Eines Vorfalls von dazumal erinnert sich gewiß noch ganz Pfalzburg. Der Prinz saß schon in seiner Kutsche und fuhr langsam weg, da lief ein emigrierter Offizier, mit bloßem Kopfe, in Uniform hintendrein und rief mit jämmerlicher Stimme, daß man's auf dem ganzen Platze hörte:

»Brot . . . mein Prinz . . . Brot für meine Kinder!«

Alles wurde roth vor Scham und man stahl sich hinweg.

Wir waren schweigend heimgegangen und der Vater Goulden schien nachdenklich, da kam die Tante Gredel.

»Nun, Mutter Gredel,« sagte er, »Sie werden zufrieden sein?«

»Und warum?«

»Gipfel hat die Ehrenlegion.«

Sie wurde ganz grün und setzte sich, nach einer Minute sagte sie:

»Das ist die größte Bettelei, die man sich denken kann. Aber wenn der Prinz gewußt hätte, was der Gipfel für ein Bursche ist, so hätte er ihn hängen lassen, statt ihm das Kreuz zu geben.«

»Darin liegt eben das Uebel,« erwiderte Herr Goulden, »diese Herren machen manchen dummen Streich, ohne zu wissen, was sie thun, und wenn sie es erfahren, dann wird es vielleicht zu spät sein.«

---



## VIII.

So besuchte Seine königliche Hoheit, der Herzog von Berry, die Departements des Ostens; seine unbedeutendsten Worte wurden weithin umhergetragen. Die einen rühmten seine unendliche Huld, die andern schwiegen dazu.

Seit damals kam mir mehr als einmal der Gedanke, daß alle diese Emigrierten, alle diese Offiziere auf Halbsold, alle diese Prediger mit ihren Prozessionen und Bußtagen endlich alles unter einander bringen werden, und einige Zeit nachher, beim Beginn des Winters, erfuhren wir, daß es nicht bloß bei uns so zugeing, sondern daß es bis tief in's Elsaß hinein eben so schlimm betrieben wurde.

Eines Morgens saßen Vater Goulden und ich zwischen elf und zwölf Uhr an der Arbeit, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und Katherine deckte indessen den Tisch; ich ging hinaus, um mir die Hände am Brunnen zu waschen, was ich immer vor dem Essen that. Da stand eine Alte unten an der Treppe und putzte sich auf dem Strohboden die Schuhe ab; sie schüttelte ihre schmutzbedeckten Röcke und hatte einen Stock in der Hand, ein großer Rosenkranz hing ihr vom Ellbogen herab. Wie ich sie oben vom Geländer aus betrachtete, kam sie herauf, und ich erkannte sie gleich an ihren kleinen zusammengekniffenen Augen und an ihrem kleinen Mund mit den unzähligen Falten: es war die Wallfahrerin Anne—Marie von St. Witt.

Diese arme Alte brachte uns oft Uhren zum Ausbessern von den Frommen, welche ihr das Vertrauen schenkten; ihr Erscheinen war für Vater Goulden jedesmal eine Freude.

»Ha!« rief er, »das ist die Anne—Marie, da wollen wir eine gute Prise nehmen. Und wie geht es dem Herr Pfarrer so und so? Wie befindet sich der Herr Vikar so und so? sieht er immer noch so gut aus? Und der Herr Jakob von da und da? Und der alte Meßner Nikolaus? läutet er noch immer die Glocken von Dann, Hirschlanden und St. Johann? Der muß jetzt auch anfangen recht alt zu werden!«

»Ach! Herr Goulden, schönsten Dank für Herrn Jakob; Sie werden wissen, daß er vergangene Woche Jungfer Christine verloren hat.«

»Wie . . . wie . . . Fräulein Christine?«

»Mein Gott, ja . . .«

»Welches Unglück! . . . Doch da muß man eben denken, daß wir alle sterblich sind.«

»Ja, Herr Goulden, und dann, wenn man der Gnade theilhaftig wird, die heiligen Sakramente der Kirche zu empfangen! . . .«

»Ohne Zweifel . . . ohne Zweifel . . . das ist die Hauptsache!«

So plauderten sie, und Vater Goulden lachte in sich hinein. Er wußte alles, was in den Sakristeien sechs Stunden im Umkreis der Stadt vorging. Von Zeit zu Zeit warf er mir einen schelmischen Blick zu. Ich hatte dies hundertmal seit meiner Lehrzeit gesehen, aber man begreift, wie Herr Goulden damals noch viel neugieriger war, zu erfahren, was auf dem Lande vorging.

»Ja, ja, Anne—Marie,« sagte er aufstehend, »wie lange ist' s, daß man euch nicht mehr gesehen hat?«

»Das ist drei Monat her, Herr Goulden, drei starke Monat; ich habe Wallfahrten gemacht nach Sankt—Witt und Sankt Odilien, nach Marienthal und Haßlach. Ich hatte Gelübde auszurichten an alle Heiligen im Elsaß, in Lothringen und in den Vogesen. Jetzt bin ich endlich beinahe fertig; es bleibt mir nur noch Saint—Quirin.«

»Um so besser, euer Geschäft geht also gut, das freut mich. Setzt euch, Anne—Marie, und ruht euch aus.«

Ich sah es ihm an den Augen an, wie sehr es ihm Spaß machte, die Alte ihren Rosenkranz hersagen zu lassen. Aber es kam mir vor, als ob Anne—Marie anderswo Geschäfte hätte.: »Ach, Herr Goulden,« sagte sie, »ich kann heute nicht, die andern sind voraus; die Mutter Ewig, Kasper Rosenkranz und Jakob Heilig. Ich muß diesen Abend noch nach Sankt Quirin und ich bin blos hereingekommen, um Ihnen zu sagen, daß der Thurmuh in Dosenheim etwas fehlt, Sie sollen kommen und sie wieder herrichten.«

»Bah! bah! bleibet doch einen Augenblick.«

»Nein, ich kann nicht; es thut mir sehr leid, Herr Goulden, aber ich muß meinen Gang vollenden.«

Damit hatte sie schon ihren Pack wieder aufgenommen, und Herr Goulden schien unwillig. Da stellte Katherine die große Schüssel mit dem Kohl auf den Tisch und sagte:

»Wie, Sie wollen gehen, Anne—Marie? daran ist nicht zu denken . . . es ist schon für Sie gedeckt.«

Sie wendete den Kopf und sah die große rauchende Suppenschüssel und den Kohl darin, welcher einen köstlichen Geruch verbreitete.

»Ich habe große Eile,« sagte sie.

»Bah, Sie haben gesunde Beine,« erwiderte Katherine und blinzelte dabei zu Herrn Goulden hinüber.

»Ach! was das anlangt, Gottlob, die Füße sind noch gut.«

»Gut also, setzen Sie sich und stärken Sie sich ein wenig; es ist ein sehr hartes Gewerbe, so immer fort marschieren zu müssen.«

»Ja, Frau Berthold, die dreißig Sous, die man erhält, muß man sauer verdienen, das will nichts heißen.«

Ich rückte die Sessel heran.

»Setzen Sie sich, Anne—Marie, und geben Sie mir Ihren Stock.«

»So muß ich Ihnen eben nachgeben,« sagte sie; »aber ich werde mich nicht lange aufhalten; ich will nur einen Mund voll nehmen, dann geh ich.«

»Ja, ja, versteht sich, Anne—Marie, man wird euch nicht zu lange aufhalten,« sagte Herr Goulden.

Jedes hatte Platz genommen, Herr Goulden schöpfte schon heraus, Katherine sah mich lächelnd an, und ich sprach bei mir selbst:

»Die Frauen sind doch schlauer als wir!«

Ich war ganz froh, denn was kann sich ein Mann besseres wünschen, als eine verständige Frau? Es ist ein wahrer Schatz und ich habe oft gesehen, daß die Männer Glück haben, welche sich von solchen Frauen leiten lassen.

Man kann sich wohl denken, sobald sie einmal am Tische saß neben einem warmen Ofen, anstatt draußen im Kothe zu waten und sich vom kalten Novemberwind die Röcke aufwirbeln zu lassen, da dachte Anne—Marie nicht mehr daran, weiter zu gehen. Sie war ein gutes Geschöpf und verhielt bei ihren fünfundsechszig Jahren noch zwei kleine Kinder ihres Sohnes, der vor etlichen Jahren gestorben war. Wenn man in diesem Alter im Lande herumlaufen muß, bei Wind, Regen und Schnee, wenn man in den Scheunen und Ställen auf Stroh schlafen muß und unter vieren dreimal nichts als Kartoffeln zu essen kriegt und das nicht einmal genug, da verachtet man ein Teller guter, warmer Suppe nicht, und ein gutes Stück geräucherten Speck mit gutem Kohl und zwei oder drei Gläschen Wein, welche den Magen erwärmen. Nein, man muß die Dinge betrachten, wie sie sind, das Leben dieser armen Leute ist sehr traurig, und es wäre besser, wenn jedes für eigene Rechnung wallfahrten ginge.

Anne—Marie wußte wohl zu unterscheiden, ob sie bei Tisch war oder auf der Straße; sie aß mit gutem Appetit und machte sich ein wahres Vergnügen daraus, uns zu erzählen, was sie auf ihrer letzten Wallfahrt erfahren hatte.

»Ja, jetzt geht alles gut,« jagte sie; »alle diese Prozessionen und Bußtage, welche Sie gesehen haben, sind noch nichts, es muß noch viel besser kommen. Sie müssen wissen, daß Missionäre zu uns kommen werden, wie vor Zeiten zu den Wilden, um uns zu bekehren; die schickt der Herr von Forbin—Janson und der Herr von Rauzan, weil die Verderbnis des Jahrhunderts gar zu groß ist. Man wird überall die Klöster wieder herstellen und über die Straßen werden wieder Schlagbäume gelegt, wie vor dem fünfundzwanzigjährigen Aufruhr! Und wenn die Wallfahrer an die Klosterpforten kommen, dürfen sie nur läuten, da wird ihnen sogleich auf gemacht; der dienende Bruder wird ihnen an den gewöhnlichen Tagen eine Schüssel mit geschmälzter Suppe bringen, wo Fleisch drin ist; an den Freitagen, Samstagen und die ganze Fasten zeit hindurch aber gibts Wassersuppe und Fisch. Auf diese Weise wird die Frömmigkeit zunehmen und jedermann wird Pilger werden wollen. Aber die Nonnen von Bischofsheim haben gesagt,

daß nur die bisherigen Wallfahrer, die es vom Vater zum Sohn getrieben haben, wie wir, das Recht zu wallfahren hätten, denn jeder müsse bei seinem Stand bleiben. Die Bauern müssen auf ihrem Feld bleiben und die großen Herren sollen ihre Schlösser wieder erhalten, um zu regieren. Das hab' ich mit meinen eigenen Ohren gehört bei den Klosterfrauen, die kriegen auch ihre Ausstattung wieder, weil sie aus der Verbannung zurückgekehrt sind, und weil man ihnen ihre Aussteuer wieder geben muß, damit sie die Kapelle wieder aufbauen können, das ist eine ausgemachte Sache.

»Ach Gott, wenn es nur schon so weit wäre, daß ich in meinem Alter auch noch Nutzen daraus ziehen könnte. Ich faste schon so lange und meine Enkelinnen auch. Ich würde sie dann mit mir nehmen und würde sie die Gebete lehren, dann hätte ich bei meinem Tode den Trost, ihnen einen guten Beruf zu hinterlassen.«

Als wir sie all das dumme Zeug erzählen hörten, steckte uns doch die Rührung an, mit der sie weinenden Auges zum voraus sah, wie ihre Enkelinnen an den Klosterpforten bettelten, und ihnen der dienende Bruder Suppe brachte.

»Und Sie müssen wissen, fuhr sie fort, »der Herr von Rauzan und der ehrwürdige Vater Tarin wollen, daß man die Schlösser wieder aufbaue und dem Adel die Wälder, Wiesen und Felder zurückgebe; einstweilen aber müssen alle Teiche wieder mit Wasser angelassen werden, denn diese gehören den ehrwürdigen Vätern, und die haben keine Zeit zum Arbeiten, weder zum Säen noch zum Ernten: denen muß alles von selber kommen.«

»Aber hört, Anne—Marie,« fragte Vater Goulden, »ist das, was Ihr da erzählt, auch ganz gewiß? Ich kann's beinahe nicht glauben, daß uns ein so großes Glück bevorsteht.«

»Es ist ganz gewiß, Herr Goulden,« sagte sie, »der Herr Graf von Artois will für sein ewiges Heil sorgen, und damit ihm sein ewiges Heil sicher sei, muß alles in seine alte Ordnung zurückkehren. In Marienthal der Herr Vikar Anton, der hat erst letzte Woche diese Sachen gesagt. Sehen Sie, das sind Sachen, die kommen von oben herab. Man muß nur ein wenig Geduld haben, die Herzen müssen sich durch Predigten und Buß- und Bettage daran gewöhnen.

Diejenigen aber, die sich nicht daran gewöhnen wollen, die Juden und die Lutheraner, die werden müssen. Und die Jakobiner . . .«

Als sie auf die Jakobiner zu reden kam, sah Anne—Marie plötzlich Herrn Goulden an und wurde bis an die Ohren roth, aber sie faßte sich wieder, da er lächelte.

»Unter den Jakobinern,« fuhr sie fort, »gibt es auch Leute, die sehr brav sind, aber die Armen müssen doch leben . . . Die Jakobiner haben den Armen die Güter weggenommen, das ist nicht schön.«

»Aber wo denn und wann haben sie die Güter der Armen genommen, Anne—Marie?«

»Hören Sie, Herr Goulden, die Mönche und Kapuziner hatten die Güter der Armen und die Jakobiner haben alles unter sich getheilt.«

»Ah! ich begreife, ich begreife,« erwiderte Vater Goulden, »die Mönche und Kapuziner hatten euer Gut, Anne—Marie? Darauf wäre ich nie gekommen.«

Herr Goulden lächelte immer und Anne—Marie sagte: »Ich wußte wohl, daß wir zuletzt immer einverstanden sind.«

»Ja, ja, wir sind ganz einig,« erwiderte er in aller Güte.

Ich hörte zu, ohne etwas zu sagen, und war natürlich neugierig, zu erfahren, was uns bevorstehe. Man sah sofort, daß Anne—Marie uns nur berichtete, was sie auf ihrer letzten Reise gehört hatte.

Sie sagte auch, daß die Wunder wiederkommen werden, daß der heilige Quirin, die heilige Ottilie und andere Heilige bloß unter dem Usurpator keine Wunder haben verrichten wollen; jetzt aber fangen dieselben schon wieder an; so habe der kleine schwarze heilige Johannes in Korzeroth, beim Anblick des aus der Verbannung wiederkehrenden Priors, Thränen vergossen.

»Ja, ja, ich begreife,« sagte Goulden, »das wundert mich gar nicht, nach all den Buß—und Bettagen und Prozessionen müssen die Heiligen auch Wunder thun; das ist ganz natürlich, Anne—Marie, das ist ganz natürlich.«

»Versteht sich, Herr Goulden; und wenn man die Wunder sieht, kehrt auch der Glaube wieder.«

»Das ist klar, das ist klar.«

Das Essen war nun zu Ende, und da Anne—Marie sah, daß nichts mehr nachkomme, fiel ihr auf einmal ein, daß sie sich verspätet hatte und sie rief:

»Herr Gott und Vater, da schlägt es schon eins; die andern müssen schon in Erschweiler sein. Jetzt, ist es Zeit, daß ich Sie verlasse.«.

Sie war aufgestanden und nahm ihren Stock mit geschäftiger Miene.

»Nun, glückliche Reise, Anne—Marie,« jagte Herr Goulden zu ihr, »lasset nicht mehr so lange auf euch warten.«

»Ach! Herr Goulden,« rief sie noch unter der Thüre, »wenn ich nicht alle Tage an Ihrem Tische sitze, so ist es nicht meine Schuld.«

Sie lachte und sagte noch, indem sie ihren Pack aufnahm:

»Nun, auf Wiedersehen, ich will den seligen St. Quirin bitten, er soll euch einen guten dicken Buben schenken, frisch und roth, wie ein Borsdorfer Aepfelein. Sonst kann ich nichts für Sie thun, Frau Berthold, ich arme alte Frau.«

Als ich diese letzten Worte hörte, dachte ich bei mir: »Sie ist doch eine gute Seele, diese alte Anne—Marie. Was sie eben gesagt, ist ja gerade das, was ich mir auf der Welt am meisten wünsche, Gott erhöere sie!«

Ich war gerührt von diesem braven Wunsch. Sie aber ging die Treppe hinunter und als man sie unten die Thüre zu1schlagen hörte, fing Katherine an zu lachen und sagte:

»Diesmal hat sie ihren Sack gründlich ausgeleert.«

»Ja, mein Kind,« erwiderte Herr Goulden, welcher ganz nachdenklich schien, »das kann man wohl menschliche Unwissenheit nennen. Man könnte glauben, das arme Ding bilde sich das alles ein; aber leider klaubt sie nur auf, was sie rechts und links hört; so denken die Emigrierten, Wort für Wort, das wiederholen ihre Zeitungen alle Tage und die Prediger auf ihren Kanzeln sagen es offen heraus. Ludwig XVIII. ist ihnen noch im Wege, er hat noch zuviel gesunden Menschen verstand für sie; ihr wahrer König ist Seine Hoheit der Graf von Artois, welcher für sein Seelenheil sorgen will; und damit sein Seelenheil gesichert werde, muß alles wieder

hergestellt werden, wie es vor dem fünfundzwanzigjährigen Aufruhr war: die Nationalgüter müssen ihren alten Herrn zurückgegeben werden, der Adel muß seine Rechte und Privilegien wieder haben, wie anno 1788, und alle Grade in der Armee müssen ihm gehören; die katholisch—apostolisch—römische Kirche muß die einzige Staatskirche sein; Sonn—und Feiertage müssen gefeiert, die Ketzer müssen aus allen Aemtern verjagt werden, und die Priester allein dürfen den Kindern des Volkes Unterricht ertheilen. Diese große und schreckliche Nation, welche seit fünfundzwanzig Jahren ihre Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die ganze Welt hinausgetragen hat, durch die Macht der Vernunft und durch ihre Siege,— diese Nation, die niemals besiegt worden wäre, wenn der Kaiser sich nicht zu Tilsit mit den Königen verbunden hätte; – diese Nation, welche in wenigen Jahren so viele große Heerführer, große Redner, große Gelehrte und Genies jeder Art hervorgebracht hat, sie muß alles herausgeben, sie muß wieder Erde schaufeln, wie vorher; die Junker aber, die nicht einer gegen tausend sind, die sollen im Schmalz sitzen, vom Vater zum Sohn, und sich's wohl sein lassen auf der andern Kosten! Gewiß muß man die Felder, Wiesen, Teiche zurückgeben, wie Anne—Marie sagt, muß man die Schlösser und Klöster wieder aufbauen, das kann nicht fehlen; um dem Herrn Grafen von Artois gefällig und ihm zur Erringung seines Seelenheils behilflich zu sein, ist dies das geringste, was man verlangen kann. Ein so großer Prinz!«

Dann faltete Herr Goulden die Hände, erhob die Augen zur Decke und sagte:

»Herr Gott! Herr Gott! – Du, der du den kleinen schwarzen Johannes von Korzeroth so viele Wunder thun lässest, wenn du nur einen einzigen Strahl gesunder Vernunft in den Hopf Seiner Hoheit und seiner Freunde fallen liebest, ich glaube, daß dies noch schöner wäre, als die Thränen des kleinen Heiligen! Und der andere da unten auf seiner Insel ist wie ein Sperber, der zu schlafen scheint, während er die Gänse in ihrer Pfütze plätschern sieht . . . Herr Gott, du weißt es, mit fünf oder sechs Flügelschlägen wird er über ihnen schweben.



Die Gänse werden sich retten, aber wir, wir werden Europa noch einmal auf den Nacken bekommen!«

Er sprach dies mit ernsthaftem Gesicht, und ich sah Katherine an und wußte nicht, sollte ich dabei lachen oder weinen. Plötzlich setzte er sich und sagte:

»Komm, Joseph, dies alles ist nicht lustig; aber was können wir dabei machen? Es ist Zeit an die Arbeit zu gehen. Sieh ein wenig nach, was der Uhr des Herrn Pfarrer Jakob fehlt.«

Katherine nahm darauf das Tischtuch weg, und jedes ging an seine Arbeit.

---

## IX.

Es war Winter geworden; regnerisches, mit Schnee und Wind untermischtes Wetter. Die Dächer hatten damals noch keine Rinnen, der Regen träufelte von den Ziegeln, und der Wind jagte ihn bis in die Mitte der Straße. Man hörte dies Geplätscher den ganzen Tag, während der Ofen summt, Katherine um uns herumlied, das Feuer überwachte, die Deckel der Töpfe aufhob, und bisweilen leise zu singen anfang, wenn sie sich an ihr Spinnrädchen setzte. Vater Goulden und ich, wir waren schon so an ihre Gegenwart gewöhnt, daß wir, so zu sagen, fortarbeiteten, ohne dran zu denken. Wir hatten uns um nichts mehr zu kümmern, Schlag zwölf Uhr war der Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen. Es war ein rechtes Familienleben.

Abends nach dem Nachtessen ging Herr Goulden aus, um im Café Hoffmann die Zeitungen zu lesen; er wickelte sich fest in seinen alten Mantel und drückte seine große Mütze von Fuchspelz tief in's Gesicht; aber trotzdem hörten wir ihn oft abends nach zehn Uhr, wenn wir schon zu Bette waren, beim Nachhausekommen husten; er hatte nasse Füße bekommen und Katherine sagte zu mir:

»Jetzt hustet er wieder; er hält sich immer noch für so jung wie mit zwanzig Jahren.«

Und morgens schalt sie ihn tüchtig aus.

»Herr Goulden, das ist recht leichtsinnig, daß Sie mit Ihrem bösen Katarrh alle Abend ausgehen.«

»Ja sieh, liebes Kind, ich bin halt gewohnt, die Zeitung zu lesen; das ist stärker als ich, ich muß wissen, was Benjamin Constant und die andern sagen: es ist, als ob man's noch einmal durchlebte, und oft denke ich: »sie hätten noch von dem und dem sprechen sollen . . . Wenn Melchior Goulden da gewesen wäre, so hätte er noch über diesen und jenen Punkt gesprochen, was unfehlbar großen Eindruck gemacht hätte.«

Lachend warf er den Kopf zurück und meinte: »Man hält sich für geistreicher und klüger, als die meisten, aber Benjamin Constant

macht mir immer Vergnügen.«

Wir wußten nichts dagegen zu sagen, denn seine Lust am Zeitungslesen war zu groß. Eines Tags sagte Katherine zu ihm:

»Herr Goulden, wenn Sie auch die Neuigkeiten lesen müssen, so brauchen Sie sich darum doch nicht krank zu machen. Sie dürfen's nur machen wie der alte Schreiner. Garabin; er hat vergangene Woche mit Vater Hoffmann verabredet, daß er ihm nach sieben Uhr das Journal schickt, wenn die andern es schon gelesen haben – und bezahlt dafür drei Franken monatlich. So erfährt Garabin auf die bequemste Weise alles, was vor geht, und seine Frau, die alte Bevel, auch; sie sitzen am Kamin und plaudern und streiten miteinander über diese Dinge, und so sollten Sie's auch machen.«

»Ja wahrhaftig, Katherine, das ist ein famoser Einfalt!« sagte Herr Goulden. »Ja . . . aber drei Franken!«

»Drei Franken,« fiel ich ein, »das will nichts heißen, die Hauptsache ist, daß Sie nicht krank werden; Sie husten jeden Abend zum Erbarmen, so kann's nicht fortgehen.«

Das Gespräch, weit entfernt, ihn zu ärgern, freute ihn, denn er sah, daß wir aus Liebe zu ihm so sprachen und daß er uns glauben mußte.

»Wohlan,« sagte er, »ich will sehen, daß ich es so mache, wie ihr wollt; um so mehr, als eine Masse Offiziere auf Halbsold das Caféhaus von morgens bis abends belagern und die Zeitungen unter sich von Hand zu Hand gehen lassen, so daß man oft zwei Stunden warten muß, bis man eine erwischt. Ja, Katherine hat Recht.«

Am gleichen Tage noch ging er zu Vater Hoffmann, und Michel, einer der Kellner des Caféhauses, brachte uns von nun an jeden Abend nach sieben Uhr die Zeitung, gerade wenn wir vom Tisch aufstanden. Es war allemal eine wahre Freude, wenn wir ihn kommen hörten und alle sagten:

»Da kommt die Zeitung!«

Man stand auf; Katherine nahm rasch das Tischtuch weg und räumte alles auf; ich legte noch ein großes Scheit im Ofen nach; Herr Goulden zog seine Brille aus dem Futteral und las uns, während

Katherine spann, und ich als alter Soldat meine Pfeife rauchte und dem flackernden Feuer im Ofen zusah, die Pariser Neuigkeiten vor.

Wie froh und glücklich wir waren, Benjamin Constant und zwei oder drei andere das behaupten zu hören, was wir selber dachten — kann man sich gar nicht vorstellen.

Manchmal mußte Herr Goulden eine Pause machen, um seine Brille abzuwischen, dann brach Katherine in die Worte aus:

»Wie gut die Leute reden! Das sind einmal gescheite Männer . . . Ja, alles was sie behaupten, ist richtig, es ist die reinste Wahrheit.«

Wir beide stimmten ihr bei. Nur, meinte Vater Goulden, hätten sie noch von diesem und jenem sprechen sollen, übrigens sei's gut so. Hierauf fuhr er fort zu lesen, was uns bis zehn Uhr wach hielt, und dann ging man schlafen und träumte von dem, was man eben gehört hatte. O

Draußen blies der Wind, wie er nur in Pfalzburg bläst, die Wetterfahnen drehten sich schrillend auf ihren Stangen, der Regen peitschte die Mauern; und wir, im warmen Nest, lauschten und dankten Gott, bis der Schlaf kam und uns alles vergessen ließ.

Ach! wie gut schläft man und wie glücklich ist man mit dem Frieden im Herzen, in der Fülle der Gesundheit, im Gefühl der Liebe und der Achtung dessen, was man liebt! Was kann man auf dieser Welt mehr wünschen? — Die Tage, Wochen, Monate verfloßen so; wir wurden gewissermaßen Politiker; und wenn die Minister das Wort nahmen, dachten wir zum voraus:

»Ach, die schlechten Kerle, sie wollen uns betrügen. — Ach! die heillose Bande . . . man sollte sie alle fortjagen.«

Katherine besonders konnte diese Leute nicht ausstehen, und wenn die Mutter Gredel kam, und wie sonst von unserem guten König Ludwig XVIII. sprach, ließen wir sie aus Respekt reden und bedauerten sie, daß sie von den öffentlichen Angelegenheiten nichts verstand.

Man muß aber auch zugeben, daß diese Emigrierten, diese Minister und Prinzen sich höchst übermüthig gegen uns benahmen. Wenn der Graf von Artois und seine Söhne sich an die Spitze der Vendéer und Bretagner gestellt hätten, auf Paris marschiert und

Sieger geblieben wären, so hätten sie recht gehabt, uns zu sagen: »Wir sind eure Herrn und wir schreiben euch Gesetze vor.«

Aber wenn man sich zuerst hat fortjagen und dann von den Preußen und Russen wieder zurückführen lassen, und dann kommt und uns übermüthig behandelt, so ist das ganz erbärmlich!« Je älter ich werde, um so fester wird meine Ueberzeugung, daß dies schmähsch war.

Von Zeit zu Zeit kam auch Zebedäus zu uns, und er wußte alles, was wir in der Zeitung lasen. Er theilte uns zuerst mit, daß junge Emigrierte den General Vandamme aus der Umgebung des Königs vertrieben hatten. Diesen alten Soldaten, der aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrte und den die ganze Armee, trotz seines Unglücks bei Kulm, achtete, hatten sie hinausgewiesen und ihm gesagt, daß das nicht sein Platz wäre.

Vandamme war Oberst eines Regiments in Pfalzburg gewesen; die ganze Stadt kannte ihn; man kann sich die Entrüstung aller Ehrenmänner über diesen. Vorfall denken.

Zebedäus war es auch, der uns sagte, daß man den Generalen auf Halbsold den Prozeß mache, und ihre Briefe auf der Post wegnehme, um sie des Verraths überweisen zu können. – Er sagte uns kurze Zeit drauf, daß man die Töchter der ehemaligen Offiziere, die sich im Institut von Saint—Denis befanden, mit einer Pension von zweihundert Franken heim schicken wolle – und später, daß die Emigrierten für sich aus schließlich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Söhne in die Militärschulen von Saint-Cyr und de la Flèche zu schicken, und als Offiziere austreten zu lassen: während das Volk in alle Ewigkeit Soldat mit fünf Centimes täglich bleiben müsse!

Die Zeitungen erzählten dasselbe, aber Zebedäus wußte noch ganz andere Einzelheiten; die gemeinen Soldaten wußten alles. Ich kann euch nicht beschreiben, wie Zebedäus aussah, wenn er mit der braungerauchten Pfeife im Mund hinter dem Ofen saß, und uns diese Erbärmlichkeiten erzählte; seine große Nase wurde ganz weiß, um die Winkel seiner hellgrauen Augen spielte ein eigenthümliches Zucken, und von Zeit zu Zeit that er, als ob er lachte, und murmelte vor sich hin:

»Es geht voran! . . . es geht voran! . . .«

»Und was denken die andern Soldaten von all dem?« fragte Vater Goulden.

»Nun, sie denken, daß es gut geht. Wenn man während zwanzig Jahren sein Blut für Frankreich vergossen hat, wenn man zehn, fünfzehn, zwanzig Feldzüge hinter sich und drei Einstandszeichen hat und mit Narben bedeckt ist, und dann hören muß, daß einem seine alten Führer weggejagt, deren Töchter vor die Thüre gesetzt und die Söhne jener Höflinge fortan Offiziere werden, so freut einen das, Vater Goulden!« sagte er, und über sein ganzes Gesicht lief ein krampfhaftes Zittern.

»Gewiß, gewiß, das ist hart,« entgegnete Herr Goulden; »aber da ist halt die Disziplin; die Marschälle gehorchen den Ministern, die Offiziere den Marschallen und die Soldaten den Offizieren.«

»Sie haben recht,« erwiderte Zebedäus. »Doch horch! eben schlägt man den Zapfenstreich.«

Er drückte uns die Hand und eilte in die Kaserne.

So ging's den ganzen Winter durch; die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag, die Stadt war voll von Offizieren auf Halbsold, welche nicht mehr in Paris zu bleiben wagten: Leutnants, Hauptleute, Majore, Obersten der verschiedensten Kavallerie- und Infanterieregimenter, Leute, welche von einer Kruste Brot und einem Gläschen Schnaps lebten, und um so schlimmer dran waren, als sie äußerlich standesgemäß auf treten mußten.

Man denke sich diese Männer mit hohlen Wangen, kurz geschorenen Haaren, blitzenden Augen und großen Schnurrbärten, in ihren Uniformmänteln, an welchen sie die Knöpfe hatten ändern lassen müssen. Man stelle sich vor, wie sie zu drei, sechs, zehn auf dem Platz spazieren gingen, den großen Stockdegen am Knopfloch hängend, den Schiffhut quer auf dem Kopf, stets sauber gebürstet, aber so schäbig, so heruntergekommen, daß man im Augenblick bemerkte, daß sie ihren Hunger nur zum vierten Theile gestillt hatten. Und doch mußte man sich sagen: »Das sind die Sieger von Jemappes, Fleurus, Zürich, Hohenlinden, Marengo, Austerlitz, Friedland, Wagram . . . Wenn uns noch einiges Recht blieb, unserer

Nation mit Stolz anzugehören, so können sich weder der Graf von Artois, noch der Herzog von Berry oder von Angoulême rühmen, daran schuld zu sein, sondern nur diese da. Und jetzt läßt man sie zu Grunde gehen und verweigert ihnen sogar das tägliche Brot, um Emigrierten platz zu machen. Es ist wahrhaft schändlich.« Mit ein wenig Verstand, Herz und Billigkeit hätte man das Unnatürliche dieses Verfahrens einsehen müssen.

Mir drehte sich beim Anblick dieser Unglücklichen das Herz im Leibe um. Wenn man – und sei's auch nur ein Halbjahr lang — gedient hat, so bewahrt man immer die Achtung vor den Vorgesetzten, vor denen, welche man zuerst im Feuer gesehen hat. Ich schämte mich für mein Land, daß es solche Unwürdigkeiten erdulden mußte.

Einen Vorfall werde ich nie vergessen: es war gegen Ende Januar 1815, als zwei dieser Offiziere auf Halbsold bei uns eintraten und eine prachtvolle Uhr zum Kauf anboten, — der eine war groß, hager, mit grauen Haaren, unter dem Namen Falconette bekannt, und schien bei der Infanterie gedient zu haben; der andere klein, untersetzt, Namens Major Margarot, trug noch seinen Husarenbart.

Es mochte zehn Uhr morgens sein; ich sehe noch, wie sie feierlich hereintraten, der Oberst mit langgestrecktem Hals, der andere den Kopf zwischen den Schultern. Ihre Uhr war von Gold, mit doppeltem Gehäuse und einem Repetirwerk, sie zeigte die Sekunden an und ging acht Tage lang; ich habe nie etwas schöneres gesehen.

Während Herr Goulden dieselbe untersuchte, hatte ich mich auf meinem Stuhle umgedreht und betrachtete in einem fort diese Männer, welche in großer Geldverlegenheit zu sein schienen. Der Husar besonders mit seinem braunen, knochigen Gesicht und dem großen, röthlichen Schnurrbarte, mit kleinen braunen Augen, breiten Schultern und langen Armen, welche ihm bis an die Knie herabhingen, flößte mir großen Respekt ein. Ich dachte: »Wenn dieser noch seinen Husarensäbel in die Hand nimmt, muß er weit auslangen können; seine kleinen Augen müssen unter den buschigen Brauen ordentlich funkeln, und Parade und Hieb sich folgen wie Blitz und Schlag.« Und wenn ich mir vorstellte, wie er bei

einem Angriff, mit gestrecktem Säbel, halb gedeckt hinter dem Kopf seines Pferdes lag, wuchs meine Bewunderung immer mehr.

Ich erinnerte mich plötzlich, daß Major Margarot und Oberst Falconette hinter dem »grünen Baum« russische und österreichische Offiziere im Duell getödtet hatten, und die ganze Stadt vor drei oder vier Monaten beim Durchmarsche der Verbündeten nur von ihnen sprach. Auch der andere, mit dem bloßen Hals, hager und bleich mit grauen Haaren und kalter Miene, kam mir, trotz seines unscheinbaren Aeußern, sehr respektabel vor.

Ich war begierig, was Vater Goulden zu der Uhr sagen werde. Er sah gar nicht auf, sondern betrachtete sie mit wahrer Bewunderung, während die beiden Männer ruhig warteten, aber wie Leute, denen es wehe thut, ihre Verlegenheit nicht verbergen zu können.

Endlich sagte Herr Goulden:

»Das ist ein ganz ausgezeichnetes Werk, meine Herren, eine wahrhaft fürstliche Uhr.«

»Ganz richtig,« entgegnete der Husar, »ich habe sie auch von einem Prinzen erhalten, nach der Schlacht bei Raab.«

Er warf dem andern einen Blick zu. Dieser schwieg. Jetzt betrachtete sie Herr Goulden aufmerksam und sah, daß sie in großer Noth waren, er nahm sein schwarzseidenes Käppchen ab und stand mit den Worten langsam auf:.





»Meine Herren, nehmen Sie nicht übel, was ich Ihnen sage; ich bin, wie Sie, ein alter Soldat, ich habe Frankreich unter der Republik gedient, und ich glaube, daß es einem das Herz förmlich zerreißt, wenn man so etwas zu verkaufen gezwungen ist, etwas, das uns die

Erinnerung an eine schöne That unseres Lebens und das Andenken an einen Vorgesetzten zurückruft, das uns theuer ist.«

Ich hatte Vater Goulden nie mit solcher Rührung sprechen hören; traurig senkte er sein kahles Haupt und schlug die Augen nieder, um den Schmerz derer nicht sehen zu müssen, mit denen er sprach. Der Major war ganz roth geworden, seine kleinen Augen schienen trüb, seine großen Finger zuckten krampfhaft; der Oberst war todesblaß. Ich wünschte mich weit weg.

Herr Goulden hob wieder an:

»Diese Uhr ist mehr als tausend Franken werth, ich habe diese Summe nicht vorräthig, und zudem würde es Ihnen schmerzlich sein, sich von einem solchen Andenken trennen zu müssen. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Die Uhr bleibt, wenn es Ihnen recht ist, hier in meiner Auslage, wird aber stets Ihr Eigenthum sein — und ich will Ihnen zweihundert Franken darauf vorstrecken, die Sie mir zurück erstatten, wenn Sie die Uhr wieder abholen.«

Bei diesen Worten streckte der Husar seine großen haarigen Hände aus, als wollte er Vater Goulden umarmen.

»Sie sind ein guter Patriot, Sie!« rief er aus.

»Colin hat es uns gleich gesagt . . . Ach, Herr, ich werde den Dienst nie vergessen, den Sie mir leisten . . . Diese Uhr . . . ich hab sie von Prinz Eugen für eine glänzende Waffenthat erhalten . . . Ich hänge daran, wie an meinem eigenen Blut . . . Aber die Noth . . .«

»Major!« sagte der andere ganz blaß.

Aber der Husar hörte nicht auf ihn und rief, während er ihn mit dem Arm wegschob:

»Nein, Oberst, lassen Sie mich . . . Wir sind unter uns . . . ein alter Soldat kann uns verstehen . . . Man läßt uns Hungers sterben — man betrügt sich gegen uns, wie die Kosaken . . . man ist zu feig, uns zu erschießen!«

Er schrie, daß man's im ganzen Haus hörte. Ich war mit Katherine in die Küche gelaufen, um das traurige Schauspiel nicht mit ansehen zu müssen. Herr Goulden beruhigte ihn; wir hörten ihn sagen:

»Ja, ich weiß das alles, meine Herren, ich versetzte mich in Ihre Lage . . .«

»Geh . . . Margarot! . . . sei ruhig!« sagte der Oberst.

Die Szene dauerte fast eine Viertelstunde. Zuletzt hörten wir, wie Herr Goulden das Geld vorzählte, und der Husar zu ihm sagte:

»Ich danke Ihnen, ich danke! Wenn sich je eine Gelegenheit bietet, erinnern Sie sich an den Major Margarot:«

Zu gleicher Zeit ging die Thüre auf, und sie stiegen die Treppe hinab, was für uns eine rechte Erleichterung war, für Katherine und für mich, denn es war uns ganz schwer um's Herz. Wir gingen in's Zimmer zurück. Herr Goulden, welcher die Offiziere hinausbegleitet hatte, kam eben auch die Treppe herauf; barhäuptig und ganz verstört.

»Diese Armen haben recht,« sagte er, indem er sein Käppchen wieder aufsetzte, »das Benehmen der Regierung gegen sie ist abscheulich; das muß sich ja früher oder später rächen.«

Wir waren den ganzen Tag über traurig. Doch erklärte mir Herr Goulden die Vorzüge der Uhr und fügte bei, daß man immer derartige Muster vor Augen haben sollte; hierauf hängten wir sie in unserem Auslagfenster auf.

Von da an wurde ich den Gedanken nicht mehr los, daß das alles zu bösen Häusern führen müsse, und daß die Emigrierten, selbst wenn sie jetzt einhielten, schon zu weit gegangen seien. Immer hörte ich die Stimme des Majors in unserem Zimmer rufen, man betrage sich gegen die Armee wie die Kosaken!

Die Erinnerung an die Prozessionen, Bußübungen, die Predigten über die fünfundzwanzigjährige Revolution, die Rückgabe der Nationalgüter, die Wiederherstellung der Klöster u. s. w., all das schien mir ein schreckliches Durcheinander, aus dem nichts gutes hervorgehen konnte.

---

## X.

So stand es, als sich anfangs März das Gerücht verbreitete, schnell wie der Wind, der Kaiser habe in Cannes gelandet. Woher kam dieses Gerücht? Niemand hat es je sagen können; Pfalzburg ist zweihundert Stunden vom Meere entfernt: viele Ebenen und Berge trennen es vom Süden. — Ich selbst erinnere mich noch an etwas ganz Außerordentliches. Am 5. März — jene Nachricht war noch nicht zu uns gedrungen — hatte ich beim Aufstehen das Fenster unseres kleinen Zimmers aufgestoßen, welches hart unter dem Dach sich öffnete; ich betrachtete die alten, schwarzen Kamine des Bäckers Spitz gegenüber, es lag noch ein wenig Schnee dahinter; die Kälte war noch ziemlich scharf, obgleich die Sonne hell schien, und ich dachte: »Das heißt einmal gutes Marschwetter!« Ich erinnerte mich, wie froh wir in Deutschland waren, wenn wir, nachdem die Lagerfeuer mit Tagesanbruch ausgelöscht waren, bei einem solchen Wetter »Schulter's Gewehr!« abmarschieren durften, und die Sohlen des Bataillons auf dem gefrorenen Boden trappen hörten. Und — ich weiß nicht wie — plötzlich dachte ich an den Kaiser, ich sah ihn im grauen Ueberrock, mit dem runden Rücken, den Kopf im Hut vergraben, vor der alten Garde drausmarschieren. Katherine kehrte eben unser Stübchen aus. Es war wie ein Traumgesicht am hellen lichten Tag.

Während ich so dastand, hörten wir jemand die Treppe heraufkommen; Katherine horchte auf und sagte:

»Das ist Herr Goulden.«

Auch ich erkannte am Schritt, daß er es war, was mich Wunder nahm, denn er kam, so zu sagen, nie zu uns herauf. Er öffnete die Thüre und flüsterte:

»Kinder, der Kaiser hat am 1. März in Cannes bei Toulon gelandet und marschiert auf Paris.«

Mehr sagte er nicht und setzte sich, um auszuschlafen. Man kann sich denken, wie wir einander ansahen. Erst nach einigen Augenblicken fragte Katherine:

»Steht's in der Zeitung, Herr Goulden?«

»Nein,« meinte er, »man weiß dort noch nichts oder verheimlicht uns alles. Aber, um's Himmelswillen, kein Wort von all dem, wir würden verhaftet! Heute Morgen um fünf Uhr kam Zebedäus, der die Wache am französischen Thor bezog, um mir's mitzutheilen; er klopfte drunten, wahrscheinlich habt ihr's gehört?«

»Nein, Herr Goulden, wir schliefen.«

»Nun! ich öffnete das Fenster, um zu sehen, was es gab, und ging hinunter, um aufzuriegeln. Zebedäus hat mir's für ganz gewiß erzählt; das Regiment ist bis auf weiteren Befehl in die Kaserne konsignirt. Man hat, scheint's, Angst vor den Soldaten; aber wie will man denn Bonaparte in seinem Marsch aufhalten? Die Bauern, welchen man ihre Güter nehmen will, kann man ihm doch wahrhaftig nicht entgegen stellen, und die Bürger, die man als Jakobiner behandelt, auch nicht. Die Emigrierten haben jetzt einmal eine schöne Gelegenheit, sich zu zeigen. Aber vor allem das tiefste Schweigen . . . das tiefste Schweigen! . . .«

Er sagte das mit aufgehobenem Finger und wir gingen in die Werkstatt. Katherine machte ein gutes Feuer auf, und jedes ging an seine Arbeit wie gewöhnlich.

An diesem Tage blieb alles still und am folgenden auch. Einige Nachbarn, Vater Rehbock und Offran besuchten uns, angeblich um ihre Uhren reinigen zu lassen.

»Nichts Neues, Nachbar?« fragten sie.

»Mein Gott!« antwortete Herr Goulden, »was soll's geben — es ist ja alles ruhig. Sie wissen auch nichts?«

»Nein!«

Und doch las man in ihren Augen, daß sie die große Neuigkeit wußten. Zebedäus blieb in der Kaserne. Das Caféhaus war von früh bis spät voll von Offizieren auf Halbsold, aber kein Wort wurde laut: die Sache war zu ernst.

Erst am dritten Tag fingen die Offiziere, in denen es kochte, an, die Geduld zu verlieren; sie liefen hin und her, und die fürchterlichste Unruhe stand ihnen auf die Stirn geschrieben. Hätten sie Pferde oder

auch nur Waffen gehabt, sie hätten sicher etwas unternommen. Aber die Gendarmerie, mit dem alten Chancel an der Spitze, lief auch hin und her; stündlich sah man Gendarmerie—Stafetten nach Saaburg abgehen.

Die Aufregung wuchs; niemand hatte mehr Lust zum arbeiten. Bald erfuhr man durch Handlungsreisende, die in der »Stadt Basel« abstiegen, daß der Oberrhein und Jura auf den Beinen seien; daß Kavallerie- und Infanterie-Regimenter der Reihe nach auf Besançon marschierten, daß ungeheure Streitkräfte dem Usurpator entgegentzogen u. s. w. Einer dieser Reisenden, der zu viel sprach, erhielt den Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlassen; der Gendarmerie—Wachtmeister hatte seine Papiere untersucht, zum Glück waren sie in Ordnung.

Ich habe seitdem andere Revolutionen erlebt, aber keine solche Aufregung mehr, wie namentlich am 8. März zwischen vier und fünf Uhr abends, als der Befehl kam, daß das erste und zweite Bataillon unverzüglich in Feldausrüstung nach Lons-l-Saunier abmarschieren sollten. Da begriff man die ganze Größe der Gefahr, und jeder dachte: »Nicht den Herzog von Angoulême oder den Herzog von Berry braucht man, um Bonaparte gefangen zu nehmen, sondern ganz Europa.«

Endlich athmeten die Offiziere auf Halbsold etwas leichter; ihre Miene war wie von einem Sonnenstrahl erleuchtet.

Um fünf Uhr, als eben das erste Trommelzeichen auf dem Exerzierplatz gegeben wurde, trat Zebedäus rasch bei uns ein.

»Nun?« rief ihm Vater Goulden entgegen.

»Nun,« antwortete er, »die ersten zwei Bataillone marschieren.«

Er war bleich. »Sie sollen ihn fangen,« sagte Herr Goulden.

»Ja, die werden ihn fangen!« sagte er, mit den Augen winkend.

Die Trommel ertönte wieder. Er sprang in großen Sätzen die Treppe hinab. Ich folgte ihm. Unten auf der letzten Stufe faßte er meinen Arm und sagte mir, während er den Tschako abnahm, in's Ohr:

»Da sieh' rein, Joseph, kennst du die?«

Ich sah die alte dreifarbigte Kokarde unter dem Futter.

»Das ist die unsere, die da,« sagte er. »Alle Soldaten haben's so.«

Ich hatte kaum hingeblickt, als er mir die Hand drückte und mit raschen Schritten um die Ecke bei Fouquet bog. Ich ging wieder hinauf und dachte: Da fängt das Durcheinander wieder an, da geht's wieder schief in ganz Europa: da gibt's wieder Aushebungen, Joseph, Abschaffung der Heirathserlaubnis und so weiter, wie in den Zeitungen zu lesen steht. Anstatt seine Ruhe zu haben, muß man sich wieder aufregen; statt der Glocken werden die Kanonen wieder ertönen; statt von Klöstern wird vom Arsenal die Rede sein; statt nach Weihrauch und Blumenkränzen wird's nach Pulver riechen. Gott im Himmel, nimmt's denn kein Ende! Alles wäre so gut gegangen ohne die Missionäre und Emigrierten! Jammer über Jammer! Und immer ist's unser einer, der arbeitet und nichts will, immer ist er's, der zahlen muß . . . Immer ist's unser Wohl, dem zu lieb man all die Ungerechtigkeiten begeht, während man uns in Wahrheit für Narren hat, und als dumme Klöße behandelt!«

Dergleichen gute Gedanken gingen mir noch viele durch den Kopf; allein was konnt es mir helfen? Ich war weder der Graf von Artois noch der Herzog von Berry; man muß ein Fürst sein, damit die guten Gedanken was helfen, und jedes Wort, das man sagt, als Wunder angestaunt wird.

Von da an bis abends spät war Vater Goulden keine Minute mehr ruhig; er war so ungeduldig, wie ich zur Zeit, da ich auf meine Heiraths—Erlaubnis wartete; alle Augenblicke sah er zum Fenster hinaus und sagte:

»Heute muß die große Neuigkeit kommen . . . Die nöthigen Befehle sind gegeben . . . man braucht uns nichts mehr zu verheimlichen.« Und alle paar Minuten rief er:

»St! . . . Der Postwagen kommt.« Wir horchten: es war Lanzen's Karren mit seinen alten Schindmähren, oder der Botenwagen Baptiste's, der über die Brücke fuhr.

Inzwischen wurde es Nacht, Katherine war im Begriff, den Tisch zu decken, als Herr Goulden zum zwanzigsten Mal sagte:

»Horch!«

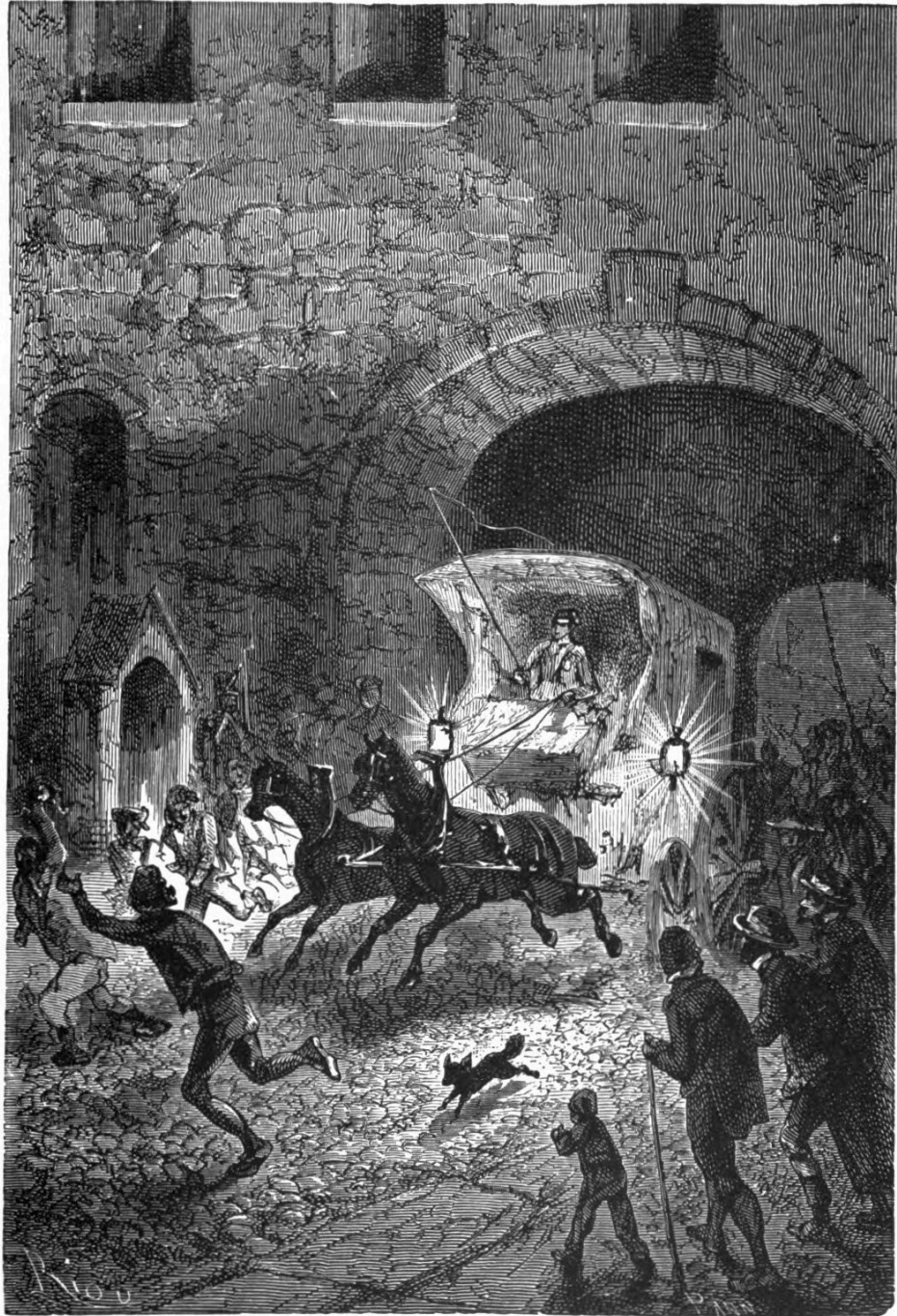
Diesmal ließ sich in der Ferne ein näher kommendes Rollen hören. Da lief er stracks nach dem Alkoven, legte sein dickwollenes Wamms an und sprang oder rollte vielmehr mit dem Ruf: »Joseph komm!« die Treppe hinunter; ich aber wurde vom bloßen Anblick seiner Hast mit derselben Neugier angesteckt und folgte ihm.

Wir waren auf der Hausstaffel, als der Eilwagen mit seinen zwei feurigen Laternen aus dem dunklen Thorweg her vorkam und donnernd an uns vorüberfuhr.

Wir liefen ihm nach, waren aber nicht die einzigen; von allen Seiten hörte man die Leute rennen und rufen:

»Da ist er! . . . da ist er . . .«





Das Postbureau lag in der Heustraße am deutschen Thor; der Eilwagen fuhr grad aus bis an die Ecke des Gymnasiums hinab und bog dann rechts ab. — Je weiter wir liefen, je mehr wimmelte es in der Straße von Menschen, aus allen Thüren kamen sie heraus; der Altbürgermeister Parmentier, sein Aktuar Eschenbach, der

Steuereinnnehmer Cauchois und viele andere Honoratioren sprangen auch hintendrein und riefen:

»Der große Augenblick ist gekommen!«

An der Ecke des Arsenalplatzes angelangt, sahen wir die Menschenmenge, welche bereits das Postbureau umstand, und unzählig viele Leute, welche sich vor dem eisernen Gitter drängten, horchten, sich übereinander hereinbogen und den Kondukteur, der ihnen keine Antwort gab, mit Fragen bestürmten.

Der Postmeister Pernette öffnete das hellerleuchtete Fenster, das Brief- und Zeitungs-Paket flog vom Wagen herab in das Zimmer. Das Fenster schloß sich wieder, und der Postillion gab den Leuten mit der Peitsche das Zeichen zum Ausweichen.

»Die Zeitungen! Die Zeitungen!« rief's von allen Seiten. Der Eilwagen setzte sich wieder in Bewegung und versank im Schlund des deutschen Thors.

i »Rasch ins Café Hoffmann,« sagte Herr Goulden eilig, »die Zeitungen werden gleich kommen; wenn wir noch länger warten, finden wir keinen Platz mehr.«

Als wir über den Platz eilten, hörten wir die Menge schon hinter uns dreinkommen. Der Major Margarot sagte mit seiner starken Stimme:

»Kommt . . . ich hab' sie! . . .«

Alle Offiziere auf Halbsold folgten ihm; der Mond schien hell: man sah sie raschen Schritts näher kommen.

Wir eilten in das Caféhaus und saßen kaum hinter dem großen Kachelofen, als mit einem Mal die Masse Leute durch die offene Flügelthüre hereinstürzte.

In diesem Augenblick mußte man sich die Offiziere auf Halbsold betrachten: die großen Dreimaster, die unter den Hängelampen durchsegelten, die hageren Gesichter, die langen Schnurrbärte, die blitzenden, aus dem Dunkel starrenden Augen, die ihnen das Aussehen wilder, zum Sprung gerüsteter Thiere gaben; verschiedene unter ihnen schielten vor fieberhafter Ungeduld, und ich glaube, sie

sahen gar nichts, sondern waren im Geist anderswo, bei Buonaparte: – man bekam förmlich Angst.

Es kamen immer mehr Leute, immer mehr, so daß es zum Ersticken heiß wurde, und man alle Fenster aufmachen mußte. Draußen in der Kasernenstraße und auf dem Brunnenplatz wogte die Menge.

»Das war gescheidt, daß wir gleich herüber gegangen sind,« sagte Herr Goulden, und stieg, weil's viele andere auch so machten, auf seinen Stuhl, wobei er sich am Ofen hielt.

Ich folgte seinem Beispiel und sah rings um mich nichts als erwartungsvolle Gesichter, in der Mitte des Saals die großen Hüte der Offiziere und draußen im Mondschein die Menge, die den ganzen Platz bedeckte. – Der Lärm wuchs. Plötzlich rief eine Stimme:

»Still!«

Es war der Major Margarot, der auf einen Tisch gestiegen war. Hinter ihm, unter der Flügelthüre, betrachteten sich die Gendarmen Götz und Werner den ganzen Vorgang, und durch die offenen Fenster beugten sich Leute in's Zimmer herein. Im gleichen Augenblick hieß es: »Still! still!« bis über den Platz hin, und nun trat eine Stille ein, daß man hätte glauben sollen, es sei keine Seele da.

Der Major las die Zeitung vor. Seine klare Stimme, die jedes Wort mit einer Art von innerem zittern betonte, klang wie das Tiktak unserer Uhr in stiller Nacht; man mußte sie mitten auf dem Arsenalplatz noch vernehmen. Und es dauerte lang, weil der Major alles las und nichts überging. Ich erinnere mich, daß die Zeitung damit begann, daß der berühmte Buonaparte, der Störenfried, der Despot, der Frankreich fünfzehn Jahre lang geknechtet habe, von seiner Insel durchgegangen sei und die Frechheit gehabt habe, den Fuß nochmals auf den durch seine Schuld blutgetränkten Boden Frankreichs zu setzen, daß aber die Truppen, treu dem König und treu der Nation, bereits auf dem Marsch seien, um ihn gefangen zu nehmen, und daß sich Buonaparte angesichts des allgemeinen Abscheus mit einer Hand voll Gesindel, das ihn begleite, bereits in die Berge geworfen habe und, von allen Seiten eingeschlossen, unfehlbar werde gefangen werden. Ferner erinnere ich mich, daß

sich, wie die Zeitung sagte, alle Marschälle beeilt hätten, ihren ruhmreichen Degen dem König zur Verfügung zu stellen, dem Vater des Volks und der Nation, und daß der berühmte Marschall Ney, Fürst von der Moskowa, ihm die Hand geküßt und versprochen habe, Buonaparte todt oder lebendig nach Paris zu bringen.

Hierauf kamen lateinische Ausdrücke, die ich nicht verstand und die ohne Zweifel für die Pfarrer bestimmt waren. Von Zeit zu Zeit hörte ich einige hinter mir lachen und sich über die Zeitung lustig machen. Ich kehrte mich um und sah, daß es der Herr Professor Burguet nebst zwei oder drei anderen Honoratioren war, die man nach den Hundert—Tagen nach Bourges konfinirte, weil sie, wie Vater Goulden sagte, zu gescheidt waren. — Ein Beweis, daß es besser ist, bei derartigen Gelegenheiten das Maul zu halten, wenn man nicht für oder gegen kämpfen will, denn bloße Worte machen weder warm noch kalt und bereiten einem nur Widerwärtigkeiten.

Noch viel ärger aber ging's am Schluß zu, als der Major die betreffenden Verordnungen las. Die erste bezog sich auf die Bewegungen der Truppen, und eine zweite befahl allen Franzosen, auf Buonaparte zu fahnden und ihn im Betretungsfall todt oder lebendig nach Paris zu liefern, weil er sich selbst außerhalb des Gesetzes gestellt habe.

Bei diesen Worten veränderte der Major, der bis dahin bei dem Namen Buonaparte nur gelächelt hatte — und dessen knochiges Gesicht neben der Hängelampe nur leichte Zuckungen gezeigt hatte, während die andern drunten ihm zuhörten — bei diesen Worten veränderte sich sein Gesicht; ich habe nie etwas Schrecklicheres gesehen; es war nur noch Falte an Falte, seine Aeuglein funkelten ganz katzenartig. Die Haare seines Schnurr- und Backenbartes sträubten sich. Er nahm die Zeitung und zerriß sie in tausend Stücke; dann wurde er ganz bleich und, hochaufgerichtet mit ausgestreckten Armen, brach er in den Ruf aus: »Es lebe der Kaiser!« mit solcher Macht, daß es einen eiskalt überlief. Sobald dieser Ruf ertönte, erhoben alle Offiziere ihre großen Hüte, die einen mit der Hand, die andern auf der Spitze ihrer Stockdegen, und wiederholten wie aus Einem Mund: »Es lebe der Kaiser!« — Man meinte, die Decke müsse

einfallen. Mir war' s, als ob man mich mit kalt Wasser übergossen hätte. »Nun,« dachte ich, »ist alles aus . . . Predige doch einer solchen Leuten Ruh und Frieden!«

Draußen inmitten der Bürger wiederholten die Soldaten von der Rathhauswache den Ruf: »Es lebe der Kaiser!« Und wie ich eben voller Angst hinsah, was wohl die Gendarmen thun würden, zogen sie schweigend ab, da sie auch alte Soldaten waren.

Aber damit war's noch nicht aus: als der Major im Begriff war, von seinem Tisch herabzusteigen, rief ein Offizier, man müsse ihn im Triumph herumtragen, und sofort packten ihn die andern bei den Beinen und trugen ihn durch den Saal, jedermann zurückstoßend unter dem wahnsinnigsten Geschrei: »Es lebe der Kaiser!«

Und als er so mit den langen Händen sich an ihren Achseln haltend und mit dem Kopf über ihre Hüte hervorragend von seinen Kameraden im Triumph getragen wurde und die Hochrufe auf sein Theuerstes vernahm, da fing er an zu weinen . . . und wer hätte gedacht, daß ein solches Gesicht weinen könne; das allein schon reichte hin, einen verrückt und wüthend zu machen. Er sprach nichts, seine Augen waren geschlossen und die Thränen liefen ihm über die Nase und den Schnurrbart herab.

Ich war in den Anblick ganz versunken, wie man sich denken kann, als mich Vater Goulden, der von seinem Stuhl herabgestiegen war, mit den Worten anstieß:

»Joseph komm, komm . . . es ist Zeit!«

Hinter uns hatte alles schon den Saal verlassen, man machte sich eilig durch das Gäßchen des Bierbrauers Klein aus dem Staub, um nicht in einen bösen Handel verwickelt zu werden; auch wir nahmen diesen Weg.

»Das kann zu bösen Häusern führen,« sagte Vater Goulden, als wir über den Platz gingen. »Morgen kann sich die Gendarmerie an's Werk machen . . . Der Major Margarot und seine Kameraden sehen mir aber nicht darnach aus, als ob sie sich nur so verhaften ließen . . . Die Soldaten des dritten Bataillons schlagen sich auf ihre Seite, wenn sie's nicht schon getan haben . . . Die Stadt ist in ihren Händen!« Er sprach das mit sich selber, und ich dachte wie er. Zu

Haus in der Werkstatt erwartete uns Katherine in größter Aufregung. Wir erzählten ihr, was so eben vorgefallen war. Der Tisch war gedeckt, aber keins hatte Hunger. Herr Goulden trank ein Gläschen Wein und wiederholte dann, während er die Schuhe auszog:

»Kinder, dem nach zu urtheilen, was ihr eben gesehen habt, kommt der Kaiser ganz sicher nach Paris; die Soldaten wollen es, die Bauern – die man in ihrem Besitz bedroht hat – wollen es auch, und die Bürger, vorausgesetzt, daß er auf seiner Insel in sich gegangen ist, auf seine kriegerischen Pläne verzichtet und die Verträge annimmt, wollen's nicht besser haben, namentlich wenn wir eine gute Verfassung bekommen, die jeden seine Freiheit verbürgt – das höchste der Güter. – Wünschen wir das uns und ihm. — Und nun gute Nacht!«

---

## XI.

Tags darauf, am Freitag, war Markt, und die ganze Stadt voll von der großen Nachricht. Eine Menge Elsässer und Lothringer Bauern, in Blusen und Wämsern, mit Dreispitzen und Zipfelkappen, kamen einander nach auf ihren Wägelchen, angeblich um Waizen, Gerste oder Hafer zu verkaufen, in Wahrheit aber um zu erfahren, was vorging. Man hörte draußen nichts als »Hist, Fuchs! Hott, Schimmel!« und Wagen rollen und Peitschen knallen. Die Frauen waren auch nicht die letzten; sie kamen von la Houpe, von Dagsberg, von Erschweiler, von Lützelburg, von den Höfen, in ihren kurzgeschürzten Röcken, mit großen Körben auf dem Kopf, und liefen, was sie konnten. Alle diese Leute kamen unter unsern Fenstern vorüber und Herr Goulden sagte:

»Was das ein Geläuf und Gesprang ist! Man meint, der Geist des Andern sei schon in's ganze Land gefahren. Man geht jetzt nicht mehr mit gemessenen Schritten, Wachskerzen in der Hand und Kirchenmäntel über den Rücken.«

Er schien recht vergnügt darüber zu sein, zum Beweis, wie sehr er sich über all diese Ceremonien geärgert hatte. Gegen acht Uhr mußte man sich aber doch auch wieder an die Arbeit setzen, und Katherine ging wie gewöhnlich auf den Wochenmarkt, um Butter, Eier und Gemüse für unsere Haushaltung einzukaufen. Um zehn Uhr kam sie zurück:

»Ach, Herr Gott!« sagte sie, »alles ist schon wie umgekehrt.«

Sie erzählte uns, daß die Offiziere auf Halbsold mit ihren großen Stockdegen am Marktplatz auf und ab gingen — in ihrer Mitte der Major Margarot — und daß überall in der Fruchthalle, zwischen den Bänken und an den Buden, Bauer und Bürger, alles sich die Hände drücke, sich gegenseitig eine Prise anbiete und sage: »Ei, ei, das Geschäft geht wieder.«

Sie jagte uns auch, daß man vergangene Nacht Proklamationen Buonaparte's am Rathhaus, an den drei Thüren der Kirche und sogar an den Pfeilern der Markthalle angeschlagen, daß aber die

Gendarmerie sie in aller Frühe wieder abgerissen habe, endlich daß alles wieder auf den Beinen sei. Vater Goulden war von unseren Werktsch aufgestanden, um ihr zuzuhören; ich hatte mich auf meinem Stuhl umgedreht und dachte:

»Ja, das ist gut . . . das ist sehr gut . . . aber wenn's so aussieht, wird mein Urlaub bald ablaufen. Wenn alles auf den Beinen ist, wirst du dich auch auf die Beine machen müssen, Joseph! Statt daß du ruhig hier bleibst bei deiner Frau, wird man dir nächstens wieder die Patrontasche um hängen und dir Tornister, Flinte und zwei Päckchen Patronen auf den Rücken geben!«.

Beim Anblick Katherine's, welche an die schlimme Seite der Sache gar nicht dachte, zogen Weißenfels, Lützen, Leipzig an meinem Geiste vorüber; es wurde mir schwer um's Herz.

Während wir so in Gedanken versunken bei einander waren, geht die Thüre auf und Tante Gredel kommt herein. Erst meinte man, sie sei ruhig.

»Guten Morgen, Herr Goulden! Guten Morgen, Kinder!« sagte sie, indem sie ihr Körbchen hinter den Ofen stellte.

»Sind Sie immer recht wohl, Mutter Gredel?« fragte Herr Goulden.

»Ach was! . . . wohl . . . wohl . . .!« fuhr sie heraus. Ich sah gleich, daß sie mit den Zähnen knirschte und rothe Flecken auf den Wangen hatte. Sie schob mit einem raschen Griff die Haare, welche ihr über die Ohren herabfielen, unter die Haube zurück und betrachtete uns, eins nach dem andern, mit ihren grauen Augen, um zu sehen, was wir dachten. Dann hob sie mit kreischender Stimme an:

»Es scheint, der Hallunke ist von seiner Insel durch gegangen?«

»Welchen Hallunken meinen Sie, Mutter Gredel?« fragte Herr Goulden ruhig.

»Ach, Sie wissen wohl, wen ich meine,« erwiderte sie, »ich meine Ihren Buonaparte!«

Vater Goulden, als er sie so zornig sah, setzte sich wieder an unsern Werktsch, um einen Streit wo möglich zu vermeiden; er that, als untersuche er eine Uhr, und ich machte es wie er.



»Ja,« sagte sie und schrie noch lauter, der fängt seine schlechten Streiche wieder an, wie man eben glaubt, es sei alles aus . . . da kommt er wieder schlimmer als zuvor . . . der Abscheuliche!«

Ich hörte das verhaltene Zittern ihrer Stimme. Herr Goulden stellte sich, als mache er an seiner Arbeit fort.

»Wer ist Schuld dran, Mutter Gredel?« sagte er, ohne sich umzuwenden. »Glauben Sie denn, daß diese Prozessionen, diese Bußübungen, diese Predigten gegen die Nationalgüter und die fünfundzwanzigjährige Revolution, diese fortwährenden Drohungen, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, der Befehl, die Läden während des Gottesdienstes zu schließen 2c., glauben Sie, daß das so fort gehen könne? Ich frage Sie, hat man was ähnliches gesehen, seit die Welt steht, und das geeigneter wäre, eine Nation gegen die, welche sie erniedrigen wollten, aufzuwiegeln? Ist es nicht, als ob Bonaparte selber diesen Bourbonen alle die dummen Streiche eingeblasen hätte, welche das Volk erbittern mußten? Sagen Sie selber . . . war es nicht voraus zu sehen, daß es so gehen werde?«

Er betrachtete seine Uhr fortwährend mit der Loupe, um ruhig zu bleiben; ich schaute während des Gesprächs nach Mutter Gredel hinüber. Sie hatte zwei- oder dreimal die Farbe gewechselt, und Katherine, die hinten am Ofen stand, gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sie solle bei uns keinen Skandal anfangen; das eigensinnige Weib kümmerte sich aber sehr wenig um diese Zeichen.

»Ihnen ist's also auch recht?« sagte sie. »Sie ändern Ihre Ansichten über Nacht, wie die andern . . . Sie geben Ihre Republik auf, wenn's Ihnen beliebt!«

Als Vater Goulden das hörte, hustete er ganz leise, wie wenn er etwas im Halse gehabt hätte, und sah über eine halbe Minute lang nachdenklich drein; die Tante stand erwartend hinter uns. Endlich antwortete Herr Goulden, welcher sich wieder gefaßt hatte, langsam:

»Es ist nicht recht von Ihnen, Frau Gredel, mir einen solchen Vorwurf zu machen; wenn ich meine Ansichten hätte ändern wollen, so hätte ich früher angefangen und wäre jetzt anstatt Uhrmacher in

Pfalzburg, Oberst oder General so gut wie ein anderer, aber ich war immer, ich bin und bleibe bis zum Tode für die Republik und die Menschenrechte.«

Damit kehrte er sich rasch um und sah die Tante von unten bis oben an und sagte mit erhobener Stimme:

»Und eben darum ist mir auch Napoleon Buonaparte immer noch lieber, als der Graf von Artois, die Emigrierten, die Missionäre und die Wunderthäter; er ist wenigstens gezwungen, einiges von unserer Revolution beizubehalten, er ist gezwungen, die Nationalgüter zu achten, jedem seinen Besitz und seinen Rang und alles, was er durch die neuen Gesetze gewonnen hat, zu garantieren. Wenn er's nicht thäte, welchen Grund hätte er Kaiser zu sein? Wenn er die Gleichheit nicht aufrecht hielte, welchen Grund hätte die Nation, es zu wollen? Die andern dagegen haben alles angegriffen . . . Sie wollen alles zerstören, was wir gemacht haben . . . Und deshalb ist mir dieser lieber, verstanden?«

»Ei,« rief Mutter Gredel, »das ist mir neu!«

Sie lachte höhnisch und ich hätte alles drum gegeben, wenn sie in Vierwinden gewesen wäre.

»Sonst haben Sie anders gesprochen,« rief sie, »als der andere die Bischöfe, die Erzbischöfe und die Kardinäle wieder einsetzte, als er sich vom Papste krönen und sich mit dem aus der heiligen Lampe geretteten Oele salben ließ, als er die Emigrierten zurückrief, als er den großen Geschlechtern Schlösser und Wälder zurück gab, als er Prinzen, Herzoge, Barone zu Dutzenden ernannte, wie oft habe ich Sie da nicht jagen hören, das sei abscheulich, sei Verrath an der Revolution, die Bourbonen wären Ihnen lieber, diese hätten wenigstens von nichts anderem gewußt; sie glichen den Amseln, welche immer dieselbe Melodie singen, weil sie keine andere können und diese für die schönste Melodie der Welt halten! . . . Während er aus der Revolution hervorgegangen sei, und sein Vater einige Dutzend Ziegen in den Bergen von Corsika gehabt habe, was ihn von Kindheit an belehren mußte, daß die Menschen gleich seien, und nur der Muth und das Genie sie erhebe! daß er all den alten Plunder hätte verachten und nur Krieg hätte führen sollen, um die neuen

Rechte, die neuen Ideen zu vertheidigen, welche die richtigen seien, die nichts in ihrem Lauf aufhalten könne!

»Haben Sie das nicht gesagt, als Sie mit Vater Colin plauderten hinten in unserem Garten, aus Furcht, verhaftet zu werden, wenn man Sie höre? Haben Sie nicht so mit einander gesprochen in meiner Gegenwart?«

Vater Goulden war ganz blaß geworden; er sah vor sich hin und drehte seine Tabaksdose zwischen den Fingern, wie er that, wenn er in Gedanken versunken war; ich las sogar etwas wie Rührung in seinem Gesicht.

»Ja,« versetzte er, »ich habe es gesagt und ich denke noch so. Sie haben ein gutes Gedächtnis, Mutter Gredel. Es ist wahr, zehn Jahre lang waren Colin und ich gezwungen, uns zu verbergen, wenn wir über gerechte Dinge sprechen wollten, welche sich endlich doch erfüllen müssen, und der Despotismus eines einzigen Menschen, der unter uns geboren war, und den wir mit unserem eigenen Blut groß gezogen hatten, brachte uns so weit. Aber heut liegen die Dinge anders. Dieser Mann, dem man das Genie nicht absprechen kann, hat gesehen, wie ihn seine Speichellecker verlassen und verrathen haben; er hat gesehen, daß seine wahre Wurzel im Volk ist, und daß die großen Verbindungen, auf die er sich etwas einzubilden so schwach war, seinen Fall herbeigeführt haben. Nun kommt er und will uns von den andern befreien und dessen bin ich froh.«

»Sie haben also nicht selbst den Muth dazu? Brauchen Sie denn ihn?« schrie die Tante Gredel. »Wenn Sie die Prozessionen nicht leiden mögen und wenn Sie sind, was Sie sagen: das Volk! — warum brauchen Sie denn ihn?«

Da lächelte Vater Goulden und sagte:

»Wenn jedermann den Muth hätte, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, wenn sich nicht gar viele an diese Prozessionen angeschlossen hätten, theils aus Eitelkeit, um ihre schönen Kleider zu zeigen, theils aus Eigennutz, um gute Stellen zu bekommen und diese oder jene Erlaubnis auszuwirken, dann hätten Sie Recht, Frau Gredel, man hätte den Buonaparte nicht gebraucht, um all das umzustoßen, man hätte gesehen, daß mehr als drei Viertheile der

Nation wissen, was sie wollen, und vielleicht hätte dann der Graf von Artois selbst »Halt!« gerufen. Aber da Heuchelei und Eigennutz alles verbergen und vertuschen und Tag in Nacht verwandeln, so braucht man unglücklicherweise solche Gewitter, damit es heller wird. Sie und Ihresgleichen sind Schuld daran, daß Leute, wie ich, welche niemals ihre Ansichten gewechselt haben, sich freuen müssen, daß das Fieber an die Stelle der Kolik tritt.«

Vater Goulden war schließlich aufgestanden, er schritt in großer Aufregung auf und ab: und als Tante Gredel noch etwas sagen wollte, nahm er seine Mütze und ging mit den Worten hinaus: »Ich habe Ihnen meine Meinung gesagt; jetzt sprechen Sie mit Joseph, welcher Ihnen immer recht geben wird.«

Damit entfernte er sich, und Mutter Gredel rief: »Das ist ein alter Narr . . . er war immer der Gleiche. – Und jetzt ein Wort mit dir, wenn du nicht in die Schweiz gehst, so sage ich dir vorher, daß du Gott weiß, wohin gehen muß. Aber wir werden noch darüber reden, Kinder; die Hauptsache ist, daß wir auf der Hut sind. Wir müssen abwarten, wie's geht; vielleicht fangen die Gendarmen den Buonaparte, aber wenn er nach Paris kommt, gehen wir wo anders hin.«

Sie küßte uns, nahm ihr Körbchen wieder und ging fort. Gleich darauf kam Vater Goulden zurück, legte sich mit mir wieder an die Arbeit, ohne weiter von diesen Dingen zu reden. Wir waren ganz nachdenklich, und abends sagte Katherine zu meiner größten Ueberraschung zu mir: »Wir wollen stets auf Herrn Goulden hören . . . er hat recht . . . Er versteht das besser, als meine Mutter und wird uns nur guten Rath geben.«

Als ich das hörte, dachte ich:

»Sie hält es mit Vater Goulden, weil sie die Zeitung miteinander lesen. Diese Zeitung hat gut sagen, was ihnen gefällt; aber darum bleibt es doch etwas Schreckliches, wenn ich den Tornister nehmen und ausmarschieren muß, und ich wäre besser in der Schweiz, sei's in Genf oder in der Fabrik des Vaters Rulle zu La Chaux—de—Fonds, als in Leipzig oder sonst wo.«

Ich wollte der Katherine nicht widersprechen, aber ihre Worte verdrossen mich sehr.

---

## XII.

Von da an herrschte allgemeine Verwirrung; die Offiziere auf Halbsold riefen: »Es lebe der Kaiser!«

Der Platzmajor hatte wohl Befehl gegeben, sie zu verhaften, allein das Bataillon hielt zu ihnen, und die Gendarmen thaten, als hörten sie nichts. Man arbeitete nicht mehr; die Steuereinnehmer, die Kontrolleure, die Acciser – der Maire und seine Adjunkten u. s. w. bekamen graue Haare und wußten nicht, auf welcher Achsel sie Wasser tragen sollten. Niemand wagte es, sich für Buonaparte so wenig als für Ludwig XVI. zu erklären, außer die Dachdecker, Maurer, Zimmerleute und Scheerenschleifer, die man nicht absetzen konnte, und die froh gewesen wären, wenn andre ihre Stellen bekommen hätten. Das Beil im ledernen Gürtel und einen Sack voll Leistnägeln auf der Schulter schrien sie nach Herzenslust: »Nieder mit den Emigrierten!«

Sie lachten sogar über das Durcheinander, das zusehends wuchs. Den einen Tag meldete die Zeitung: »der Usurpator ist in Grenoble — Tags darauf: er ist in Lyon — Tags darauf: er ist in Macon, Tags darauf: in Augerre;« und so fort.

Herrn Goulden war's ganz behaglich zu Muth, wenn er abends diese Nachrichten in der Zeitung las.

»Jetzt sieht man's, daß die Franzosen für die Revolution sind, und daß nichts sonst Bestand hat. Jedermann ruft: Nieder mit den Emigrierten!« – Welche Lehre für die, welche nicht blind sind! Diese Bourbonen wollten ganz Frankreich zu einer Vendée machen, — sie werden sich jetzt freuen, daß es ihnen so gut gelungen ist.«

Eins aber machte ihm noch Sorge, die angekündigte große Schlacht zwischen Ney und Napoleon.

»Wenn Ney auch Ludwig XVIII. die Hand geküßt hat,« meinte er, »so bleibt er doch ein alter Soldat der Revolution, und ich glaube nimmermehr, daß er sich gegen den Willen des Volks schlägt . . . Nein, das ist unmöglich; er wird an den alten Küfer von Saarlouis denken, der ihm mit seinem Hammer den Schädel einschlagen

würde, wenn er noch hörte und hören müßte, daß sein Michel einem König zu lieb die Nation verrathen hat.«

So sprach Herr Goulden; deshalb waren die Leute aber doch nach wie vor unschlüssig, bis plötzlich die Nachricht kam, Ney sei dem Beispiel der Armee, der Bürger, aller derer gefolgt, die nichts von den Bußübungen wissen wollten, und sei zu Buonaparte gestoßen. Dies erhöhte das Vertrauen, aber die Furcht vor einem außerordentlichen Ereignis legte den klugen Leuten immer noch Schweigen auf. Am 21. März, abends zwischen fünf und sechs Uhr, arbeiteten Herr Goulden und ich zusammen, es wurde Nacht; draußen schlug ein leichter Regen an's Fenster und Katherine zündete die Lampe an. Da kam Theodor Röber, welcher Telegraphen —Aufseher war, an unserem Haus vorbei; er ritt einen dicken Apfelschimmel, der Wind schwellte seine Bluse wie ein Segel, so rasch ließ er's laufen; mit einer Hand drückte er den großen Schlapphut fest, mit der andern peitschte er noch mit einem Stock auf seinen Gaul, der hinbrauste wie der Wind. Herr Goulden wischte die Fensterscheibe ab, beugte sich vor, um besser sehen zu können und sagte:

»Der Röber ist's, der vom Telegraphen kommt; es muß eine wichtige Nachricht eingetroffen sein!«

Seine bleichen Wangen rötheten sich; ich fühlte mein Herz heftig schlagen. Katherine hatte uns aber die Lampe hingestellt, und ich machte das Fenster auf, um den Laden zu schließen. Das dauerte einige Augenblicke, denn ich mußte die Gläser vom Werk Tisch räumen, um das Fenster öffnen und die Uhren abhängen zu können. Herr Goulden war in Gedanken versunken. Als ich eben zuriegelte, hörten wir auf beiden Seiten der Stadt zugleich, auf der Bastion von Mittelbronn und auf der von Bigelsberg, Apell schlagen, das Echo antwortete von den Wällen und vom Schießthal herunter, und dies dumpfe Gedröhn erfüllte die ganze Festung bei Einbruch der Nacht.

Vater Goulden erhob sich und sagte mit einer Stimme, die mich schauern machte:

»Die Sache ist jetzt entschieden, entweder schlägt man sich in der Umgegend von Paris oder ist der Kaiser in seinem alten Schlosse,

wie anno 1809.

Katherine war schon nach seinem Mantel gelaufen, denn sie sah wohl, daß er ausgehen wollte, trotz des Regens. Er ließ sich, während er so sprach und mit seinen großen grauen Augen vor sich hinstarrte, denselben anziehen ohne darauf acht zu geben; dann ging er fort, und als ich da blieb, klopfte mir Katherine auf die Schulter und sagte:

»Geh' doch, Joseph, folg' ihm.«

Ich ging sogleich hinab. Wir kamen gerade auf den Marktplatz als das Bataillon an der Ecke des Stadthauses von der Hauptstraße herein schwenkte, voraus die Trommler mit der Trommel auf dem Rücken. Eine Masse Menschen folgte ihnen. Unter den alten Linden angekommen, schlugen sie einen Wirbel; die Soldaten traten lärmend in's Glied, und beinahe gleichzeitig erschien der Major Gémeau, welcher an seinen Wunden litt und seit zwei Monaten nicht ausgegangen war, in Uniform auf der Treppe des Minke'schen Hauses. Die Ordonnanz hielt ihm das Pferd und unter stützte ihn beim Aufsitzen mit der Schulter. Alles schaute erwartungsvoll zu.

Der Verles hatte begonnen.

Der Major sprengte über den Marktplatz; die Hauptleute gingen ihm rasch entgegen; sie wechselten einige Worte; hierauf ritt der Kommandant an der Front des Bataillons hinab; hinter ihm schritt ein einfacher Serschant mit drei Einsteherzeichen, welcher eine Fahne im Wachstuch—Ueberzug trug.

Die Menge wurde immer größer. Herr Goulden und ich waren soeben auf die Weichsteine vor der Hauptwache gestiegen. Gleich nach dem Verles zog der Major seinen Degen und ließ ein Viereck schließen.

Ich erzähle diese Dinge einfach, weil sie einfach und schrecklich waren. Man sah an der Blässe des Majors, daß er das Fieber hatte, und doch war es beinahe Nacht. Die dunkeln Linien des Vierecks auf dem Marktplatz, der Major zu Pferd in der Mitte, rings um ihn her die Offiziere, der strömende Regen, die horchenden Bürger, die große Stille, die offenen Fenster der umliegenden Häuser, alles schwebt mir noch deutlich vor der Seele, und doch sind seitdem fast fünfzig Jahre



verflossen! Niemand sprach, denn jeder wußte wohl, daß man gleich das Schicksal Frankreichs vernehmen werde.

»Zieht an's Gewehr! . . . Arm's Gewehr! . . .« kommandierte Hauptmann Vidal.

Nach dem Rasseln der Gewehre hörte man nur noch die Stimme des Majors, jene helle Stimme, die ich über dem Rhein drüben bei Lützen und bei Leipzig gehört hatte, jene, die uns zugerufen: »Schließt die Glieder!« Sie ging mir durch Mark und Bein.

»Soldaten,« sagte er, »Seine Majestät Ludwig XVIII. hat Paris am 20. März verlassen, und der Kaiser Napoleon hat am gleichen Tag seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten.«

Ein Gemurmel lief über den ganzen Platz hin, es währte aber nur eine Sekunde und der Major fuhr fort:

»Soldaten! Die Fahne Frankreichs ist die Fahne von Arcole, von Rivoli, von Alexandrien, von den Pyramiden, von Abukir, von Marengo, Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, von Sommo-Sierra, Madrid, Abensberg, Eckmühl, Eßlingen, Wagram, von Smolensk, Moskwa, Weissenfels, von Lützen, Bautzen, Wurzen, Dresden, von Bischofswerda, Hanau, Brienne, St. Dizier, Champaubert, Chateau-Thiery, von Joinvilliers, Mer-sur-Seine, Montereau, Montmirail – das ist die Fahne, die wir mit unserem Blute gefärbt haben. Das ist die, welche unseren Ruhm ausmacht.«

Der alte Serschant hatte die dreifarbige Fahne, welche ganz zerfetzt war, aus dem Ueberzug genommen. Der Kommandant ergriff sie:

»Sehet hier die Fahne! Ihr erkennt sie wieder, es ist die der Nation, es ist die, welche die Russen, Preußen und Oesterreicher am Tag ihres ersten Siegs uns genommen haben, weil sie sie fürchteten.«

Bei diesen Worten kehrten sich viele alte Soldaten ab um ihre Thränen zu verbergen; andere, ganz blaß, machten grimmige Gesichter. »Ich,« rief der Major, indem er seinen Degen erhob, »ich kenne keine andere. Es lebe Frankreich . . . Es lebe der Kaiser!«

Kaum hatte er gerufen, als der Sturm losbrach, man hörte sein eigenes Wort nicht mehr; aus allen Fenstern, auf dem ganzen Platz,

in den Straßen, überall erscholl's wie Trompetengeschmetter: »Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!«

Das Volk und die Soldaten umarmten sich, man hätte meinen sollen, alles sei gerettet, wir hätten alles wieder gefunden, was Frankreich im Jahr 1814 verloren hatte.

Es war fast Nacht geworden: die Leute entfernten sich nach allen Seiten zu dritt, zu sechst, zu zwanzigst mit dem Rufe: »Es lebe der Kaiser!« als plötzlich vom Spital her ein Feuerschein aufblitzt . . . ein Kanonenschuß erdröhnt! ein zweiter hinter dem Arsenal antwortet, und so fort von Sekunde zu Sekunde.

Vater Goulden und ich, wir schritten über den Marktplatz Arm in Arm, und riefen gleichfalls: »es lebe Frankreich!« Und da in der dunklen Nacht das Feuer von jedem Kanonenschuß den Marktplatz erhellte, erblickten wir bei einem solchen Blitz Katherine, die uns mit der alten Magdalene Schuler entgegenkam. Sie hatte ihre Kapuze und ihren Fragen angelegt; ihr rosiges Näschen war wohl verwahrt gegen den Nebel. Als sie uns sah, rief sie:

»Magdalene, da sind sie! Der Kaiser ist Meister, nicht wahr, Herr Goulden?«

»Ja, mein Kind,« antwortete Vater Goulden, »es ist entschieden!«

Da nahm Katherine meinen Arm und ich weiß nicht, warum ich sie auf dem Heimweg zwei-oder dreimal küßte. Ich hatte wohl eine Ahnung, daß ich bald fort müsse, und sie lange nicht mehr küssen werde. Vater Goulden, welcher mit Magdalene vorausging, sagte:

»Diesen Abend will ich ein gutes Glas trinken. Sie Magdalene, darf ich Sie einladen, mit heraufzugehen!« Sie hatte aber keine Lust und verließ uns unter der Hausthüre.

Ich kann nicht mehr sagen, als daß die Freude der Leute eben so groß war, wie bei der Ankunft Ludwigs XVIII. und vielleicht noch größer.

Sobald Herr Goulden im Zimmer war und seinen Mantel abgelegt hatte, setzte er sich zu Tisch, denn das Nachtessen wartete. Katherine ging in den Keller, um eine Flasche vom Guten zu holen. Wir tranken und lachten, und vom Kanonendonner flirrten unsere Fenster. Zuweilen verlieren die Leute, den Kopf, sogar die, welche

nur den Frieden lieben; diese Kanonenschüsse freuten uns, es war, als ob wir zu unseren alten Gewohnheiten zurückkehrten.

Herr Goulden sagte: »Der Major Gémeai hat gut gesprochen; aber er hätte bis morgen fortmachen können, wenn er angefangen hätte von Valmy, Hundsschott, Wattigny, Fleurus, Neuwied, Ukerath, Froschweiler, Geisberg bis Zürich und Hohenlinden.

»Das waren auch große Siege und sogar die schönsten von allen, weil sie die Freiheit retteten. Er hat nur von den letzten gesprochen, das genügt für den Augenblick. Die andern sollen nur kommen! sie sollen's wagen, sich zu rühren! Die Nation will den Frieden, aber wenn die Alliierten Krieg anfangen, wehe ihnen! Jetzt spricht man wieder von Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. Dafür wird ganz Frankreich sich erheben . . . ich sag's euch . . . alles wird sich in Masse erheben. Man wird Bürgerwehren bilden; feste Plätze vertheidigen; die Jungen werden marschieren, aber man wird die Grenzen nicht überschreiten. Der Kaiser, durch die Erfahrung belehrt, wird Arbeiter, Bürger und Bauern bewaffnen; wenn die andern kommen und wären's ihrer eine Million, nicht einer wird zum Land wieder hinauskommen. Die Soldatenzeit ist vorüber; die stehenden Heere sind gut zur Eroberung, aber ein Volk, das sich vertheidigen will, fürchtet die besten Soldaten der Welt nicht. — Wir haben es den Preußen, den Oesterreichern, den Engländern, den Russen gezeigt von 1792 bis 1800, und später haben es die Spanier uns gezeigt, und schon vorher hatten es die Amerikaner den Engländern gezeigt. Seid versichert, der Kaiser wird uns von Freiheit sprechen. Wenn er Proklamationen nach Deutschland wirft, werden viele Deutsche auf unserer Seite sein. Man hat ihnen Freiheiten versprochen, um sie zu bewegen, in Masse gegen Frankreich zu marschieren, und nun lachen die in Wien versammelten Fürsten des Versprechens: sie haben ihren Zweck erreicht . . . sie theilen die Völker unter sich wie Herden. Die klugen Völker werden zusammenhalten; so wird der Friede mit Gewalt erhalten werden. Die Könige allein haben ein Interesse am Krieg, die Völker haben nicht nöthig, einander zu unterjochen, wenn sie sich nur gegenseitig durch freien Verkehr nützen, das ist die Hauptsache!«

In seiner Aufregung sah er alles in rosenfarbigem Licht an. Ich selbst fand alles, was er sagte, so natürlich, daß ich überzeugt war, der Kaiser werde so handeln. Katherine glaubte es auch.

Wir dankten alle Gott, daß es so gegangen war; und gegen elf Uhr, nachdem wir viel gelacht, viel geschwätzt und viel geschrieen hatten, gingen wir, voll der schönsten Hoffnungen, zu Bett. Die ganze Stadt war illuminiert, wir hatten auch Lampen an unsere Fenster gestellt. Jeden Augenblick hörte man Mordschläge losgehen, die Kinder rufen: »Es lebe der Kaiser!« und die Soldaten aus den Wirthshäusern kommen und »Nieder mit den Emigrierten« singen.

Das dauerte sehr lange, und erst gegen ein Uhr schliefen wir mit Gottes Hilfe ein.

---

### XIII.

Die Zufriedenheit dauerte wohl noch fünf oder sechs Tage. — Man ernannte wieder die alten Bürgermeister, Gemeinderäthe, Flurschützen, kurz alles, was man einige Monate zuvor abgesetzt hatte. Die ganze Stadt, auch die Damen, trug kleine dreifarbigte Kokarden, welche die Näherinnen eiligst aus aufgefaßten rothen, weißen und blauen Bändern zusammensetzten. Diejenigen, welche seiner Zeit gegen das korsische Scheusal gewüthet hatten, nannten jetzt Ludwig XVIII. nur noch den Wassersuppenkönig. Am 25. März sang man das Tedeum; die ganze Garnison und die Civilbehörden wohnten demselben in großer Gala bei.

Nach dem Tedeum gaben die Behörden dem höheren Offizierkorps der Festung ein prächtiges Festessen; das Wetter war besser geworden, die Fenster des Gasthauses zur »Stadt Metz« standen offen, und Kronen von Aempelchen hingen von der Decke. Katherine und ich waren abends ausgegangen, um dieses Schauspiel zu genießen. Man sah die Uniformen und die schwarzen Fräcke an langen Tischen, Bruder ich und du, durcheinandersitzen, und bis um Mitternacht erhob sich bald der Bürgermeister, bald ein Adjunkt oder der neue Platzkommandant, Herr Brancion, um einen Toast auf den Kaiser, auf die Minister, auf Frankreich, auf den Frieden, auf den Sieg u. s. w. auszubringen.

Die Gläser klirrten. Draußen ließen die Kinder Schwärmer los, vor der Kirche war ein Kletterbaum aufgerichtet, ein Karoussel und Drehorgeln waren von Zabern hergekommen, die Schulen hatten Ferien, im Klein'schen Hof »zum Ochsen« wurde eine Hundehetze veranstaltet gegen zwei Esel, kurz, man that alles, was man 1830 und 1848 und später auch getan hat. Das ist immer die nämliche Geschichte, man erfindet nichts neues, um die, welche steigen, zu verherrlichen, und um die zu verspotten, mit denen es bergab geht.

Aber der Kaiser hatte, scheints, keine Zeit mit Freuden festen zu verlieren. Die Zeitung hatte gut sagen: Seine Majestät wolle den Frieden, er stelle keine Forderungen, er sei einig mit seinem

Schwiegervater, dem Kaiser Franz; Marie Louise und der König von Rom werden zurückkommen, sie werden schon erwartet . . .

Ja, aber inzwischen kam der Befehl, die Festung zu bewaffnen. Zwei Jahre früher war Pfalzburg hundert Stunden von der Grenze, die Wälle fielen ein, die Gräben füllten sich aus, und im Arsenal war nur noch alter Basel aus der Zeit Ludwigs XIV., Wallbüchsen, aus welchen man noch mit Luntten feuerte, und so schwerfällige Kanonen, mit massiven Laffetten, daß man ganze Reihen Gäule vorspannen mußte, um sie zu ziehen. Die eigentlichen Arsenale waren in Dresden, in Hamburg und Erfurt; aber jetzt waren wir, ohne uns von der Stelle gerührt zu haben, nur zehn Meilen von der rheinbayerischen Grenze entfernt, und wir hatten den ersten Hagel von Bomben und Granaten zu erwarten. Man erhielt auch Tag für Tag Befehle, die Wälle wieder aufzubauen, die Gräben zu reinigen und die alten Stücke in guten Stand zu setzen.

Anfangs April errichtete man eine große Waffenreparatur Werkstätte im Arsenal. Es kamen Geniesoldaten und Artilleristen von Metz, um die Erdwerke im Innern der Bastionen auf zuwerfen und diese ringsum mit Schießscharten zu versehen. Der Umtrieb war noch größer, als anno fünf und anno dreizehn, und ich dachte mehr als einmal, daß die großen fernen Grenzen doch auch ihre gute Seite haben, weil die im Innern des Landes vor dem Stoß bewahrt sind und noch lange im Frieden leben können, während man die draußen schon bombardiert.

Zulegt hatten wir große Sorgen, denn natürlich, wenn man neue Palisaden auf den Abhängen pflanzt, wenn man die Vorwerke mit Faschinen füttert und in allen Ecken der Festung Feuerschlünde aufführt, so braucht man schließlich auch Leute, um alles das zu vertheidigen und zu benützen. Mehr als einmal sahen Katherine und ich, wenn wir abends diese Dekrete lesen hörten, einander an und bissen uns in die Lippen. Ich merkte zum voraus, daß ich, statt ruhig da zu bleiben und Uhren zu reinigen und auszubessern, das Laden in zwölf Tempo's wieder anfangen müsse, und das machte mich sehr betrübt. Die Traurigkeit bekam bei mir immer mehr die Oberhand;

oft rief mir Herr Goulden, wenn er mich nachdenklich sah, mit fröhlicher Stimme zu:

»Auf! Joseph, Muth: es geht noch alles gut.«

Er wollte mir das Herz aufrichten, aber ich dachte:

»Ja, ja, ihr sagt mir das, um mir Muth zu machen, aber das sieht ein Blinder, wo das hinaus will.«

Alles ging so rasch einander nach, daß es förmlich Dekrete hagelte, alle mit großen Worten, um sie schöner erscheinen zu lassen. So hieß es z. B., die Regimenter sollen ihre alten Nummern wieder bekommen, »welche durch so viele ruhmvolle Feldzüge verherrlicht wurden«. Aber auch der Einfältigste begriff, daß die alten Nummern ihre Regimenter wieder bekommen sollten.

Und weil das noch nicht genug war, so hieß es, daß die Kadres des dritten, vierten und fünften Bataillons der Infanterie, der vierten und fünften Schwadron der Kavallerie, von dreißig Bataillonen Artillerietrain, von zwanzig Regimentern junger Garde, von zehn Bataillonen Bagagetrain, von zwanzig Marineregimentern – daß alle diese Kadres gebildet werden sollten, angeblich um die Halbsoldoffiziere aller Waffengattungen zu Land und zur See zu versorgen; aber das war bald gesagt: wenn man Kadres bildet, so geschieht es, um sie auszufüllen, und wenn sie ausgefüllt sind, müssen die Soldaten marschieren. Ach, als ich das sah, war meine Hoffnung dahin. Und dabei wiederholte man immer: »Friede! Friede! Friede! . . . Wir erkennen den Pariser Vertrag an . . . Die in Wien versammelten Könige und Kaiser sind mit uns einig . . . Marie Louise und der König von Rom sind unterwegs.«

Aber je öfter man diese Nachrichten wiederholte, um so größer wurde mein Mißtrauen.

Herr Goulden sagte mir wohl:

»Er hat Carnot zum Minister genommen! Carnot ist ein guter Patriot! . . . Carnot wird ihn abhalten, Krieg anzufangen! Oder wenn wir zum Krieg genöthigt werden, so wird er ihm beweisen, daß man den Feind im Land erwarten muß . . . daß man die Nation aufrufen, das Vaterland in Gefahr erklären muß u. s. w.«

Er mochte mir sagen, was er wollte, in meinem Innern rief's immer: »Die vielen Kadres sind nicht umsonst da . . . diese Kadres werden ausgefüllt werden . . . das ist sicher!«

Es hieß auch, zehntausend Kerntruppen sollen in die Garde eingereiht werden, und die leichte Artillerie sei neu organisiert worden. Die leichte Artillerie muß mit der Armee in's Feld, das weiß jeder. Um hinter den Wällen zu bleiben und sich im Land zu vertheidigen, dazu braucht man keine leichte Artillerie. Dieser Gedanke kam mir sofort, und abends konnte ich mich nicht länger halten und sagte es Katherinen; ich hatte mich immer gehütet, ihr meine Befürchtungen mit zutheilen, aber diesmal übermannte es mich. Sie gab mir keine Antwort, zum deutlichen Beweis, wie gescheidt sie war, und daß sie meine Ansicht theilte.

All dies that meinem Enthusiasmus für den Kaiser wesentlich Eintrag: manchmal dachte ich während der Arbeit: »Ich möchte doch lieber vom Fenster aus die Prozession mit ansehen, als gegen Leute in den Kampf ziehen, welche ich nicht kenne! Das Zusehen würde mich wenigstens nicht Arme und Beine kosten, und wenn es mich zu sehr langweilte, könnte ich ja einen Spaziergang nach Vierwinden machen.«

Mein Kummer war um so größer, als Tante Gredel seit ihrem Streit mit Herrn Goulden uns nicht mehr besuchte. Es war ein eigensinniges Weib; sie nahm keine Vernunft an und konnte Jahre und Jahre lang mit den Leuten trutzen. Es war aber doch einmal unsere Mutter, und wir mußten ihr nachgeben; sie wollte nur unser Bestes. Aber wie sollten wir's angreifen, um es ihr und Herrn Goulden recht zu machen?

Das war für uns keine kleine Verlegenheit; denn wenn wir der Tante Gredel Liebe schuldig waren, so waren wir auch dem die größte Achtung schuldig, welcher uns als seine eigenen Kinder betrachtete und täglich mit Wohlthaten über häufte.

Diese Gedanken machten uns sehr traurig, und ich war entschlossen, Herrn Goulden zu sagen, daß Katherine und ich Jakobiner seien, wie er, daß wir aber, ohne den jakobinischen Grundsätzen zu nahe treten oder untreu werden zu wollen, dennoch



unsere Mutter ehren und uns nach ihrem Befinden erkundigen müssen. Ich wußte nicht, wie er unsere Erklärung aufnehmen werde, als wir eines Sonntag-Morgens gegen acht Uhr beim Hinunterkommen den wackern Mann schon ganz angekleidet fanden; er schien gut gelaunt und empfing uns mit den Worten:

»Kinder, es ist fast schon ein Monat, feit uns die Tante Gredel nicht mehr besucht hat; sie trutzt. Nun, ich will mich vernünftiger benehmen, als sie, und nachgeben. Zwischen Leuten wie wir darf es keine Mißhelligkeiten geben. Nach dem Frühstück wollen wir nach Vierwinden gehen und ihr sagen, daß sie ein halsstarriges Weib ist, daß wir sie aber trotz ihrer Fehler lieb haben. Ihr sollt sehen, wie sie in Verlegenheit kommt!«

Er lachte, und wir waren ganz gerührt.

»Ach, wie gut sind Sie, Herr Goulden!« sagte Katherine; »wer Sie nicht liebt, muß ein sehr schlechtes Herz haben.«

»Nun,« rief er, »ist es nicht etwas ganz Natürliches, was ich da thue! Sollten wir, einiger Worte wegen, getrennte Leute bleiben? Gott sei Dank, das Alter lehrt uns, daß der Gescheidteste nachgibt; das steht sogar, wie ihr wißt, in den Menschenrechten geschrieben, damit die Eintracht unter den rechtschaffenen Leuten erhalten bleibt.«

Mit der Berufung auf die Menschenrechte war alles gesagt. Man kann sich denken, wie froh wir waren; Katherine konnte in ihrer Freude kaum das Ende des Frühstücks erwarten; sie lief nach allen Seiten, um Stock, Schnallenschuhe und die Schachtel zu holen, worin sich die schöne Perücke auf ihrem Stock befand. Sie half Herrn Goulden in seinen haselnußfarbenen Frack schlüpfen; er sah ihr lächelnd zu und gab ihr schließlich einen Kuß.

»Ich dachte mir's gleich,« sagte er, »daß dieser Schritt dich glücklich machen würde; laßt uns daher keine Minute verlieren und gehen.«

So gingen wir zusammen. Das Wetter war sehr schön. Herr Goulden führte Katherine am Arm, würdevoll, wie er's in der Stadt stets that, und ich ging, im Herzen frohlockend, hintendrein.

Ich hatte vor mir die beiden Menschen, welche ich am meisten auf dieser Welt liebte, und dachte dran, was Mutter Gredel wohl sagen werde. Bald hatten wir das Vorwerk und den Wall hinter uns und, ohne uns zu sehr zu beeilen, standen wir zwanzig Minuten später vor der Hausthüre der Tante.

Es mochte etwa zehn Uhr sein. Vom Rad an war ich ein wenig vorausgegangen, und so ging ich erst durch den Hollundergang, der am Haus hinläuft, und sah durch das Fensterchen in der Hinterthüre hinein, was die Tante mache. Sie saß gerade vor mir neben dem Herde, welcher rauchte; sie hatte ihren kurzen blaugestreiften Unterrock an, die großen Taschen drüber umgebunden, ihr leinenes Leibchen mit Tragbändern und ihre Schlappschuhe. Sie spann mit niedergeschlagenen Augen und traurigem Gesicht; ihre großen mageren Arme stachen aus den kurzen Hemdärmeln hervor, und ihre grauen Haare, hinten im Nacken in einen Knoten geschlungen, waren von keiner Haube bedeckt.

Als ich sie so ganz allein da sitzen sah, sagte ich zu mir selbst:

»Arme Tante Gredel! Sie denkt an uns, ganz gewiß, und in ihrem Kummer wird sie nur noch eigensinniger. Das ist doch ein trauriges Leben, so allein sein und seine Kinder nicht sehen!« Das preßte mir das Herz zusammen, aber im nämlichen Augenblick ging die Thüre von der Straße her auf, und Vater Goulden trat ganz freudig mit Katherine herein, indem er ausrief:

»So, so, Sie besuchen uns nicht mehr, Mutter Gredel? Da muß ich Ihnen Ihre Kinder bringen und selber mitkommen, um Sie zu Umarmen! Sie werden uns ein gutes Mittagessen kochen, verstehen Sie? Und das soll Ihre Strafe sein.«

Er sah ernst aus in seiner Freude. Wie die Tante sie sah, war sie schnell aufgesprungen und hatte Katherine geküßt, hierauf fiel sie Herrn Goulden in die Arme und hing sich an seinen Hals. »Ach, Herr Goulden,« rief sie, »wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, Sie sind ein guter Mann, Sie sind tausendmal mehr werth als ich.«

Als ich sah wie alles sich so gut anließ, lief auch ich an die Thüre vor und traf sie beide mit Thränen in den Augen, der Vater Goulden sagte:

»Wir werden nicht mehr von Politik sprechen.«

»Nein, mag man ein Jakobiner sein oder was man will,« rief die Tante, »die Hauptsache ist, daß man ein gutes Herz hat.«

Hierauf umarmte sie auch mich und sagte:

»Mein armer Joseph, ich hab' an euch gedacht vom Morgen bis zum Abend . . . Nun ist alles gut, und ich bin zufrieden.«

Sie lief schon in der Küche umher und setzte alle Töpfe in Bewegung, um uns zu bewirten. Herr Goulden stellte indessen seinen Stock in eine Ecke, stülpte seinen Hut darüber und setzte sich mit einem Gesicht voll Fröhlichkeit neben den Herd.

»Welch schönes Wetter!« rief er, »Alles grünt, Alles blüht wieder . . . Wie glücklich wäre ich, wenn ich so im Felde wohnen könnte und von meinen Fenstern aus die Hecken jähe und all' die Aepfel- und Zwetschenbäume, schneeweiß und rosenroth.«

Er war heiter wie eine Lerche, und wir wären es auch gewesen, wenn uns nicht die Gedanken an den Krieg im Kopf herumgegangen wären.

»Laß doch das, Mutter,« sagte Katherine, »setz' dich ruhig zu Herrn Goulden hin. Ich werde das Mittagessen bereiten, wie früher.«

»Aber du weißt von nichts mehr den Platz . . . ich habe alles anders gestellt,« sagte die Tante.

»Ich bitt' dich,« sagte Katherine, »setz' dich ruhig, man wird die Butter schon finden, die Eier und alles, was man braucht.«

»Meinetwegen, ich will dir also gehorchen,« sagte die Tante, indem sie in den Keller ging.

Katherine hing ihren schönen Shawl über die Lehne meines Stuhls, sie legte Holz an's Feuer, that Butter in die Pfanne und schaute in die Töpfe, um zu sehen, ob alles in gutem Stande sei.

In gleichem Augenblick kam die Tante wieder vom Keller herauf mit einer Flasche weißen Wein.

»Ihr werdet vor dem Mittagessen eine Erfrischung zu Euch nehmen, und während Katherine die Küche besorgt, werde ich mein Kleid anlegen und mir mit dem Kamm durch die Haare fahren, denn weiß Gott, ich habe es nöthig. Ihr geht derweil hinaus in den

Obstgarten. Hier, Joseph, nimm die Gläser und die Flasche, setze euch an den Bienenstand, das Wetter ist so schön. In einer Stunde wird alles so weit fertig sein. Ich komme dann und trinke mit euch und stoße mit euch an.«

Der Vater Goulden und ich gingen also hinaus und durch das hohe Gras und durch die gelben Löwenzahnblumen, die uns bis an die Knie reichten. Es war eine große Hitze, alles summte um uns her. Wir setzten uns in den Schatten des Bienenstandes und betrachteten diese prachtvolle Sonne, in der die Bienen schwärmten. Herr Goulden hing seine Perücke hinter sich, um sich's leicht zu machen; ich machte die Flasche auf, und wir tranken von diesem guten leichten weißen Wein.

»Was da, alles wird noch gut,« sagte er, »wenn die Menschen Narrheiten machen, so wacht unser Herrgott über seine Geschöpfe. Sieh dieses Korn an, Joseph, wie das wächst. Welche Ernte gibt das in 3 bis 4 Monaten! Und dieser Reps, diese Rüben, dieses kleine Gewächs, diese Bienen, wie alles arbeitet! wie alles lebt! wie alles größer wird! . . . Wie traurig ist's doch, daß die Menschen ein solches Beispiel nicht befolgen, daß die einen arbeiten, um die Faulheit der andern zu ernähren, und daß es immer allerlei Müßiggänger geben muß, welche uns als Jakobiner behandeln, weil wir Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden wollen!«

Das Liebste war ihm, der Arbeit zuzusehen, und nicht bloß der unsrigen, denn die will nicht viel heißen, sondern der der niedrigsten Insekten, welche, zwischen den Gräsern durch, wie in endlosen Wäldern laufen, welche sich Wohnungen bauen, sich fortpflanzen, ihre Eier ausbrüten, sie in Magazine auf stapeln und ihnen Wärme schaffen, indem sie dieselben an die Sonne bringen, dann über Nacht wieder zurücktragen, und sie gegen ihre Feinde vertheidigen, kurz diesem großartigen Leben, wo alles singt, wo alles an seinem Ort ist, von der Lerche an, welche die Lüfte mit ihrer freudigen Musik erfüllt, bis zur Ameise, welche hin und wieder geht, läuft, mäht, sägt, schleppt und jedes Handwerk kann. Ja, das bewunderte Herr Goulden; aber er sprach nur draußen im Feld davon, wo er das große Schauspiel vor sich hatte, und natürlich sprach er dann von

Gott, den er das höchste Wesen nannte, wie die alten Kalender der Republik; er sagte, das bedeute Vernunft, Weisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Ordnung, Leben. Die alten Ideen dieser Kalender kamen ihm auch wieder; es war prächtig ihn reden zu hören vom Pluviôse, der Regenzeit, vom Nivôse, der Schneezeit, vom Ventôse, der Jahreszeit der Winde, und endlich vom Floréal, Prairial und Fructidor. Er sagte, die Gedanken der Menschen haben dazumal mit den Gedanken Gottes übereingestimmt, während Juli, September, Oktober nichts bezeichnen und nur erfunden seien, um alles zu verwirren und zu verdunkeln. War er einmal auf diesem Thema, so hörte er nicht auf, und man sah alles mit seinen Augen. Unglücklicherweise besitze ich nicht so viele Bildung als dieser edle Mann hatte, ich würde mir sonst ein wahres Vergnügen daraus machen, euch von seinen Ideen zu erzählen.

Wir waren gerade an diesem Kapitel, da kam die Mutter Gredel, wohl gewaschen, wohl gekämmt und im Sonntagsstaat, von der Hausecke her auf den Bienenstand zu, und augenblicklich schwieg er, um die Eintracht zu erhalten.

»Seht! da bin ich jetzt,« sagte die Tante, »alles ist in Ordnung.«

»So setzen Sie sich,« sagte Herr Goulden, indem er ihr Platz auf der Bank machte.

»Ei!« rief die Tante, »wissen Sie, wie viel Uhr es ist? Die Zeit wird Ihnen nicht lange . . . Horchen Sie . . .«

Wir lauschten und hörten, wie die Stadtuhr langsam ihre zwölf Schläge schlug.

»Wie! ist es schon zwölf Uhr?« rief Vater Goulden; »ich hätte geglaubt, wir seien noch keine zehn Minuten herein.«

»Ja wohl! es ist zwölf Uhr,« sagte die Tante, »und das Mittagessen wartet auf euch.«

»Vorwärts also,« sagte Herr Goulden, indem er ihren Arm nahm, »kommen Sie her, Frau Gevatterin, seit Sie mir gesagt haben, wie viel Uhr es ist, habe ich auch schon guten Appetit.«

Sie durchschritten den Gartenweg Arm in Arm, ich folgte ihnen ganz vergnügt, und unter der Thür bot sich unsern Blicken das angenehmste Schauspiel dar; die große, mit rothen Blumen bemalte

Suppenschüssel dampfte auf dem Tisch, eine gefüllte Kalbsbrust erfüllte das Zimmer mit ihrem guten Geruch, eine große Platte voll Zimmt—bestreuter Küchlein stand vorne auf dem alten eichenen Schranke, und zwei funkelnde Flaschen Wein nebst kristallhellen Gläsern prangten vor den Tellern auf dem weißen Tischtuch. Schon beim bloßen Anblick mußte man sich sagen, es sei die Freude des Herrn, seine Kinder mit unzähligen Wohlthaten zu überhäufen.

Katherine mit ihren vollen rothen Wangen und ihren weißen Zähnen lachte über unser sichtliches Behagen, und man kann sagen, daß während des ganzen Essens unsere Sorgen um die Zukunft vergessen waren. Man ließ sich's lustig schmecken und fand, daß alles wohlbestellt sei hienieden.

Erst später, als wir den Kaffee tranken, überkam uns wieder eine gewisse Traurigkeit; ohne zu wissen warum, fing jedes von uns an nachdenklich zu werden. Man wollte nichts von Politik reden, plötzlich aber fragte Tante Gredel selber, was es Neues gebe. Herr Goulden sagte hierauf, der Kaiser wünsche Frieden, und setze sich nur in Vertheidigungszustand, was nöthig sei, um den Feinden zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten. Er meinte, jedenfalls würden die Alliierten trotz ihrer schlimmen Absichten nicht wagen, zu uns zu kommen, weil der Schwiegervater Franz, zwar nicht viel, aber doch genug Herz habe, um seinen Tochtermann, seine eigene Tochter und seinen Enkel nicht zum zweitenmal stürzen zu wollen; das wäre unnatürlich, und überdieß würde sich jetzt die Nation in Masse erheben, man würde das Vaterland in Gefahr erklären, und es würde nicht mehr bloß einen Soldatenkrieg, sondern einen Krieg aller Franzosen gegen diejenigen geben, welche sie unter drücken wollen. Das müsse die Alliierten zur Besinnung bringen 2c. —

Er sagte noch vieles andere, dessen ich mich nicht mehr entsinne. Die Tante Gredel hörte zu, ohne zu antworten. Schließlich stand sie auf, öffnete die Kommode und nahm aus einer Schaafe ein graues Papier, welches sie Herrn Goulden mit den Worten einhändigte:

»Lesen Sie einmal das, solche Blätter sind im ganzen Lande verbreitet; dieses da habe ich von Herrn Pfarrer Diemer. Sie werden sehen, wie der Friede gesichert ist.«

Herr Goulden hatte seine Brille nicht bei sich, und ich las das Blatt statt seiner. Ich habe seit Jahren alle diese Blätter aufgehoben; sie sind vergilbt, man denkt nicht mehr daran, man spricht nicht mehr davon, und doch ist es immer gut, wenn man so was wieder liest. Wer weiß?, Die alten Könige, die alten Kaiser, die böse auf uns zu sprechen waren, sind gestorben, nachdem sie uns alles mögliche Schlimme zugefügt; aber ihre Söhne, ihre Enkel sind immer noch da, und die meinen es auch nicht besonders gut mit uns; was sie einst gesagt haben, können sie jetzt wieder sagen, und die, welche den alten geholfen haben, können auch den neuen wieder helfen. Doch, um wieder auf das Blatt zu kommen, so stand darin:

*»Nachdem die verbündeten Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet haben, und auf dem Wiener Kongreß versammelt sind, von der Flucht Napoleon Buonaparte's und seinem bewaffneten Einfall in Frankreich Kunde erhalten haben, sind sie ihrer Würde und dem Interesse der sozialen Ordnung eine feierliche Erklärung darüber schuldig, welchen Eindruck dieses Ereignis auf sie gemacht hat.*

*»Durch diesen Bruch des Vertrags, der ihm seinen Aufenthalt auf der Insel Elba anwies, vernichtet Buonaparte den einzigen gesetzlichen Anspruch, auf den sich seine Existenz gründete; durch sein Wiedererscheinen in Frankreich mit Plänen der Verwirrung und des Umsturzes, hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und vor der ganzen Welt kund getan, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand möglich ist.«*

Die Alliierten machten so zwei volle Seiten lang fort; und diese Leute, welche nichts mit uns gemein hatten, welche unsern Angelegenheiten fremd waren, und welche sich den Titel Vertheidiger des Friedens beileigten, erklärten zuletzt, daß sie sich insgesamt vereinigten, um den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten, und Ludwig XVIII. wieder einzusetzen.

Als ich geendet hatte, sah die Tante Herrn Goulden an, und fragte ihn:

»Was denken Sie davon?«

»Ich denke,« sagte er, »daß diese Leute nichts nach den Völkern fragen, und daß sie ohne Gnad und Erbarmen das Menschengeschlecht ausrotten würden, um fünfzehn oder zwanzig Familien im Ueberfluß zu erhalten. Ich glaube, daß diese Leute sich als Götter betrachten oder daß sie uns für Thiere halten.«

»Gewiß,« meinte Tante Gredel, »ich will es nicht in Abrede ziehen; aber all' das ändert daran nichts, daß Joseph wird marschieren müssen.«

Ich wurde ganz blaß bei dem Gedanken, daß die Tante recht hatte.

»Ja,« sagte Herr Goulden, »ich weiß es seit einigen Tagen und hört, was ich getan habe. Sie haben ohne Zweifel vernommen, Mutter Gredel, daß man große Werkstätten zur Reparatur der Gewehre errichtet. Eine solche befindet sich im Arsenal zu Pfalzburg, aber es fehlt an guten Arbeitern. Natürlich leisten die guten Arbeiter dem Staate ebensoviel Dienste, wenn sie Gewehre reparieren, als diejenigen, welche ins Feld ziehen; sie haben mehr zu schaffen, setzen aber wenigstens ihr Leben nicht auf's Spiel und bleiben zu Hause. Ich ging also sogleich zum Artillerie—Major, Herrn v. Montravel, und stellte die Bitte, daß Joseph als Arbeiter angenommen werden möchte. Die Ausbesserung eines Flintenschlosses ist für einen Uhrmacher eine Kleinigkeit; Herr v. Montravel ging sogleich darauf ein. Hier ist sein Befehl,« schloß er, indem er ein Papier aus der Tasche zog und es uns zeigte.

Ich fühlte mich wie neu geboren und rief:

»Ach, Herr Goulden, Sie sind mehr als unser Vater, Sie retten mir das Leben.«

Katherine aber, welche schon lange athemlos vor Angst dastand, ging rasch hinaus, während Tante Gredel aufstand, Herrn Goulden noch einmal küßte und sprach:

»Ja, Sie sind der bravste Mann, den es giebt . . . ein gescheidter Mann . . . ein geistreicher Mann . . . Ach! wenn alle Jakobiner Ihnen glichen, die Frauen würden nur noch Jakobiner heirathen wollen.«

»Aber es war ja ganz einfach,« sagte er.



»Nein . . . nein . . . es ist nicht ganz einfach; Ihr gutes Herz ist's, das Ihnen gute Gedanken eingibt.«

Ich konnte vor Staunen und Freude kein Wort heraus bringen und ging, während die Tante redete, in den Garten, um Luft zu schöpfen. Da stand Katherine, hinter dem Backofen, und zerfloß in Thränen.

»Ach!« sagte sie, »jetzt ist mir's wieder leicht um's Herz . . . erst jetzt komm ich wieder zu mir.«

Ich küßte sie in tiefster Rührung. Ich begriff was sie seit einem Monat hatte leiden müssen; aber das muthige Weib hatte mir ihre Angst verborgen, denn sie wußte, daß ich selber genug hatte. Wir blieben fast eine Viertelstunde da, um unsre Thränen zu trocknen, und als wir dann zurückkamen, jagte Herr Goulden:

»Nun Joseph, morgen mußt du eintreten; du mußt dich früh aufmachen; es wird dir nicht an Arbeit fehlen.«

Wie glücklich war ich in dem Gedanken, nicht fort zu müssen. Ach! ich hatte noch andere Gründe, die mich hielten. Katherine und ich, wir hofften etwas! . . . Mein Gott! mein Gott! die, welche das nicht selbst erlebt haben, werden nie wissen, was ein Menschenherz tragen kann, und welche Last ihm eine einzige gute Nachricht vom Herzen nimmt.

Wir blieben noch ungefähr eine Stunde in Vierwinden, dann gingen wir eben als man aus der Vesper kam, mit einbrechender Nacht in die Stadt zurück.

Die Tante Gredel begleitete uns bis zur äußeren Post, und gegen 7 Uhr stiegen wir unsere Treppe hinauf.

So wurde die Einigkeit zwischen Tante Gredel und Herrn Goulden wieder hergestellt. Seither besuchte sie uns wieder so oft wie früher. Ich ging alle Tage ins Arsenal und arbeitete an der Reparatur der Flintenschlösser. Schlag 12 Uhr ging ich nach Hause zum Mittagessen. Um 1 Uhr kehrte ich wieder zurück bis 7 Uhr. Ich war Soldat und Arbeiter zu gleich, vom Verles dispensiert, aber mit Arbeit überhäuft. Wir hofften, ich werde schlimmsten Falls in dieser Stellung bleiben bis zum Ende des Kriegs, wenn er je ausbrechen sollte, was man noch gar nicht bestimmt wußte.



## XIV.

Unsere Hoffnung war wieder ein wenig gestiegen, seitdem ich im Arsenal arbeitete; doch waren wir immer noch unruhig, denn Hunderte von Beurlaubten, von alten Soldaten, welche für einen Feldzug wieder angeworben worden waren, und von Rekruten passierten die Stadt mit dem Tornister auf dem Rücken in ihren Bauernkleidern. Sie riefen alle, es lebe der Kaiser! und sahen sehr aufgeregt aus.

Im großen Rathhaussaal erhielten die einen eine Soldatenmütze, die andern einen Tschako, wieder andere Epauletten, Gamaschen, Schuhe auf Kosten des Departements. So ausgerüstet zogen sie weiter, um zur Armee zu stoßen, und ich wünschte ihnen glückliche Reise.

Alle Schneider der Stadt hatten die Verfertigung von Uniformen im Akkord übernommen, die Gendarmen traten ihre Pferde ab, um die Kavallerie wieder beritten zu machen, und der Herr Bürgermeister, Baron Parmentier, feuerte die jungen Leute von 16 bis 17 Jahren an, in das Streifkorps des Oberst Brice einzutreten, welches die Uebergänge der Zorn, Zinzel und Saar vertheidigen sollte. Der Herr Baron stand im Begriff zum Maifeld abzureisen; das verdoppelte seine Begeisterung.

»Geht! haltet euch tapfer!« rief er ihnen zu, indem er von den Römern sprach, welche für das Vaterland gekämpft.

Ich dachte, als ich ihn so hörte:

»Wenn du das so schön findest, warum gehst du nicht selbst mit?«

Man kann sich denken, mit welchem Eifer ich im Arsenal arbeitete; nichts war mir zu viel, ich hätte Tag und Nacht damit zugebracht, Gewehre auszubessern, Bajonette gerade zu machen und Schrauben anzutreiben. Als der Major von Montravel uns besuchte, war er ganz verwundert und sagte: »Nun, das freut mich, so ist's recht! Ich bin mit Ihnen zufrieden, Berthold.«

Diese Worte erfüllten mich mit Freude, ich ermangelte nicht, sie Katherinen zu hinterbringen, um ihren Muth aufzurichten; wir glaubten fast gewiß, daß Herr von Montravel mich in Pfalzburg behalten werde.

Die Zeitungen sprachen nur noch von der neuen Verfassung, welche man die Additionalakte nannte und von dem Maifeld. Herr Goulden fand immer etwas auszusetzen, bald an dem einen, bald an dem andern Artikel; aber ich mischte mich nicht mehr in diese Angelegenheiten; ich bereute es sogar gegen die Prozessionen und Bußübungen geeifert zu haben; ich hatte die Politik gründlich satt.

Das währte bis zum 23. Mai. An diesem Tage war ich gegen 10 Uhr Vormittags im großen Saal des Arsens damit beschäftigt, Flinten in Kisten zu verpacken. Beide Flügel des Hauptthors standen offen; die Trainsoldaten warteten mit ihren Gepäckwagen vor dem Kugelpark, um die Kisten aufzuladen. Ich nagelte die letzte zu, als mir der Generalstabsaufwärter Rubert auf die Schulter klopfte und ganz leise sagte:

»Berthold, der Major von Montravel wünscht Sie zu sprechen, er ist im Nebenbau.«

Was hatte mir der Major zu sagen? Ich wußte von nichts, hatte aber gleich Angst. Trotzdem machte ich mich sofort. auf, schritt über den großen Hof, der Lafettenremise zu, stieg die Treppe hinauf und klopfte leise an:

»Herein!« rief der Major.

Ich öffnete, am ganzen Leib zitternd, die Mütze in der Hand. Der Major von Montravel war ein Mann von hohem Wuchs, mager und braun, mit etwas vorwärts geneigtem Kopf. Er ging auf und ab zwischen seinen Büchern, Karten und seinen an der Wand hängenden Waffen.

»Ah! Sie sind's, Berthold,« sagte er, als er mich sah, »ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht mitzutheilen: Das dritte Bataillon, zu dem Sie gehören, kommt nach Metz.«

Als ich diese schreckliche Nachricht vernahm, drehte sich mir das Herz im Leib um, und ich konnte nichts antworten.

Der Major sah mich an.

»Lassen Sie sich's nicht zu sehr anfechten,« sagte er einen Augenblick darauf, »Sie sind seit einigen Monaten verheirathet, und zudem ein guter Arbeiter, das verdient Berücksichtigung. Geben Sie diesen Brief dem Oberst Desmichels im Arsenal zu Metz, er ist ein Freund von mir und wird Ihnen in einer seiner Werkstätten Beschäftigung geben, verlassen Sie sich darauf!«

Dankend nahm ich den Brief, den er mir darbot und ging ganz bestürzt fort. Zu Hause plauderten Zebedäus, Herr Goulden und Katherine mit einander in der Werkstatt; tiefer Kummer stand auf ihren Gesichtern geschrieben, sie wußten schon alles.

»Das dritte Bataillon kommt fort,« sagte ich beim Eintritt in's Zimmer, »aber es thut nichts; der Herr Major von Montravel hat mir soeben diesen Brief an den Arsenaldirektor in Metz gegeben. Habt keine Sorge, ich muß nicht mit in's Feld.«

Es war mir, als müßte ich ersticken. Herr Goulden nahm den Brief und sagte:

»Er ist offen, damit wir ihn lesen können.«

Hierauf las er den Brief, worin Herr von Montravel mich seinem Freunde empfahl, indem er sagte, ich sei verheirathet, ein geschickter, fleißiger Arbeiter, für meine Familie unentbehrlich und werde dem Arsenal wesentliche Dienste leisten. Man konnte nicht günstiger schreiben.

Zebedäus rief: »Nun bist du deiner Sache sicher!«

»Ja,« sagte Herr Goulden, »nun kannst du im Arsenal in Metz bleiben.«

Und Katherine küßte mich, todesblaß, und sagte: »Welches Glück, Joseph!«

Alle thaten, als glaubten sie, daß ich in Metz bleiben werde, und ich wollte ihnen auch meine Angst verhehlen. Aber es war mir weh um's Herz, und ich konnte das Weinen beinahe nicht verhalten; zum Glück kam mir der Gedanke, nach Vierwinden zu gehen und der Tante Gredel die Nachricht zu bringen.:

»Hört,« sagte ich, obgleich es nicht auf lange ist, und ich in Metz bleiben darf, so muß ich die gute Nachricht doch der Tante Gredel

melden. Heute Abend zwischen fünf und sechs Uhr bin ich wieder da; inzwischen kann Katherine meinen Tornister packen und dann essen wir zu Nacht.«

»Ja, geh' Joseph!« jagte Herr Goulden.

Katherine sagte nichts, denn sie mußte sich zusammen nehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Ich lief davon, wie verrückt. Zebedäus, der in die Kaserne zurückging, benachrichtigte mich unter der Hausthüre, daß der Montirungsoffizier auf dem Rathhaus sei, und daß ich bis gegen fünf Uhr dort erscheinen müsse. Ich hörte seine Worte wie im Traum und stürzte dann zur Stadt hinaus. Auf den Wällen rannte ich wie blind in die bedeckten Gänge und lief an dem Brunnen von Trois—Chateaur vorbei, nach den »Baracken« hinauf und den Wald entlang, um nach Vierwinden zu gelangen. Die Gedanken, welche mir durch den Kopf fuhren, sind nicht zu beschreiben; ich war von Sinnen, ich hätte laufen mögen bis in die Schweiz. Aber das Schlimmste war, als ich auf dem Fußweg von Dann gegen Vierwinden kam. Es mochte drei Uhr sein; die Mutter Gredel, welche hinten im Garten ihren Bohnen Stecken gab, hatte mich von weitem gesehen. Sie hatte sich gesagt:

»Aber das ist ja Joseph! Was thut denn der mitten im Kornfeld?«

Einmal in dem ausgefahrenen, sandigen Hohlweg, den die Sonne heizte wie einen Ofen, ging ich langsam und gesenkten Hauptes hinauf und dachte: »Du hast das Herz nicht, hinein zu gehen!« als mir auf einmal hinter der Hecke die Tante rief: »Bist du's, Joseph?« Ich zitterte. »Ja, ich bin's,« antwortete ich.

Sie kam hinter dem Holunder am Haus hervor, und als sie mich ganz bleich dastehen sah, sagte sie:

»Ich weiß, warum du kommst, mein Kind; du mußt fort, nicht wahr?«

»Oh,« erwiderte ich, »mich behält man im Arsenal zu Metz . . . die andern müssen fort, ich darf in Metz bleiben, es ist ein rechtes Glück!«

Sie sagte nichts. Wir traten in die Küche hinein, wo es sehr kühl war, denn draußen war eine große Hitze. Sie setzte sich, und ich las ihr den Brief des Majors vor. Sie hörte zu und sagte:

»Ja, das ist ein rechtes Glück!«

Wir sahen einander starr an, ohne ein Wort zu sprechen, dann nahm sie meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte mich lange, und ich sah, daß sie heiße Thränen vergoß, ohne einen Seufzer auszustoßen.

»Warum weinen Sie?« sagte ich endlich. »Ich bleibe ja in Metz! . . .«

Sie gab mir keine Antwort, ging in den Keller und holte Wein. Sie schenkte mir ein und fragte:

»Was sagt Katherine?«

»Sie ist froh, daß ich im Arsenal bleibe,« sagte ich, »und Herr Goulden ebenfalls.«

»Das ist gut,« sagte sie. »Richtet sie dir her, was du brauchst?«

»Ja, Tante Gredel, und ich muß vor fünf Uhr auf dem Rathhaus sein, um meine Uniform in Empfang zu nehmen.«

»Nun, so sei's!« jagte sie, »komm', gib mir einen Abschiedskuß . . . Ich werde nicht in die Stadt gehen! . . . ich will lange leben. Katherine braucht mich.«



Sie fing an laut zu weinen, aber plötzlich faßte sie sich und fragte:  
»Um wie viel Uhr marschierst du ab?«  
»Morgen früh um sieben Uhr, Mutter Gredel.«  
»Gut! um acht Uhr werde ich hineinkommen . . . Du wirst schon  
weit weg sein . . . aber du weißt dann wenigstens, daß die Mutter



deiner Frau da ist . . . daß sie ihre Tochter wieder zu sich nimmt . . .«

Bei diesen Worten fing das entschlossene Weib an zu schluchzen. Sie begleitete mich hinaus bis an die Straße und ich ging fort. Ich hatte keinen Tropfen Blut mehr in den Adern. Ich kam Schlag fünf Uhr vor dem Rathhaus an, und ging hinauf; ich sah jenen Saal wieder, wo ich's verloren hatte, diesen verdamnten Saal, in welchem jedermann schlechte Nummern zog. Ich erhielt Mantel, Rock, ein Paar Hosen, Gamaschen und Schuhe. Zebedäus, welcher mich hier erwartete, ließ mir durch einen seiner Füsiliere alles nach der Kaserne bringen.

»Du mußt frühe kommen und das anziehen,« sagte er zu mir; »deine Flinte und Patrontasche sind auf dem Gewehrständler seit heute Morgen.«

»Komm mit mir,« sagte ich zu ihm.

»Nein,« erwiderte er, »der Anblick Katherinen's zerreißt mir das Herz; auch muß ich bei meinem Vater bleiben. Wer weiß, ob ich den guten Alten über's Jahr noch finde? Ich habe versprochen, mit euch zu Nacht zu speisen, aber ich werde nicht kommen.«

So mußte ich allein heimgehen. Mein Tornister war parat; mein alter Tornister, das einzige, was ich von Hanau noch mitgebracht, und der mir im Bagagewagen als Kopfkissen gedient hatte. Herr Goulden arbeitete. Er kehrte sich um, ohne ein Wort zu sagen.

»Wo ist denn Katherine?« fragte ich.

»Sie ist oben.«

Ich dachte mir wohl, daß sie weinte, und wäre gerne hinaufgegangen, aber Kraft und Muth fehlten mir. Ich erzählte Herrn Goulden, wie es in Vierwinden gegangen war; dann saßen wir in Gedanken versunken einander gegenüber und wagten nicht, uns anzusehen. – Die Nacht brach an, und es war schon dunkel, als Katherine herunterkam. Sie deckte den Tisch im Finstern; als sie fertig war, nahm ich sie bei der Hand und setzte sie auf meinen Schooß; so blieben wir fast noch eine halbe Stunde.

»Zebedäus kommt nicht?« fragte Herr Goulden.

»Nein, er hat Dienst.«

»Dann wollen wir essen!«

Aber niemand hatte Hunger. Katherine deckte gegen neun Uhr den Tisch ab, und wir gingen zu Bett. Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens. Katherine war wie todt, ich rief ihr, sie gab keine Antwort. Um Mitternacht weckte ich Herrn Goulden. Er kleidete sich an und kam herauf. Wir gaben ihr Zuckerwasser zu trinken. Sie kam wieder zu sich und stand auf. Ich kann euch nicht alles sagen, ich weiß nur, daß sie sich auf meinen Schooß setzte und mich bat, sie nicht zu verlassen, als ob ich's freiwillig getan hätte; aber sie war von Sinnen. Herr Goulden wollte einen Arzt holen, aber ich gab es nicht zu. Gegen Morgen erholte sie sich vollkommen, weinte lange und schlief endlich in meinem Arm ein. Sachte schlichen wir hinaus, ohne daß ich sie auch nur noch einmal zu küssen wagte. In solchen Augenblicken empfindet man so recht das Elend des Lebens und denkt: »Mein Gott, warum bin ich auf die Welt gekommen! Warum liebest du mich nicht schlafen in alle Ewigkeit. Was hab ich getan vor meiner Geburt, womit hab ich's verdient, diejenigen, welche ich liebe, leiden zu sehen ohne meine Schuld? Aber Gott thut ja so etwas nicht; die Menschen sind's, die einem das Herz aus dem Leib reißen!«

Endlich waren Herr Goulden und ich unten.

»Sie schläft,« sagte er, »sie weiß von nichts . . . es ist ein Glück . . . Du kannst gehen, während sie noch schlummert.«

Ich dankte Gott, daß sie eingeschlafen war. Sinnend saßen wir da und horchten auf jeden Laut; jetzt wurde zum Verles getrommelt. Herr Goulden blickte mich ernst an, und wir standen auf. Er nahm den Tornister und half mir schweigend ihn umhängen.

»Joseph,« sprach er, »geh' zu dem Arsenaldirektor in Metz, aber verlaß dich auf nichts. Die Gefahr ist so groß, daß Frankreich alle seine Söhne zu seiner Vertheidigung braucht. Denn diesmal handelt es sich nicht darum, fremdes Gut zu holen, sondern unser eigenes Land zu retten. Denke, daß dein eigenes Glück, wie das deiner Frau, daß das Theuerste, was du auf Erden hast, auf dem Spiel steht. Ich

wollt, ich wäre zwanzig Jahre jünger und könnte dich begleiten und dir ein gutes Beispiel geben.«

Wir gingen leise die Treppe hinab, küßten uns zum Abschied und ich eilte in die Kaserne. Zebedäus führte mich selbst in meinen Saal und ich zog meine Uniform an. Ich erinnere mich nach so langer Zeit nur noch, daß der Vater Zebedäus da war und meine Kleider in ein Bündel schnürte, um sie nach unserem Abmarsch in meine Wohnung zu bringen; und daß sodann das Bataillon durch das Lanzer Gäßchen zum französischen Thor hinaus abmarschierte.

Einige Kinder liefen hintendrein. Die Wache im Vorwerk trat in's Gewehr. Wir waren auf dem Weg nach Waterloo.

---

## XV.

In Saarburg bekamen wir Quartierzettel; der meinige lautete auf den alten Buchdrucker Jarei, der Herrn Goulden und die Tante Gredel kannte; er lud mich an seinen Tisch, wie auch meinen neuen Schlafkameraden Johann Busch, den Sohn eines Holzschlitters aus Harberg, der nie etwas anderes als Kartoffeln gegessen hatte, eh' er Rekrut wurde. Er zermalmte das Fleisch, das man uns vorsetzte, mit samt den Knochen. Ich war so niedergeschlagen, daß mich das Krachen derselben ganz nervös machte. Vater Jarei wollte mich trösten, aber alles, was er mir sagte, vermehrte nur meinen Kummer.

Den Rest des Tags und die folgende Nacht blieben wir in Saarburg. Tags darauf marschierten wir bis Mezieres, am andern Tag bis Vic und dann bis Solgne; am fünften Tag näherten wir uns endlich Metz. Ich brauche euch unseren Marsch nicht zu schildern: die Soldaten, ganz weiß von Staub, marschieren von Ort zu Ort, den Tornister auf dem Rcken, das Gewehr bequem; sie plaudern, lachen, und schauen sich, wenn's durch ein Dorf geht, die Mädchen, die Karren, die Miststcke, Scheunen, Einfahrten und Treppen lustig an. Aber wenn man betrübt ist, wenn man Frau und Freunde, die einen lieben und die man vielleicht nie wieder sieht, zu Haus verlassen hat, so geht alles wie Schatten an einem vorüber; hundert Schritt weiter denkt man nicht mehr daran.

Erst der Anblick von Metz mit seinem hohen Dom, seinen alten Häusern und seinen dunkeln Wällen weckte mich aus meinen Träumen. Zwei Stunden bevor wir ankamen, meinten wir hart vor den bedeckten Gängen zu sein. Es war sehr warm, man schritt tapfer aus, um desto früher in den Schatten zu kommen.

Ich erinnerte mich an den Oberst Desmichels; ich hatte eine schwache Hoffnung, sehr schwach, und dachte: »Ach, wenn der Zufall wollte!« Ich griff nach meinem Brief. Zebedäus sprach nicht mehr mit mir; von Zeit zu Zeit wandte er sich um und warf mir einen Blick zu. Es war nicht mehr ganz wie früher; er war Serschant und

ich gemeiner Soldat. Natürlich liebten wir uns noch immer, aber es war doch ein Unterschied.

Johann Busch marschierte neben mir, mit gebogenem Rücken und die Füße einwärts, wie ein Wolf. Nur meinte er manchmal, die Schuhe hindern einen auf dem Marsch, man sollte sie bloß zur Parade anziehen. In zwei Monaten hatte ihn der Instruktor noch nicht dahin gebracht, daß er die Füße auswärts setzte und sich aufrecht hielt; aber in seiner Art marschierte er sehr gut und ohne müde zu werden.

Gegen fünf Uhr Abends langten wir endlich bei den Außenwerken an. Man nahm uns die Parole ab; der wachhabende Hauptmann rief selber: »Passiert!« Die Trommel ertönte und wir zogen in die Stadt ein, die älteste, die ich je sah. Metz liegt am Einfluß der Seille in die Mosel und hat wie Zabern und Buchweiler alte hölzerne Häuser von vier oder fünf Stockwerken, mit runden und eckigen, großen und kleinen Fenstern neben einander, mit und ohne Läden und mit und ohne Scheiben. Das sieht so alt aus wie die Berge und Flüsse und ganz oben springt das Dach sechs Fuß weit vor und wirft seinen Schatten über die dunkeln Wellen, in denen alte Schuhe, Lumpen und tote Hunde schwimmen.

Blickt man zufällig nach oben, so kann man fast sicher darauf rechnen, in diesen Winkeln hinter einer Dachluke das Gesicht eines alten Juden mit grauem Bart und gebogener Nase oder ein Kind zu sehen, das herabzustürzen droht, oder sonst was ähnliches, denn Metz ist recht eigentlich eine Juden und Soldatenstadt. Auch an armen Leuten fehlt es nicht; es ist viel ärger als in Mainz, Straßburg und selbst in Frankfurt. Vorausgesetzt, daß sich das alles seither nicht geändert hat; die Leute sehen jetzt mehr auf Bequemlichkeit und Reinlichkeit und die Städte verschönern sich von Tag zu Tag.

Wie wir so an all dem vorbeimarschierten, konnte ich trotz meiner großen Traurigkeit nicht umhin, mir die Gäßchen an zusehen. Die Stadt wimmelte damals von Bürgerwehrmännern; sie kamen von Saarlouis, Longwy und andern Orten; die Soldaten marschierten aus, die Bürgerwehren lösten sie ab.

Wir kamen auf einen Platz, der mit Matratzen, Strohsäcken und anderem Bettzeug ganz bedeckt war, das die Bürger den Truppen lieferten. Vor einer Kaserne, deren Fenster von unten bis oben alle offen standen, wurde Halt gemacht und »Gewehr bei Fuß« kommandiert. Wir warteten und dachten, in dieser Kaserne einquartiert zu werden; aber nach Verfluß einer Viertelstunde hieß es wieder »Achtung!« Wir bekamen fünfundzwanzig Sous per Mann und einen Quartierzettel. Dann wurde der Befehl zum Einrücken gegeben und jeder lief seinem Quartier zu. Johann Busch, der noch keine andere Stadt gesehen hatte als Pfalzburg, wich mir nicht von der Seite.

Unser Quartierzettel lautete auf den Metzger Elias Mayer in der Straße Sainte-Valerie.

Als wir vor das Haus kamen, machte der Metzger — der eben unter seinem gewölbten, vergitterten Fenster Fleisch aushieb — ein verdrießliches Gesicht und empfing uns sehr schlecht. Es war ein dicker Jude mit hochrothem, rundem Gesicht, und mit silbernen Finger—und Ohrringen; sein Weib, mager und gelb, kam heraus und schrie, sie hätten gestern und vorgestern Einquartierung gehabt . . . der Rathsschreiber habe es auf sie abgesehen, schicke ihnen alle Tage Soldaten, die Nachbarn bekämen gar keine . . . und so fort. Gleichwohl ließ man uns herein. Die Tochter kam und nahm uns in Augenschein; hinter ihr stand eine dicke schmierige Magd mit ungekämmten Haaren. Ich seh' die Leute noch vor mir in der alten getäfelten Stube, von deren Decke eine große kupferne Lampe herabhing, und deren Gitterfenster nach einem engen Hof hinausging. Die Tochter, blaß und schwarzäugig, sprach etwas mit der Mutter, worauf die Magd angewiesen wurde, uns auf den Boden in die Bettlerkammer zu führen; denn alle Juden haben Bettler, denen sie am Freitag zu essen geben. Mein Kamerad von Harberg fand das ganz in der Ordnung — ich war empört. Gleichwohl stiegen wir hinter der Magd die Wendeltreppe hinan, auf der man vor Schmutz ausglitschte, und gelangten auf den Boden in eine Kammer, die mit Latten verschlagen war, hinter denen man die schwarze Wäsche liegen sah. Das Licht fiel durch ein Deckelfenster herein.

Ohne meine große Betrübnis hätte ich den Ort wahrhaft abscheulich gefunden; wir hatten nur einen Stuhl und einen Strohsack auf dem Boden mit einer Decke für beide. Die Magd blieb unter der Thüre stehen und sah uns fragend an, ob wir ihr nicht etwas Schönes zu sagen hätten.

Ich setzte mich und legte meinen Tornister ab, sehr betrübt, wie man sich denken kann; Busch that desgleichen. Die Magd schickte sich an, hinabzugehen, als ich ihr rief:

»Warten Sie einen Augenblick . . . Wir gehen auch hinunter . . . wir wollen den Hals nicht auf der Treppe brechen.«

Nachdem wir Schuhe und Strümpfe gewechselt, schlossen wir die Thüre mit einem Vorlegschloß, gingen in den Metzgerladen hinunter und kauften uns Fleisch. Busch holte Brot bei einem Bäcker in der Nachbarschaft, und da Platz am Herd war, gingen wir in die Küche und machten uns eine Suppe.

Der Metzger kam gegen acht Uhr und setzte sich zu uns, er rauchte aus einem großen Ulmer Kopf; wir waren eben mit dem Essen zu Ende. Er fragte, woher wir seien; entrüstet wie ich war, gab ich ihm keine Antwort, aber Busch sagte, ich sei Uhrmacher in Pfalzburg, worauf er mir etwas mehr Achtung schenkte. Er erzählte, sein Bruder reise im Elsaß und Lothringen auf Uhren, Ringe, Uhrketten und andere Goldschmied und Bijouterieartikel; er heiße Samuel Mayer und habe vielleicht auch schon Geschäfte mit uns gemacht. Darauf antwortete ich ihm, ich habe seinen Bruder zwei- oder dreimal bei Herrn Goulden gesehen, und das war so. Darüber befahl er der Magd, uns ein Bissen hinaufzulegen; mehr that er nicht und wir gingen zu Bett.

Die große Müdigkeit ließ uns gar bald einschlafen. Ich nahm mir vor, recht früh aufzustehen und in's Arsenal zu gehen; aber ich schlief noch, als mich mein Kamerad mit dem Ruf anstieß,

»Der Appell!«

Ich horchte auf; man trommelte zum Appell. Wir hatten eben noch Zeit, uns anzukleiden, den Tornister umzuhängen, das Gewehr zu ergreifen und hinabzueilen. Als wir auf dem Kasernenplatz ankamen, begann eben der Verles. Nach diesem fuhren zwei Gepäckwagen vor,

und wir faßten fünfzig Patronen per Mann. Der Major Gemeau, der Hauptmann und alle Offiziere waren da. Ich sah, daß alles aus sei, daß ich auf nichts mehr rechnen dürfe, und daß mein Brief an Oberst Desmichels vielleicht gut sei nach dem Feldzug, wenn ich davon komme und meine sieben Jahre ausdienen müsse. Zebedäus sah mich von ferne an; ich wandte mich ab. In diesem Augenblick hieß es:

—Ueber's G'wehr! Bequem's G'wehr! Links um, vorwärts, marsch!«

Die Trommler schlugen, wir marschierten ab in gleichem Schritt und Tritt; Dächer, Häuser, Fenster, Gassen und Leute zogen vorüber. Wir kamen über die erste Brücke, sodann über die Zugbrücke. Die Trommeln schwiegen; wir marschierten in der Richtung von Thionville.

Andere Truppen zogen desselben Wegs; Kavallerie und Infanterie.

Wir kamen diesen Abend im Dorf Beauregard, am folgenden im Dorf Vitry bei Thionville an, wo wir bis zum 8. Juni liegen blieben. Ich wohnte mit Busch bei einem dicken Gutsbesitzer Namens Pochon, einem Biedermann, der uns einen guten weißen Wein vorsetzte und gerne politisierte, wie Herr Goulden.

Während unseres Aufenthalts in diesem Dorf kam General Schäffer von Thionville heraus, und wir mußten zu einer Musterung in der Nähe eines großen Hofs, des Silvangerhofs, ausrücken.

Es gibt dort viele Waldungen, und wir gingen unserer mehrere häufig in der Umgegend spazieren. Eines Tages holte mich Zebedäus ab und führte mich in die große Gießerei von Mayeuvre, wo wir Kugeln und Haubitzgranaten gießen sahen. Wir plauderten von Katherine und von Herrn Goulden; er forderte mich auf, zu schreiben, aber ich fürchtete mich einigermaßen vor Nachrichten von Hause; ich suchte meine Gedanken von Pfalzburg abzulenken.

Am 8. Juni früh Morgens zog das Bataillon von Vitry ab und kam wieder an Metz vorbei, ohne es jedoch zu betreten. Die Thore der Stadt waren geschlossen und Kanonen auf den Wällen, wie in Kriegszeiten.

Wir übernachteten in Chatel, tags darauf in Etain, am dritten Tag in Dannevour, wo ich zu einem guten Patrioten, Herrn Sebastian



Perrin, in's Quartier kam. Es war ein reicher Mann. Er wollte alles genau wissen, und da vor uns schon viele andere Bataillone denselben Weg gekommen waren, sagte er:

»In einem Monat, vielleicht noch früher, werden wir große Dinge erleben . . . Alle Truppen marschieren nach Belgien . . . Der Kaiser will über die Engländer und Preußen herfallen!«

Das war das letzte gute Quartier, das wir hatten, denn andern Tags kamen wir nach Yong, eine schlechte Gegend. Am 12. Juni blieben wir in Vivier, am 13. in Cul—de—Sard über Nacht. Je weiter wir vorrückten, je mehr Truppen begegneten wir, und da ich das von Deutschland her kannte, sagte ich zu meinem Kameraden Johann Busch:

»Jetzt geht's bald los!«

Von allen Seiten, in allen Richtungen rückten unabsehbare Züge Kavallerie, Infanterie und Artillerie vor. Das Wetter war so schön und die Felder standen so prächtig, wie man's nur wünschen konnte; nur war es zu warm. Was mich wunderte, war, daß man keinen Feind zu sehen bekam, weder vorn, noch hinten, weder rechts, noch links. Man wußte nichts. Unter uns hieß es, wir werden diesmal zuerst hinter die Engländer kommen. Ich hatte schon Preußen, Oesterreicher, Russen, Bayern, Württemberger und Schweden gesehen; ich kannte Leute aus aller Herrn Länder, und jetzt sollte ich auch die Engländer kennen lernen. Ich dachte: »wenn man einander doch umbringen muß, sind mir diese so lieb, wie die Deutschen. Wir können unserem Schicksal nicht entgehen; soll ich davon kommen, so komm ich davon; soll ich mein Leben lassen, so ist es eins, ob ich es zu salviren suche oder nicht. Aber doch muß man möglichst viele von den andern umbringen; dadurch gestaltet sich die Sache immerhin günstiger für uns.«

Das waren so meine Erwägungen; thaten sie mir nicht wohl, so thaten sie mir doch auch nicht weh.

---

## XVI.

Wir waren am 12. über die Maas gegangen, und setzten am 13. und 14. unseren Marsch fort auf Wegen, die sehr schlecht waren und sich endlos zwischen den mit Korn, Gerste, Hafer und Hanf bepflanzten Feldern hinzogen. Es war außer ordentlich heiß; unter der Last des Tornisters und der Patrontasche lief der Schweiß an mir hinunter. Ach, wie schlimm hat's der Arme, der sich keinen Mann kaufen kann, welcher für ihn marschiert und Flintenschüsse in Empfang nimmt. – Nachdem ich Regen und Wind, Schnee und Koth in Deutschland ertragen, kamen jetzt Staub und Hitze an die Reihe.

Ich sah auch, daß die Entscheidung nahte; man hörte von allen Seiten her nichts als Trommeln und Trompeten; wenn das Bataillon über eine Anhöhe marschierte, erblickte man unabsehbare Reihen von Helmen, Lanzen und Bajonetten. Zebedäus rief mir, das Gewehr auf der Schulter, manchmal lustig zu:

»Nun, Joseph, so werden wir den Preußen doch noch einmal Aug in Aug gegenüberstehen!« Und ich mußte ihm zur Antwort geben:

»Ja, ja. Der Tanz geht wieder los!«

Als ob es mir recht gewesen wäre, mein Leben einzusetzen und Katherine frühzeitig zur Wittwe zu machen, wegen Dingen, die mich nichts angingen.

Am selben Tag kamen wir nach Róly. Es lagen schon Husaren in dem Ort, und wir mußten uns in einem Hohlweg am Fuß eines Hügels lagern.

Unsere Gewehre standen kaum in Pyramiden, als mehrere Oberoffiziere ankamen. — Der Major Gemeau, der eben abgestiegen war, setzte sich wieder zu Pferd und ritt ihnen entgegen; sie sprachen einen Augenblick zusammen und kamen dann in unseren Hohlweg herab, wo sich jeder erwartungsvoll sagte: »es ist was los!« Einer der Oberoffiziere, General Pecheur, den wir später kennen lernten, ließ einen Wirbel schlagen und kommandierte: »Einen Kreis!«

Da jedoch der Weg zu enge war, stieg ein Theil der Soldaten den Abhang zu beiden Seiten hinan, die andern blieben unten stehen. Das ganze Bataillon harrete der Dinge, die da kommen sollten; der General entfaltete ein Papier und sprach mit erhobener Stimme: »Proklamation des Kaisers!«

Bei diesen Worten wurde es so still, daß man glaubte, er sei allein auf dem Feld. Alles, vom letzten Rekruten bis zum Major Gemeau horchte auf, und heute noch, nach fünfzig Jahren, wenn ich dran denke, schwillt mir das Herz; es war ein großer, furchtbarer Moment. Der General las:

*»Soldaten! Heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, wo beidemale das Schicksal Europas entschieden wurde. Damals, wie nach der Schlacht von Austerlitz und von Wagram waren wir zu großmüthig, glaubten wir den Betheuerungen und Schwüren der Fürsten, denen wir ihre Throne ließen. Heute jedoch bedrohen sie, untereinander verbündet, die Unabhängigkeit und die heiligsten Rechte Frankreichs. Sie haben einen höchst ungerechten Angriff auf uns unternommen; gehen wir ihnen entgegen: sind sie und wir nicht mehr die selben Leute?«*

Das ganze Bataillon zitterte vor Erregung und brach in den Ruf aus: »Es lebe der Kaiser!« Der General erhob die Hand, und alles schwieg und lauschte vorgeneigten Hauptes.

*»Soldaten! . . . Bei Jena waren wir gegen diese heut so stolzen Preußen einer gegen drei und bei Montmirail einer gegen sechs. Mögen diejenigen von euch, die Gefangene der Engländer waren, den andern eine Schilderung von den Pontons und von den furchtbaren Leiden machen, die sie auf denselben erdulden mußten.*

*»Die Sachsen, Belgier, Hannoveraner, die Soldaten des Rheinbundes dienen der Sache dieser volks- und freiheitsfeindlichen Fürsten nur mit Widerwillen; sie wissen, daß diese Koalition unersättlich ist: nachdem sie zwölf Millionen Polen, zwölf Millionen Italiener, eine Million Sachsen und sechs Millionen*

*Belgier verschlungen hat, wird sie auch noch die deutschen Mittelstaaten verschlingen.*

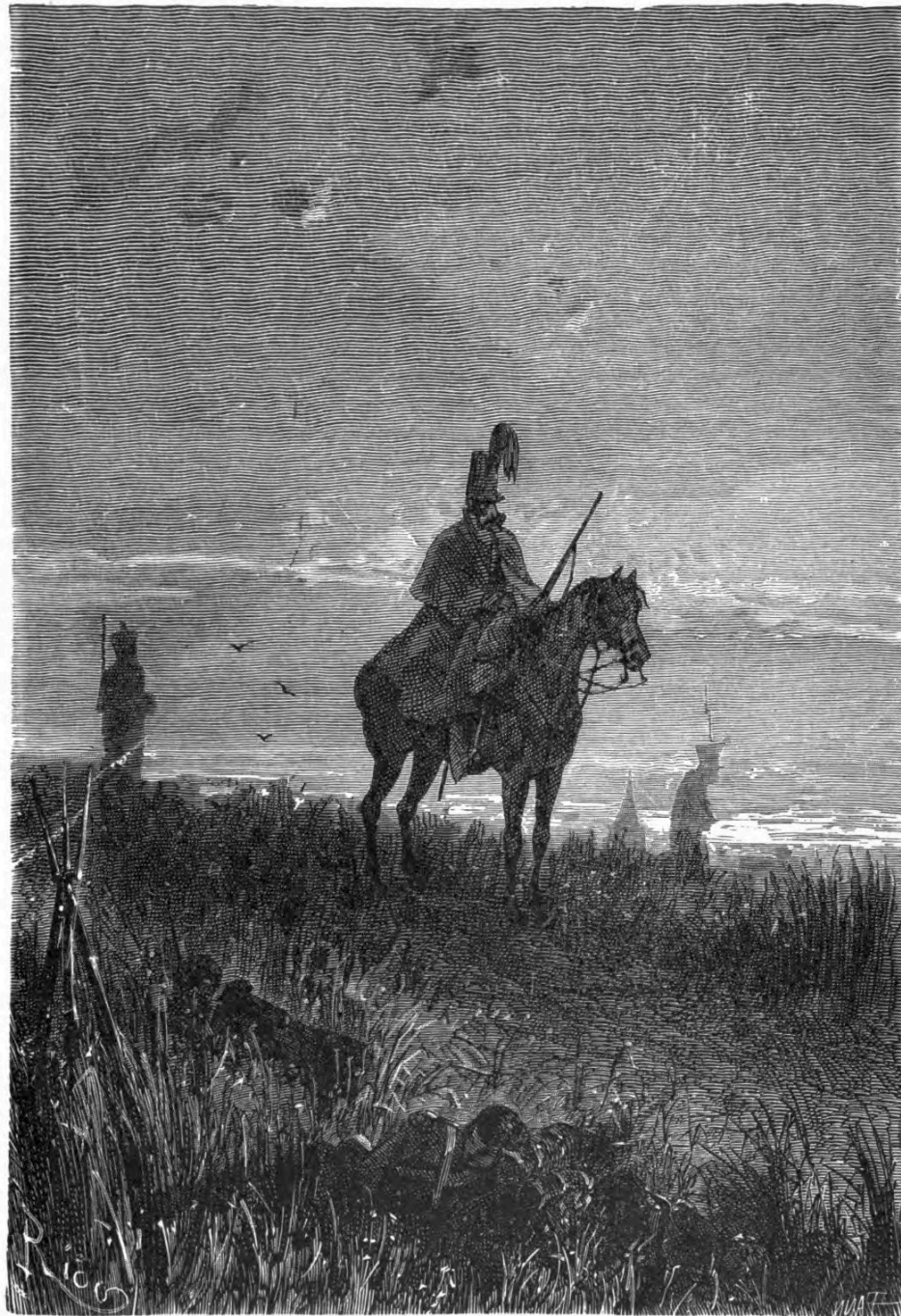
*»Die Thoren! Ein Augenblick des Glücks hat sie verblendet; die Unterdrückung und Demüthigung des französischen Volks geht über ihre Kraft. Wenn sie Frankreichs Boden betreten, werden sie ihr Grab dort finden. Soldaten, wir müssen starke Märsche machen, Schlachten liefern, Gefahren aller Art entgegenziehen, aber Beharrlichkeit wird uns den Sieg erringen; die Menschenrechte und die Wohlfahrt des Vaterlandes werden der Preis desselben sein. Für jeden Franzosen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder unterzugehen.*

Napoleon.«

Man kann sich keine Vorstellung von dem Jubel machen, der jetzt losbrach; das Herz ging einem auf bei diesem Schauspiel; es war, als hätte uns der Kaiser seinen Schlachtgeist eingehaucht, und wir verlangten nicht mehr und nicht weniger, als alles niederzumepeln.

Der General war schon lang weiter geritten, als der Lärm noch immer fort dauerte, und ich selber war sogar vergnügt, ich sah, daß alles die reine Wahrheit war, daß die Preußen, die Oesterreicher, die Russen, welche vorher nur von der Befreiung der Völker sprachen, die erste Gelegenheit benützt hatten, um ihnen alles wieder zu nehmen; daß sie all die großen Redensarten von Freiheit, mit denen sie im Jahre 1813 um sich geworfen hatten, um die Jugend gegen uns in's Feld zu führen, daß sie all ihre Verfassungsversprechungen unbeachtet ließen. Sie waren in meinen Augen Schurken, Leute, welche ihr Wort nicht halten, welche die Völker für Narren und nur einen ganz kleinen, ganz erbärmlichen Gedanken im Kopfe hatten, nämlich den besten platz inne zu behalten mit ihren Kindern und Kindeskindern, mochten diese gut oder böse, gerecht oder ungerecht sein, ohne sich im mindesten um das göttliche Gesetz zu kümmern.

Das war mir klar. Die Proklamation schien mir sehr schön. Ich glaubte sogar, Vater Goulden werde damit wohl zufrieden sein, weil der Kaiser die Menschenrechte nicht vergessen hatte, als da sind: Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und all die großen Ideen, denen es die Menschen danken, daß sie, anstatt es zu machen wie die Thiere, sich gegenseitig achten, und auch die Rechte ihrer Nebenmenschen achten.



Unser Muth war also durch jene tapfern und gerechten Worte sehr gehoben. Die alten Soldaten sagten lachend:

»Diesmal werden wir keine Langweile haben . . . beim nächsten Vormarsch stoßen wir auf die Preußen!«

Die Rekruten aber, die noch keine Kugeln hatten pfeifen hören, freuten sich noch mehr, als die andern. Busch's Augen funkelten, wie die einer Katze; er saß am Rande des Wegs, sein Tornister lag offen auf der Böschung, und langsam zog er auf denselben seinen Säbel ab, wobei er die Schneide von Zeit zu Zeit an der Spitze seines Schuhs probierte. Andere wetzten ihr Bajonett oder brachten ihren Flintenstein in Ordnung, was man im Felde, den Tag vor einem Treffen, immer thut. – In solch einem Augenblick gehen einem tausend Gedanken durch den Kopf, man runzelt die Stirne, man beißt die Lippen übereinander, man schneidet ein böses Gesicht.

Die Sonne ging langsam hinter den Getreidefeldern unter; einige Abteilungen holten Holz aus dem Dorfe und brachten Zwiebeln, Lauch, Salz und sogar Kuhviertel mit, die sie an großen Stangen über den Schultern trugen.

Die vergnügten Gesichter mußte man sehen, wenn die Soldaten so um's Feuer her saßen, das Fleisch zu sieden anfing und der Rauch zum Himmel emporwirbelte; der eine sprach von Lützen, der andere von Austerlitz, wieder andere von Wagram, von Jena, Friedland, Spanien, Portugal und von allen Ländern der Welt. Alle sprachen durcheinander; aber man hörte nur auf die Alten, deren Arm mit Borten bedeckt war, die am besten sprachen und alle Stellungen mit dem Finger auf dem Boden zeichneten und erklärten, wie die Abteilungen dreißig und vierzig Mann hoch rechts und links schwenkten und in die Schlachtordnung einrückten. Man glaubte alles zu sehen, wenn man sie so hörte.

Jeder hatte seinen blechernen Löffel im Knopfloch und dachte: die Fleischbrühe wird gut, es ist ein gutes, fettes Fleisch.

Die Nacht war angebrochen, nach der Vertheilung hatte man Befehl, die Feuer zu löschen und den Zapfenstreich nicht zu schlagen, zum Beweis, daß der Feind nicht weit weg war, und man ihn zu verscheuchen fürchtete.

Der Mond ging auf. Busch und ich aßen aus derselben Schüssel. Als wir fertig waren, erzählte er mir über zwei Stunden lang von dem Leben in Harberg, von der Mühseligkeit, zwei oder drei Klafter Holz auf einmal zu schlitten und von der Gefahr, zerquetscht zu werden,

besonders beim Schnee schmelzen. Das Soldatenleben, die guten Schüsseln, das gute Brot, die regelmäßige Portion, die guten, warmen Kleider, die starken grobleinenen Hemden, all das erschien ihm wunder voll. Nie hatte er sich vorgestellt, daß man so gut leben könne, und der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte, war, seinen Brüdern Kaspar und Jakob von seiner guten Lage Nachricht zu geben, um sie zu bestimmen, sich anwerben zu lassen, so bald sie das Alter dazu hätten.

»Ja,« sagte ich, »das ist schon gut, aber die Russen, die Preußen, die Engländer . . . an die denkst du nicht.«

»Aus denen mach ich mir nichts,« meinte er, »mein Säbel schneidet wie ein Rasiermesser, und mein Bajonett ist spitz wie eine Nadel. Sie müssen Angst vor mir haben.«

Wir waren die besten Freunde von der Welt; ich liebte ihn fast wie meine alten Kameraden Klipfel, Fürst und Zebedäus. Er liebte mich ebenfalls sehr; ich glaube, er hätte sich in Stücke hauen lassen, um mir aus der Noth zu helfen. Alte Schlafkameraden vergessen einander nie; zu meiner Zeit erhielt der alte Harwig, den ich später in Pfalzburg kennen lernte, noch eine Pension von seinem alten Kameraden Bernadotte, dem König von Schweden. Wenn ich König geworden wäre, so hätte ich dem Johann Busch auch eine Pension ausgesetzt, denn, wenn er auch keinen großen Geist hatte, so hatte er doch ein gutes Herz, was noch mehr werth ist.

Während wir so miteinander plauderten, klopfte mir Zebedäus auf die Schulter:

»Rauchst du nicht, Joseph?«

»Ich habe keinen Tabak.«

Er gab mir sogleich die Hälfte seines Pakets. Ich sah, daß er mich trotz seines höheren Grads immer noch liebte, und das rührte mich. Er kannte sich nicht mehr vor Freude, bei dem Gedanken, daß es demnächst über die Preußen hergehen sollte.

»Wir wollen ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten!« rief er, »keinen Pardon! . . . Alles muß heimgegeben werden von der Kazbach bis Soissons.«



Man hätte meinen sollen, diese Preußen und diese Engländer werden sich gar nicht vertheidigen, und wir laufen gar keine Gefahr, Kugeln und Kartätschen in den Leib zu bekommen, wie bei Lützen, Großbeeren, Leipzig und sonst. Aber was kann man Leuten sagen, welche sich an nichts erinnern und alles nur von der schönen Seite sehen? Ich rauchte ruhig meine Pfeife und gab zur Antwort:

»Ja, ja, wir wollen sie herrichten, die Hallunken! Wir wollen sie dazwischen nehmen . . . Es soll scharf hergehen.«

Ich ließ Johann Busch seine Pfeife stopfen, und da wir die Wache hatten, führte Zebedäus gegen neun Uhr die erste Ablösung auf. Ich verließ unseren Kreis und lagerte mich einige Schritte weiter hinten, den Kopf auf dem Tornister, am Rand einer Furche. Das Wetter war so warm, daß man die Grillen noch lange nach Sonnenuntergang musizieren hörte; am Himmel glänzten einzelne Sterne, kein Luftzug ging über die Ebene, die Halme standen aufrecht, und in der Ferne hörte man die Dorfhren neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr schlagen. Endlich schlief ich ein. Das war in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1815.

Zwischen zwei und drei Uhr morgens weckte mich Zebedäus.

»Auf!« sagte er, »vorwärts, marsch!«

Busch hatte sich auch neben mir gelagert; wir erhoben uns. Die Reihe der Ablösung war an uns. Es war noch Nacht, aber schon zeichnete sich das Tageslicht in einem hellen Streifen am Horizont, längs der Felder. Dreißig Schritte weiter erwartete uns Leutnant Bretonville mit der Patrouille. Es ist hart, aufstehen zu müssen, wenn man nach einem zehn stündigen Marsch so gut schläft. Noch während wir den Tornister umhängten, waren wir zu der Patrouille gestoßen. Zweihundert Schritte von da, hinter einer Hecke, löste ich die Schildwache gegenüber dem Dorf Roly ab. Das Feldgeschrei war: »Jemappes und Fleurus!« Das fällt mir plötzlich ein . . . wie doch die Erinnerungen Jahre lang in der Seele schlummern! an dieses Feldgeschrei hatte ich seit 1815 nie wieder gedacht.

Ich sehe heute noch die Patrouillen in den Hohlweg zurückkehren, während ich beim Sternenlicht frisches Pulver auf die Pfanne schütte, und höre in der Ferne die andern Schildwachen langsam

auf- und abgehen, während die Schritte der Patrouille in dem Einschnitt des Hügels verhallen. Ich ging an der Hecke Gewehr im Arm auf und ab. Das Dorf mit seinen niedern Strohdächern und dem schiefergedeckten Kirchthurm dahinter sah über die Aehren des Feldes herüber. Ein Husar zu Pferde, der mitten auf der Straße Wache stand, blickte, den Karabiner auf den Schenkel gestützt, rings umher. Das war alles, was ich sah.

Lange schilderte ich so, sinnend, horchend und auf- und abgehend. Alles schlief. Der lichte Streif am Himmel wurde größer.

Das dauerte über eine halbe Stunde. Fernhin tauchte das Land im Morgengrauen auf; zwei oder drei Wachteln ließen ihren Lockruf von einem Ende der Ebene zum andern ertönen. Ich blieb in trüben Gedanken versunken stehen und lauschte auf diese Töne, die mich an Vierwinden, Dann und »die Baracken« vom Eichwald erinnerten; ich dachte: »dort auf unseren Feldern schlagen die Wachteln jetzt auch am Saum des Waldes von la Bonne-Fontaine. Schläft Katherine . . . und Tante Gredel, und Herr Goulden, und die ganze Stadt? . . . Die Bürgerwehr von Nanzig hat uns jetzt abgelöst!« Und ich sah die Schildwachen vor den beiden Pulverthürmen und die Wachhäuser an beiden Thoren; unzählige Gedanken stiegen in mir auf, als sich plötzlich aus der Ferne der Hufschlag eines Pferdes vernehmen ließ; ich blickte umher, ohne anfangs etwas unterscheiden zu können. Nach einigen Minuten verloren sich die Hufschläge im Dorfe; dann war alles still. Nur ein unbestimmtes Geräusch war vernehmbar. Was hatte das zu bedeuten? Einen Augenblick darauf kam der Reiter im gestreckten Galopp von Roly heraus, und bog auf unseren Weg ein; ich ging bis an den Rand der Hecke vor, machte fertig und rief:

»Wer da?«

»Franzose!«

»Von welchem Regiment?«

»Vom zwölften Jägerregiment . . . Staffette.«

»Passirt!«

Er setzt seinen Weg mit doppelter Geschwindigkeit fort. Ich hörte, wie er mitten in unserem Lager hielt und rief:

»Der Major!«

Ich ging bis auf den Kamm des Hügels vor, um zu sehen, was vorging. Im gleichen Augenblick entstand eine große Bewegung: die Offiziere eilten herbei, der Jäger, immer noch zu Pferd, sprach mit Major Gemeau; auch Soldaten traten näher. Ich horchte, aber die Entfernung war zu groß. Der Jäger ritt wieder weiter, den Abhang hinauf. Alles schien in Aufregung zu sein; man schrie und gestikulierte.

Plötzlich wurde Tagwache geschlagen. Die Ablösung bog um die Ecke des Wegs. Schon von ferne sah ich, daß Zebedäus ganz bleich war.

»Komm!« sagte er im Vorbeigehen.

Weiter links standen noch zwei Schildwachen. Man darf unter'm Gewehr nicht sprechen, gleichwohl flüsterte mir Zebedäus leise zu:

»Joseph, wir sind verrathen; der General Bourmont, welcher den Vortrab kommandiert und fünf andere Schurken seines gleichen sind soeben zum Feinde übergegangen.«

Seine Stimme zitterte. Mein Blut kochte, und wie ich die andern von der Ablösung ansah, zwei alte Einsteher, bemerkte ich, daß ihre grauen Schnurrbärte zitterten; ihre Augen rollten schrecklich, als ob sie jemand umbringen wollten, sie sagten aber nichts.

Wir eilten, die beiden andern Schildwachen abzulösen, und als wir einige Minuten später in's Biwak zurückkamen, fanden wir das Bataillon bereits angetreten und zum Abmarsch fertig.

Wuth und Entrüstung waren auf allen Gesichtern zu lesen; die Trommeln wirbelten. Wir traten in's Glied. Der Major und der älteste Hauptmann hielten zu Pferd an der Spitze des Bataillons, bleich wie der Tod. Ich erinnere mich, daß der Major plötzlich den Degen zog und den Trommlern das Zeichen zum Aufhören gab, um etwas zu sprechen. Aber es fiel ihm nichts ein, und plötzlich rief er wie närrisch:

»Ha, Schurken! . . . Ha ihr elenden Chouans! . . . es lebe der Kaiser, keinen Pardon!«

Er stotterte noch einige Worte, die niemand verstand; gleichwohl war das ganze Bataillon der Ansicht, er spreche sehr gut, und alle brüllten zusammen wie die Löwen:

»Vorwärts, vorwärts zum Kampf, keinen Pardon!«

Im Sturmschritt ging's durch das Dorf; alle Soldaten waren wüthend, daß sie nicht sofort die Preußen zu Gesicht bekamen. Erst nach einer Stunde, nachdem jeder sich seine Gedanken gemacht hatte, fing man wieder an zu schimpfen und zu fluchen, erst ganz leise, dann bald ganz laut, so daß zuletzt das ganze Bataillon in Aufruhr zu sein schien. Die Einen meinten, man müsse alle Offiziere Ludwig's XVIII. umbringen, die Andern, man wolle uns in Masse dem Feind ausliefern; mehrere riefen sogar, die Marschälle seien Verräther, man müsse sie vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen, und dergleichen mehr.

Der Major ließ jetzt halten, ritt die Front entlang und erklärte laut: die Verräther seien zu spät ausgerissen, der Angriff werde noch an diesem Tage erfolgen, und der Feind, der keine Zeit habe, von der Verrätherei Nutzen zu ziehen, werde überrascht und geworfen werden.

Diese Worte beschwichtigten die Wuth der meisten. Man setzte sich wieder in Marsch und wiederholte den ganzen Weg entlang, die Pläne seien zu spät verrathen worden.

Unser Zorn verwandelte sich aber vollends in Freude, als wir plötzlich gegen zehn Uhr in einer Entfernung von fünf oder sechs Stunden zur Linken, jenseits der Sambre, die Kanonen brummen hörten. Die Mannschaft steckte die Tschakos auf die Spitze der Bajonette und alles rief:

»Vorwärts! Es lebe der Kaiser!«

Viele Veteranen weinten vor Rührung. Auf der ganzen großen Ebene hörte man nur Einen ungeheuern Schrei; wenn ein Regiment schwieg, fing das andere wieder an. Der Kanonendonner rollte fortwährend; wir beschleunigten unsern Marsch, und nachdem wir sieben Stunden lang in der Richtung von Charleroi marschiert waren, erhielten wir plötzlich durch eine Staffette den Befehl, rechts abzuschwenken.

Ich erinnere mich auch noch, daß in allen Dörfern, durch die wir kamen, Männer, Weiber und Kinder am Fenster und unter der Hausthüre standen und mit ausgestreckten Armen freudig riefen: »Die Franzosen! die Franzosen!«

Man sah, daß die Leute uns liebten, daß sie dasselbe Blut in den Adern hatten, wie wir, und beidemale, da wir Halt machten, kamen sie sogar mit ihrem guten Hausbrod, in dem schon das Messer steckte, und mit großen Krügen Braunbier, das sie uns boten, ohne etwas dafür zu verlangen. Wir kamen eigentlich als Befreier hierher, ohne es zu wissen. Auch in der Gegend selber wußte vorher niemand etwas davon; ein Beweis von der Klugheit des Kaisers, daß unser schon mehr als hunderttausend Mann in dieser Ecke der Sambre und Maas beisammen waren, ohne daß die Feinde die mindeste Kunde davon bekommen hatten.

Bourmont's Verrath hinderte uns, sie in ihren Kantonirungen zerstreut zu überfallen; alles wäre mit einem Schlag beendet gewesen, jetzt war es viel schwerer, sie zu vernichten.

Wir setzten unsern Marsch den ganzen Nachmittag in der großen Hitze und im Straßenstaub fort. Je weiter wir kamen, je mehr andere Regimenter, Infanterie und Kavallerie, bekamen wir zu Gesicht. Man häufte sich so zu sagen mehr und mehr an, denn hinter uns kamen wieder andere. Gegen fünf Uhr langten wir in einem Dorfe an, wo die Bataillone und Schwadronen über eine Brücke von Backsteinen passierten. Als wir durch das Dorf gingen, welches von unserer Vorhut genommen worden war, sahen wir rechts und links in den Gäßchen einige gefallene Preußen liegen. Ich sagte zu Johann Busch:

»Da, das sind Preußen; ich hab' ihrer nicht wenige bei Lützen und Leipzig gesehen, und du wirst bald auch welche zu sehen kriegen.«

»Um so besser,« meinte er, »mehr verlang' ich nicht.«

Das Dorf, durch das wir zogen, hieß Chatelet; der Fluß war die Sambre, ein gelbes, lehmiges Wasser und tief; wer das Unglück hat, da hineinzufallen, kommt schwer wieder heraus, denn die Ufer sind steil; wir haben das später kennen gelernt. Jenseits der Brücke lagerten wir uns dem Flusse entlang; wir bildeten nicht ganz den

Vortrab, denn vor uns waren Husaren hinübergegangen; aber wir waren die erste Infanterie des Gerard'schen Korps.

Den ganzen Abend zog das vierte Korps über die Brücke und wir erfuhren nachts, daß die Armee über die Sambre gegangen sei, und daß man sich bei Charleroi, in Marchiennes und in Jumet geschlagen habe.

---

## XVII.

Auf dem jenseitigen Ufer der Sambre angekommen, stellten wir in einem Baumgarten die Gewehre in Pyramiden und jeder konnte seine Pfeife anzünden, ausschnafen und zusehen, wie Husaren, Jäger, Artillerie und Infanterie einandernach über die Brücke zogen und in der Ebene Stellung nahmen.

In unserer Front lag ein Buchenwald, der sich Fleurus zu wohl drei Stunden lang hinzog. Man sah in demselben große gelbe Stellen, es waren Brach- und Getreidefelder, anstatt der Brombeeren, des Ginsters und Haidekrauts, wie bei uns. Etlich und zwanzig alte baufällige Häuser lagen über der Brücke hüben, denn Chatelet ist ein großes Dorf, größer als die Stadt Zabern.

Zwischen den vorüberziehenden Bataillonen und Schwadronen liefen immer auch Frauen und Kinder mit Doppelbier, Brot und starkem Branntwein, den sie uns um einige Sous verkauften. Busch und ich theilten ein Stück Brot, wobei wir diesem Treiben zusahen und sogar mit den Mädchen schäckerten, welche in dieser Gegend blond und sehr hübsch sind. Ganz in unserer Nähe sah man das Dörfchen Catelineau liegen und links davon in weiter Ferne, zwischen dem Wald und Fluß, das Dorf Gilly.

Das Schießen, der Kanonendonner und das Rottenfeuer dauerte in dieser Richtung ununterbrochen fort.

Bald erfuhr man, daß die Preußen, vom Kaiser aus Charleroi geworfen, sich am Waldeck in Vierecken aufgestellt hatten. Jeden Augenblick erwartete man Befehl zum Abmarsch zu bekommen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Zwischen sieben und acht Uhr ließ jedoch das Schießen nach; die Preußen hatten sich auf Fleurus zurückgezogen; nachdem sie eins ihrer Karree verloren, hatte sich der Rest in den Wald gerettet, und wir sahen zwei Regimenter Dragoner ankommen. Sie nahmen rechts von uns, an der Sambre hin, Stellung.

Gleich darauf verbreitete sich das Gerücht, der Gardegeneral Le Tort habe eine Kugel in den Unterleib bekommen, in derselben

Gegend, wo er in seiner Jugend das Vieh eines Gutsbesitzers gehütet hatte. Wie viel Ueberraschendes begegnet einem doch im Leben! Dieser General hatte zwanzig Jahre lang in ganz Europa gekämpft und nun ereilte ihn der Tod gerade an dieser Stelle.

Es mochte etwa abends acht Uhr sein und man glaubte, wir werden bis nach dem Uebergang unserer drei Divisionen in Chatelet bleiben. Ein alter, kahlköpfiger Bauer in blauer Bluse und Zipfelmütze, mager wie eine Ziege, der sich zu uns fand, sagte dem Kapitän Gregoire, daß jenseits des Waldes in einer Mulde das Dorf Fleurus, und rechts davon das kleinere Lambusart liege, daß seit wenigstens drei Wochen Preußen in diesen Dörfern im Quartier und daß gestern und vorgestern noch mehr dazu gekommen seien. Er sagte uns ferner, daß längs einer weißen mit Bäumen besetzten Heerstraße, die sich zur Linken wenigstens zwei Stunden lang kerzengerade hinzog, die Belgier und Hannoveraner Posten in Gosselies und Quatrebras stehen hätten, daß dies die Hauptstraße nach Brüssel sei, wo die Engländer, Hannoveraner und Belgier ihre sämtlichen Streitkräfte zusammengezogen hätten, während die Preußen vier oder fünf Stunden weiter rechts die Straße nach Namur besetzt hielten; daß sich zwischen ihnen und den Engländern von der Höhe von Quatrebras bis zur Höhe von Ligny hinter Fleurus eine gute Straße hinziehe, auf der ihre Staffetten von Morgens bis Abends hin- und hergehen, so daß die Engländer so von den Preußen, und die Preußen von den Engländern fortwährend Nachricht hätten und sie einander unterstützen können, indem sie sich Mannschaft, Kanonen und Munition auf dieser Straße senden.

Natürlich kam mir bei dieser Erzählung sogleich der Gedanke, daß wir nichts Besseres thun könnten, als diese Verbindungslinie nehmen, um es ihnen unmöglich zu machen, sich gegenseitig auszuheilen; das lag sehr nahe, und ich war nicht der Einzige, dem dieser Gedanke kam; aber keiner sprach es aus, weil man den Alten nicht unterbrechen wollte. Nach Verlauf von fünf Minuten stand das halbe Bataillon um ihn her; er rauchte aus einer irdenen Pfeife und deutete mit dem Rohr nach den Stellungen hin; da er den Botendienst zwischen Chatelet, Fleurus und Namur versah, kannte er



die Gegend sehr genau und sah täglich, was vorging. Er beschwerte sich über die Preußen und sagte, sie seien stolz, übermüthig und den Weibern gefährlich; man könne sie nie zufrieden stellen, und die Offiziere rühmten sich, uns von Dresden bis Paris vor sich hergetrieben zu haben wie Hasen.

Das ärgerte mich, ich wußte, daß sie zwei gegen einen bei Leipzig waren, daß Russen, Oesterreicher, Sachsen, Bayern, Württemberger, Schweden, ganz Europa über uns hergefallen, als drei Viertheile unserer Armee am Typhus und in Folge von Kälte, Hunger und starken Märschen krank lagen, daß wir sie gleichwohl bei Hanau über den Haufen geworfen und in der Champagne, im Elsaß, in den Vogesen und sonst noch oft genug, einer gegen drei, geschlagen hatten. Diese preußischen Prahlereien empörten mich und die ganze Bande wurde mir zuwider.

Der Alte erzählte auch, die Preußen wiederholten unaufhörlich, sie werden bald wieder nach Paris marschieren, um sich gütlich zu thun und die guten französischen Weine zu trinken; die französische Armee sei nur eine Räuberbande.

Als ich das hörte, schwur ich mir zu: »Joseph, das ist denn doch zu stark, mit denen kannst du keine Gnade und kein Erbarmen haben.«

Eben schlug es in Chatelet halb zehn Uhr, die Husaren bliesen Retraite, und jeder legte sich hinter einer Hecke, einem Bienenstand oder in einer Furche zum Schlafen nieder, als der Brigadegeneral Schäffer kam und das Bataillon beorderte, sich als Vorhut auf die andere Seite des Waldes zu begeben. Ich sah sogleich ein, daß unser unglückliches Bataillon immer im Vortrab sein werde, wie im Jahr 1813. Es ist traurig für ein Regiment, berühmt zu sein; die Mannschaft wechselt, aber die Nummer bleibt. Das sechste leichte hatte eine sehr gute Nummer und ich wußte, was es kostet, eine so gute Nummer zu haben! Diejenigen von uns, welche Luft zum Schlafen hatten, blieben nicht lange schläfrig, denn wenn man weiß, daß der Feind ganz in der Nähe ist und man sich sagen muß: »die Preußen liegen vielleicht in dem Wald da im Hinterhalt und erwarten dich,« so macht man die Augen auf. Einige Husaren ritten rechts und

links von der Straße als Vorhut dem Zug voraus. Wir marschierten im gewöhnlichen Schritt, die Hauptleute vor den einzelnen Kompanien, und Major Gemeau ritt auf seinem Grauschimmelchen in der Mitte des Bataillons.

Vor dem Abmarsch hatte der Mann seinen dreipfündigen Laib Brot und zwei Pfund Reis erhalten. So begann der Feldzug für uns.

Es war eine prächtige Mondnacht, die ganze Gegend, selbst der Wald, der in einer Entfernung von drei Viertelstunden vor uns lag, war wie mit Silber übergossen. Unwillkürlich dachte ich an den Wald bei Leipzig, wo ich mit zwei preußischen Husaren in eine Lehmgrube fiel, während der arme Klipfel nicht weit davon in tausend Stücke gehauen wurde. Diese Erinnerung ließ mich aufpassen. Niemand sprach, sogar Busch hielt den Kopf grade und biß die Zähne zusammen und auch Zebedäus, der auf dem linken Flügel der Kompanie marschierte, sah nicht zu mir herüber, sondern wie jedermann in den Schatten der Bäume. Wir brauchten fast eine Stunde bis zum Wald; zweihundert Schritte davon wurde Halt kommandiert, die Husaren zogen sich auf die Flügel des Bataillons zurück, und eine Kompanie wurde als Plänklerkette in den Wald geschickt. Man wartete ungefähr fünf Minuten lang und da sich kein Geräusch hören ließ und keine Meldung kam, setzte man sich wieder in Marsch. Der Weg, den wir in diesem Wald einschlugen, war ein ziemlich breiter Fahrweg. Die Kolonne marschierte im Schatten, doch jeden Augenblick gaben große Lichtungen Luft und Helle. Dann und wann kam man auch an frischen Schlägen vorüber, das neu gespaltene Holz, zwischen Stangen aufgeklaffert, schimmerte weiß herüber. Im übrigen war nichts zu hören noch zu sehen. Busch sagte ganz leise zu mir: »das Holz riecht doch zu gut, es ist wie im Harberg.«

Ich aber dachte, der Geruch des Holzes ist mir sehr gleichgültig, wenn's nur keine Flintenschüsse absetzt, das ist die Hauptsache. Nach Verfluß von zwei Stunden wurde es wieder licht im Hintergrund des Gehölzes, und wir kamen glücklich und ohne ein Begegniß auf der andern Seite an. Die Husaren, die uns begleitet hatten, kehrten augenblicklich um, und das Bataillon nahm Gewehr bei Fuß.

Wir waren in einer Korngegend, wie ich nie eine gesehen habe. Der Weizen blühte und war noch ein wenig grün, die Gerste war schon fast reif. Das dehnte sich unabsehbar aus. Wir sahen uns alle in tiefster Stille um, und da überzeugte ich mich, daß uns der Alte nicht getäuscht hatte, denn im Grund einer Mulde, zweitausend Schritt vor uns, erhob sich hinter einer kleinen Anhöhe die Spitze eines alten Kirchthurms und einige schiefergedeckte Giebel, die vom Mond beschienen waren. Das mußte Fleurus sein. Näher gegen uns her, zu unserer Rechten, sah man Hütten, einige Häuser und einen zweiten Kirchthurm; das war ohne Zweifel Lambusart. Viel weiter weg aber, am Ende der großen Ebene, mehr als eine Stunde hinter Fleurus, wurde das Terrain hügelig und wellen förmig und auf den Hügeln leuchteten unzählige Feuer. Man konnte deutlich drei große Dörfer unterscheiden, die sich von der Linken zur Rechten auf diesen Höhen hinzogen, und wovon das nächste, wie wir später erfuhren, Saint Amand, das in der Mitte Ligny und das in der Ferne, wenigstens zwei gute Stunden weit, Sombref war. Man sah das besser als bei hellem Tag wegen der feindlichen Lagerfeuer.

Die preußische Armee lag da in den Häusern, Gärten und auf den Feldern und hinter diesen drei in gerader Linie liegenden Dörfern zeigte sich weiter oben und weiter entfernt, links, noch eins, wo ebenfalls Feuer glänzten; es war Bry, da mußten die Hallunken ihre Reserve stehen haben.

All das begriff ich sehr gut, und ich sah auch, daß es sehr schwer zu nehmen sein werde. Einstweilen betrachteten wir uns das großartige Schauspiel.

In der Ebene zu unserer Linken leuchteten auch Feuer, es war aber klar, daß dies die unseres dritten Korps waren, welches am Abend zuvor gegen acht Uhr, nachdem es die Preußen zurückgeworfen, die Ecke des Waldes umgangen und in einem von Fleurus noch weit entfernten Dorfe Halt gemacht hatte. Einige Feuer längs des Waldsaums in der gleichen Richtung, in der wir standen, gehörten auch zu unserer Armee; ich glaube mich zu erinnern, daß wir zu beiden Seiten welche hatten, bin aber dessen nicht ganz sicher. Die größere Hälfte war jedenfalls zur Linken.

Es wurden sofort ringsum Schildwachen ausgestellt, worauf sich alles bis auf weitem Befehl am Saume des Waldes lagerte, ohne Feuer anzuzünden.

Der General Schäffer kam noch in der Nacht mit einigen Husarenoffizieren. Major Gemeau war wach und in voller Uniform; sie sprachen nur zwanzig Schritt weit von uns weg ganz laut mit einander. Der General sagte, unser Armeekorps rücke ununterbrochen über die Sambre, aber es sei sehr weit zurück und es werde selbst am folgenden Tag noch nicht ganz vollzählig sein. Ich sah später, daß er Recht hatte; wie denn unser viertes Bataillon, welches in Chatelet zu uns stoßen sollte, erst am Tag nach der Schlacht ankam, nachdem wir fast alle in dem lumpigen Ligny in die Pfanne gehauen und nur noch vierhundert Mann von uns übrig waren, anstatt daß wir, wenn es dagewesen wäre, zusammen angegriffen und den Ruhm getheilt hätten.

Da ich die Nacht zuvor auf Wache gewesen war, streckte ich mich unter einem Baume inmitten meiner Kameraden ruhig aus; hart neben mir lag Busch. Es mochte ein Uhr morgens sein. Das war der Tag der furchtbaren Schlacht bei Ligny. Die Hälfte derer, welche hier schliefen, mußten ihre Gebeine in jenen Dörfern lassen, die wir vor uns sahen, und auf diesen großen fruchtreichen Ebenen; sie mußten das Wachsthum des Dinkels, der Gerste und des Habers fördern helfen in alle Ewigkeit. Wenn sie's gewußt hätten, hätte gar mancher nicht so gut geschlafen, denn die Menschen hängen am Leben, und es wäre traurig, wenn man sich sagen müßte: »Heute athme ich zum letzten Mal.«

---

## XVIII.

Die Nacht war schwül; trotz meiner großen Müdigkeit wachte ich alle Stunden auf. Meine Kameraden schliefen, einige sprachen im Schlaf. Busch rührte sich nicht. Hart über uns am Waldessaum glänzten die Gewehrpyramiden im Mondschein.

Ich horchte. In der Ferne, links, hörte man »Qui vive?« in der Front »Wer da?« rufen.

Viel näher gegen uns her, auf zweihundert Schritte, sah man die Wachen des Bataillons unbeweglich im Korn bis an den Bauch stehen. Ich erhob mich leise und blickte umher: in der Richtung von Sombref, mindestens zwei Stunden weit rechts, hörte man ein lautes Geräusch, das zu- und abnahm. Es war wie Windstöße in den Blättern; aber es ging nicht der leiseste Wind, es fiel kein Tropfen Thau und ich dachte:

»Das sind die Kanonen und Munitionswagen der Preußen, welche da drüben auf der Straße von Namur fahren, und ihre fortwährend anrückenden Bataillone und Schwadronen. Mein Gott, wie wird's uns morgen gehen mit dieser Masse Leute vor uns, welche sich von Minute zu Minute verstärken!«

Sie hatten ihre Feuer in Saint—Amand und Ligny gelöscht, dagegen leuchteten in der Richtung von Sombref deren viel mehr als zuvor: die in Eilmärschen angekommenen preußischen Regimenter kochten ohne Zweifel ihre Suppe ab. Unzählige Ideen gingen mir durch den Kopf; ich legte mich und schlief auf eine halbe Stunde wieder ein; manchmal dachte ich:

»Du bist bei Lützen, Leipzig und Hanau davongekommen, warum sollte es dir hier nicht auch gelingen?«

Aber trotz dieser Hoffnungen, mit denen ich mich tröstete, mußte ich mir sagen, daß es fürchterlich zugehen werde. Endlich war ich doch fest eingeschlafen, als der Tambourmajor Padoue selber die Tagwache schlug; er ging am Waldsaum auf und ab und trommelte mit sichtlichem Vergnügen seine Wirbel und Signale.

Die Offiziere waren schon auf der Anhöhe im Getreide Feld versammelt und schauten plaudernd nach Fleurus hinüber.

Unsere Tagwache beginnt immer vor der der Preußen, der Russen, der Oesterreicher und aller unserer Feinde, wie Lerchensang beim ersten Morgengrauen. Die andern mit ihren großen Trommeln schlagen hintendrein ihre dumpfen Wirbel, welche Grabgedanken in einem erwecken. Ihre Trompeter aber haben schöne Weisen beim Reveilleblasen, wogegen die unsern nur drei oder vier Stöße thun, als wollten sie sagen: »Vorwärts! — wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Alles erhob sich, die Sonne stieg prächtig über den Feldern auf, man spürte zum Voraus, wie heiß es gegen Mittag sein werde. Busch und die ganze Arbeitsmannschaft holte Wasser in den Mannen, während andere brennenden Zunder in einer Hand voll Stroh schwangen, um Feuer aufzumachen. An Holz fehlte es nicht, jeder suchte eine Hand voll im Schlage. Der Korporal Diehm, der Serschant Rabot und Zebedäus kamen zu mir her und wir plauderten zusammen. Wir waren im Jahr 1813 alle mit einander ausmarschiert, sie waren bei meiner Hochzeit in Vierwinden gewesen, so daß sie trotz des Gradunterschiede zu dem Joseph immer große Zuneigung hatten.

»Nun,« rief Zebedäus, »der Tanz geht wieder los!«

»Ja,« antwortete ich, und da mir plötzlich die Worte des armen Serschanten Pinto am Morgen der Lützener Schlacht einfielen, setzte ich, mit den Augen blinzeln, hinzu: »Das, Zebedäus, gibt, wie der Serschant Pinto sagte, eine Schlacht, wo man sich mitten durch Kolben- und Bajonettstöße das Kreuz holt, und wenn man da nicht das Glück hat, es zu bekommen, darf man nicht mehr drauf rechnen.«

Alle lachten, und Zebedäus meinte: »Ja, der gute Kerl hätte es wohl verdient, aber es ist schwerer zu erlangen, als der Strauß auf der Kletterstange.«

Wir lachten, aßen ein Stück Brot zusammen zu einer Flasche Schnaps, die sie bei sich hatten, und sahen uns die Bewegungen an, die sich nach einander entwickelten. Busch war unter den ersten mit

seiner Kanne zurückgekommen, er stand hinter uns und spitzte die Ohren, wie ein Fuchs auf dem Anstand.

Reiterzüge kamen aus dem Wald und ritten quer über die Felder in der Richtung von Saint—Amand, dem großen Dorf links von Fleurus.

»Das ist die leichte Reiterei von Pajol,« sagte Zebedäus, »die sich gleich in eine Plänklerkette auflösen wird; – das da sind die Exelmans—Dragoner. Wenn jene die Stellung aufgeklärt haben, so rücken sie in Linie vor, ich sag's euch vorher; das macht man immer so, und die Kanonen kommen dann mit der Infanterie. Die Kavallerie schwenkt rechts oder links ab, zieht sich auf die Flügel zurück und die Infanterie ist im Vordertreffen. Man zieht die Angriffskolonnen auf den Hauptstraßen und in den Feldern zusammen und das Gefecht beginnt mit einer Kanonade von einer halben Stunde oder zwanzig Minuten, bald kürzer, bald länger. Die Artilleristen bekommen immer zuerst ihr Theil. Wenn sie genug haben und die Hälfte der Batterie am Boden liegt, so wählt der Kaiser den rechten Augenblick, um uns vorzuschicken; aber unsereinen empfängt man mit Kartätschen, weil wir näher hinkommen. Man rückt Gewehr im Arm, in gesteigertem Schritt und guter Ordnung vor, fällt aber schließlich immer in den Laufschrift wegen der Kartätschen, die einen etwas ungeduldig machen. Merkt's euch, Rekruten, und wundert euch nicht darüber.«

Mehr als zwanzig Rekruten hatten sich um uns her gesammelt. Immer noch kamen Reiter aus dem Wald.

»Ich wette,« sagte Korporal Diehm, »daß das vierte Korps hinter uns seit dem frühesten Morgen auf dem Marsche ist.« Und Rabot fügte hinzu, es werde wegen der schlechten Wege im Wald so rasch nicht in die Schlachtlinie einrücken können.

Wir standen da wie Generale, die mit einander berathen, und betrachteten uns auch die Stellung der Preußen rings um die Dörfer, in den Gärten und hinter den Hecken, welche in dieser Gegend sechs bis sieben Fuß hoch sind. Eine große Anzahl ihrer Geschütze waren zwischen Ligny und Saint Amand aufgepflanzt; man sah das Metall ganz deutlich in der Sonne glänzen, wobei man sich allerhand Gedanken machte.

»Ich bin überzeugt,« sagte Zebedäus, »daß sie sich überall verschanzt, daß sie Gräben gezogen, Löcher in die Mauern gemacht haben und daß man wohl daran getan hätte, gestern Abend beim Rückzug ihrer Karrees bis zum ersten Dorf auf dem Hügel vorzurücken. Wenn wir in gleicher Höhe mit ihnen stünden, so wär' alles gut, aber unter dem feindlichen Feuer über die Hecken zu klettern, das kostet Leute, wenn nicht irgend was von hinten her kommt, wie das so des Kaisers Art ist.«

Auf allen Seiten plauderten so die Alten, und die Rekruten hörten zu.

Indessen hingen die Sessel über dem Feuer, wobei es übrigens ausdrücklich verboten war, die Bajonette zu benützen, welche dadurch weich werden.

Es mochte sieben Uhr sein; jedermann glaubte, die Schlacht werde bei Saint Amand stattfinden, demjenigen der drei Dörfer, das am nächsten zu unserer Linken lag, umgeben von Hecken und dichtbelaubten Bäumen, einen großen runden Thurm in der Mitte, dahinter weiter oben andere Häuser und ein im Zickzack hinlaufender, mit Feldmauern eingefasster Weg. Sämtliche Offiziere sagten, hierher wird sich das Haupttreffen ziehen. Deshalb' entwickelten sich unsere von Charleroi kommenden Truppen in der dorthin liegenden Ebene; Infanterie und Kavallerie, alles zog sich nach dieser Seite, das ganze Vandamme'sche Korps und die Gerard'sche Division. Tausend und abertausend Helme glänzten in der Sonne. Busch sagte neben mir:

»Oh! . . . oh! . . . oh! . . . schau, Joseph, schau, es kommen immer noch mehr!«

Unzählige Reihen von Bajonetten tauchten in derselben Richtung auf, so weit man sah.

Die Preußen entwickelten sich mehr und mehr auf der hinter den Dörfern liegenden Höhe, wo verschiedene Windmühlen standen.

Diese Bewegungen dauerten bis acht Uhr, niemand hatte Hunger, man aß aber gleichwohl, damit man sich nichts vor zuwerfen hatte, denn wenn einmal die Schlacht begonnen hat, muß man aushalten und wenn's zwei Tage lang dauert.



Zwischen acht und neun Uhr rückten auch die ersten Bataillone unserer Division aus dem Wald hervor, die Offiziere kamen und schüttelten ihren Kameraden die Hand, aber der Generalstab blieb noch hinten.

Plötzlich sahen wir Husaren und Jäger vorüber reiten und unsere Schlachtlinie nach rechts hin verlängern; es war die Kavallerie Morin. Wir begriffen rasch, daß, sobald der Sturm auf Saint Amand losgehen, und die Preußen ihre ganze Macht nach jener Seite hin werfen werden, wir ihnen von Ligny her in die Flanke fallen sollten. Aber die Preußen merkten es auch, denn von jetzt an marschierten sie nicht mehr nach Saint Amand, sondern machten in Ligny Halt, sie gingen sogar weiter den Abhang herunter und man sah deutlich, wie ihre Offiziere die Soldaten hinter Hecken, in den Gärten, hinter kleinen Mauern und Gebäuden aufstellten. Man fand, daß ihre Stellung sehr fest war. Sie fuhren fort, in einem Einschnitt zwischen Ligny und Fleurus herabzukommen, was uns sehr Wunder nahm, denn wir wußten noch nicht, daß weiter unten ein Bach läuft, welcher das Dorf in zwei Hälften theilt, und daß sie eben im Begriff waren, die Häuser auf unserer Seite zu besetzen; wir wußten noch nicht, daß wenn wir auch so glücklich waren, sie zu werfen, ihnen immer noch der Rückzug nach der Höhe offen stand, während wir ununterbrochen ihrem Feuer ausgesetzt waren.

Wenn man bei dergleichen Anlässen alles wüßte, würde man gar nie wagen, anzufangen, weil man keine Hoffnung hätte, ein so gefährliches Unternehmen auszuführen; aber man entdeckte die Dinge nur nach und nach, und an diesem Tage mußten wir deren viele entdecken, auf die wir nicht gefaßt waren.

Gegen halb neun Uhr hatten mehrere unserer Regimenter den Wald passiert, bald darauf schlug man zum Appell; sämtliche Bataillone ergriffen das Gewehr. Der General Graf Gerard kam mit seinem Generalstab, sie ritten im Galopp bis auf die Höhe oberhalb Fleurus, ohne uns zu beachten.

Gleich darauf nahm das Schießen seinen Anfang; Plänkler vom Vandamme'schen Korps näherten sich dem Dorf zur Linken; zwei Stücke Geschütz von der reitenden Artillerie rückten eben falls vor,

sie thaten fünf oder sechs Schüsse vom Hügel herab, dann hörte das Schießen auf, unsere Plänkler waren in Fleurus, und wir sahen drei- oder vierhundert Preußen wieder die Anhöhe hinauf Ligny zu marschieren. General Gerard beobachtete dieses Scharmützel, dann kam er mit seinen Ordonanz Offizieren zurück, ritt langsam die Front unserer Bataillone entlang und musterte uns mit Aufmerksamkeit, als ob er den Ausdruck unseres Gesichts erforschen wollte. Er war brünett und mochte fünfundvierzig Jahre alt sein; er hatte einen großen Mund, spitzes Kinn und dicken Kopf; viele unserer Bauern gleichen ihm, die nicht die dümmsten sind. Er sagte nichts zu uns, und als er die ganze Front von oben bis unten abgeritten hatte, versammelten sich sämtliche Majore und Obersten auf dem rechten Flügel; man kommandierte: »Gewehr bei Fuß!« Die Ordonanzoffiziere flogen davon wie der Wind, sonst war nichts zu sehen. Niemand rührte sich von der Stelle. Nur das Gerücht verbreitete sich, daß Marschall Grouchy den Oberbefehl habe, und daß der Kaiser die Engländer vier Stunden weiter weg, auf der Straße nach Brüssel, angreife. Diese Nachricht war uns nicht erfreulich, gar mancher meinte:

»Da ist's kein Wunder, wenn wir den ganzen Morgen da stehen, ohne etwas zu thun, wenn der Kaiser bei uns wäre, hätte die Schlacht längst begonnen; die Preußen hätten keine Zeit gehabt, sich zu besinnen.«

Das waren so die Reden, die es absetzte, ein Beweis, wie ungerecht die Leute urtheilen, denn drei Stunden später, gegen Mittag, erhob sich plötzlich links der tausendstimmige Ruf: »Es lebe der Kaiser!« Napoleon kam. Der Ruf kam näher wie ein Sturm und setzte sich fort bis gegen Sombref; man fand jetzt alles gut; was man dem Marschall Grouchy vorwarf, durfte der Kaiser wohl thun, weil ers war.

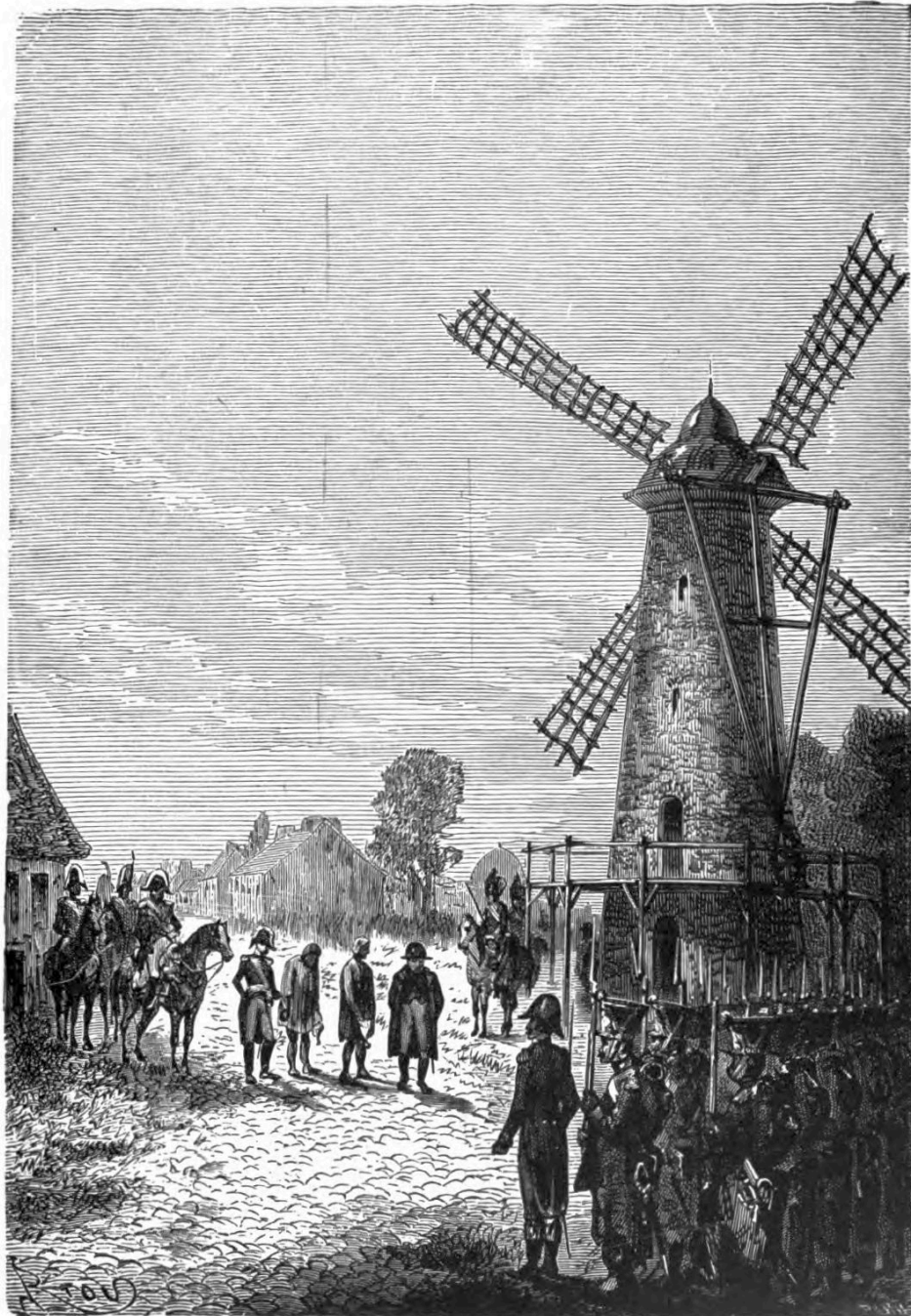
Plötzlich kam der Befehl, fünfhundert Schritt weit halbrechts vorzurücken, und wir gingen mitten durch den Waizen, die Gerste und den Roggen, die wir in den Boden traten. Die große Schlachtlinie links vor uns rührte sich noch immer nicht von der Stelle.

Als wir an eine Heerstraße kamen, die wir noch nicht gesehen hatten, und Fleurus mit seinem weidenbesetzten Bach auf eine Entfernung von tausend Schritten vor uns liegen sahen, kommandierte man »Halt!« In der ganzen Division hörte man flüstern: »Da kommt er.«

Der Kaiser kam mit einem kleinen Generalstab angeritten; von fern erkannte man nur den grauen Rock und sein Hütchen; sein Wagen, umgeben von Uhlanen, folgte hintendrein; er ritt auf der Heerstraße nach Fleurus hinein und blieb über eine Stunde in diesem Dorf, während wir auf den Aeckern vor Hitze fast umkamen. Nach Verfluß dieser Stunde, als man schon glaubte, es nehme kein Ende, kamen plötzlich ganze Reihen von Ordonanzoffizieren aus dem Dorf geritten, vorwärts gebeugt, daß sie die Nase zwischen den Ohren ihrer Pferde hatten; zwei davon hielten vor dem General Grafen Gerard, der eine blieb, der andere ritt weiter. Wir warteten noch immer; plötzlich fingen von einem Ende des Feldes zum andern die Regimentsmusiken zu spielen an; alles fiel ein, Trommeln und Trompeten, und alles setzte sich in Marsch; die große Linie, die sich von weit hinter Saint Amand bis zum Walde ausdehnte, bog sich, den rechten Flügel voran. Als dieser rückwärts an unserer Division vorbeimarschierte, mußten wir noch weiter rechts schwenken, dann hieß es auf's Neue: »Halt!« Wir standen gerade der Straße gegenüber, welche aus Fleurus herauskommt; zur Linken hatten wir eine weiße Mauer, hinter der Bäume und ein großes Haus standen, und vor uns erhob sich eine thurmhohe Windmühle aus rothen Backsteinen.

Kaum hatten wir Halt gemacht, als der Kaiser aus dieser Mühle heraus kam mit zwei oder drei Generalen und zwei Bauern in Blusen, alten Männern, die ihre Zipfelmützen in der Hand hielten. Die ganze Division brach in den Ruf aus: »Es lebe der Kaiser!« und ich sah ihn sehr deutlich, denn er kam gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, auf einem Fußwege gerade auf unser Bataillon los und hörte dem einen der Greise, der schon ganz fahl war, aufmerksam zu. Er achtete nicht auf unsere Rufe und wandte sich, nach dem Dorfe Ligny hindeutend, zweimal um. Ich sah ihn so gut, wie den

Vater Goulden, wenn wir bei Tisch einander gegenüber saßen; er war seit den Tagen von Leipzig viel dicker und gelber geworden; ohne den grauen Rock und das Hütchen hätte man ihn, glaub' ich, schwerlich erkannt; er hatte Hängebacken und sah sehr alt aus. Das kam ohne Zweifel von seinem Kummer auf der Insel Elba, den ihm die Erinnerung an alle die Fehler verursachte, die er begangen; denn er war ein Mann voll Verstand und sah seine Fehler wohl ein; er hatte die Revolution unterdrückt, die ihn erhoben hatte; er hatte die Emigrierten zurückgerufen, die nichts von ihm wollten; er hatte eine Erzherzogin genommen, die in Wien zurückblieb; er hatte seine größten Feinde zu seinen Rathgebern gemacht . . . kurz, er hatte alles wieder in denselben Stand gebracht, wie vor der Revolution, es fehlte nichts mehr als Ludwig XVIII.; da kamen die Könige und setzten Ludwig XVIII. an seine Stelle. – Jetzt war er gekommen, um den legitimen König vom Thron zu stoßen; die einen nannten ihn einen Despoten, die andern einen Jakobiner! Das war ein Unglück, weil er selber alles vorgekehrt hatte, um die Bourbonen wieder einzusetzen. Es blieb ihm nur noch seine Armee, wenn er die verlor, war alles für ihn verloren, weil ein Theil der Nation die Freiheit wollte, wie Vater Goulden, ein anderer Ruh und Ordnung, wie Mutter Gredel, wie ich und alle die, welche man in den Krieg schleppte.



Alles dies zwang ihn gewaltig, nachzudenken. Er hatte jedermanns Vertrauen verloren. Nur die alten Soldaten bewahrten ihm noch Anhänglichkeit; sie wollten siegen oder sterben; wo die Leute so denken, da kann man sich immer auf den einen oder andern sicher verlassen; alles wird sehr einfach und sehr klar. Viele aber dachten

nicht so, und ich meinstheils liebte Katherine weit mehr als den Kaiser.

An der Ecke der Mauer angekommen, wo Husaren auf ihn warteten, stieg er zu Pferd, und der General Gerard, der ihn erblickt hatte, kam im Galopp bis zur Straße herabgeritten; er wandte sich um, hörte ihn zwei Sekunden lang an, dann ritten sie zusammen nach Fleurus hinein.

Wir mußten immer noch warten.

Gegen zwei Uhr kam General Gerard zurück; man ließ uns zum dritten Male rechts schwenken und die ganze Division marschierte in Zügen die Straße nach Fleurus entlang, die Kanonen und Munitionswägen zwischen den einzelnen Brigaden. Es war ein Staub zum Ersticken. Busch sagte:

»Beim ersten Brunnen, wo wir vorbei kommen, muß ich trinken, kost es, was es wolle.«

Aber wir begegneten nirgends Wasser.

Die Musiken spielten fortwährend, hinter uns kamen Massen von Reiterei, hauptsächlich Dragoner. Wir waren noch im Marschieren begriffen, als das Rollen des Kleingewehrfeuers und der Kanonendonner begann, wie ein Damm, der bricht und durch den das Wasser stürzt, alles von oben bis unten mit sich fortreißend.

Ich kannte das, aber Busch wurde ganz bleich; er sagte nichts, sondern sah mich nur ganz erstaunt an.

»Ja, ja, Johann,« sagte ich, »das sind die dort drunten, welche den Angriff auf Saint Amand eröffnen, die Reihe wird aber gleich auch an uns kommen.«

Das Rollen nahm zu, die Musiken hörten mit einmal auf, von allen Seiten ertönte der Ruf: »Halt!« Die Division hielt auf der Chaussee, die Kanoniere rückten vor und fuhren ihre Geschütze fünfzig Schritte vor uns auf, die Munitionswagen blieben hinten.

Wir standen Ligny gerade gegenüber. Man sah nur eine weiße Reihe Häuser, die zur Hälfte von den Baumgärten verdeckt waren – den Kirchthurm drüber — und Erdaufwürfe, Bäume, Hecken und

Palisaden. Wir waren zwölf- bis fünfzehn tausend Mann ohne Reiterei und erwarteten den Befehl zum Angriff.

In der Richtung von Saint Amand dauerte die Schlacht fort, dichte Rauchwolken stiegen zum Himmel.

In Erwartung der Dinge dachte ich mit außerordentlicher Rührung an Katherine; es fiel mir ein, daß sie ein Kind unter dem Herzen trug, ich bat Gott, mich am Leben zu erhalten, zugleich aber kam mir auch der gute Gedanke, unser Kind sei ja da, wenn ich sterbe, um sie alle zu trösten: Katherine, Tante Gredel und den Vater Goulden; wenn es ein sie ihn Joseph heißen und ihn lieblosen, Herr Goulden werde ihn auf den Knieen schaufeln, Tante Gredel ihn lieben und Katherine ihn herzen und an mich denken. Ich sagte mir, daß ich nicht ganz tot sein werde. Dennoch war mir's schrecklich, und ich wäre gerne am Leben geblieben.

Busch hob auch an:

»Höre, ich hab' ein Kreuz . . . wenn ich falle . . . mußt du mir etwas versprechen.«

Dabei drückte er mir die Hand.

»Ich versprech' dir's,« erwiderte ich.

»Gut, da ist's auf meiner Brust; das sollst du nach Harberg zurückbringen und dort in der Kapelle aufhängen zum Gedächtnis des Johann Busch, gestorben im Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist.«

So sprach er sehr ernst, und ich fand seinen Wunsch ganz natürlich, denn die einen sterben für die Menschenrechte, andere im Gedanken an ihre Mutter, noch andere nach dem Beispiel der Gerechten, die sich für die Menschheit opfern: das alles ist ein und dasselbe, das jeder nur anders nennt, je nach seiner Anschauung.

Ich versprach ihm also, seinen Wunsch zu erfüllen, und wir mußten fast noch eine halbe Stunde lang warten. Sämtliche Mannschaft, die aus dem Wald heraus kam, rückte hinter uns auf, wir sahen auch, wie die Kavallerie auf dem rechten Flügel in Linie aufmarschierte, offenbar zum Angriff auf Sombref.

Auf unserer Seite fiel bis halb drei Uhr kein Schuß, da plötzlich kam ein Ordonnanzoffizier des Kaisers auf der Straße von Fleurus spornstreichs angeritten und ich dachte gleich:

»Jetzt kommt's an uns. Nun helf uns Gott, denn wir armen Sterblichen können uns in solch einem Gemetzel doch nicht helfen.«

Ich hatte kaum Zeit, mir diese Gedanken zu machen, als schon zwei Bataillone mit Artillerie auf der Straße rechts nach Sombref abschwanken, wo preußische Uhlane und Husaren unsern Dragonern gegenüber aufrückten. Diese beiden Bataillone hatten das Glück, den ganzen Tag über in dieser Stellung auf der Straße zu bleiben, um die feindliche Reiterei zu beobachten, während wir das Dorf nehmen mußten, wo die Preußen sich stark verschanzt hatten; Schlag drei Uhr bildete man die Angriffskolonnen, ich war in der linken, welche im beschleunigten Schritt zuerst abmarschierte den Zickzackweg hinauf. Auf dieser Seite von Ligny befand sich ein großes altes Gebäude von Backsteinen, es war rund, und überall waren Löcher durchgebrochen; es sah auf den Weg herunter, den wir Hinanstiegen, und wir sahen über das Getreide weg nach dem selben hinauf. Die zweite, mittlere, Kolonne marschierte später ab, weil sie keinen so weiten Weg zu machen hatte und ganz gerade bergan stieg; wir sollten uns am Eingang des Dorfes wieder mit ihr vereinigen. Wann die dritte abmarschierte, weiß ich nicht, wir trafen erst später wieder mit derselben zusammen.

Alles ging gut, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Weg in einem Einschnitt über eine kleine Höhe wegläuft und sich dann wieder in's Dorf hinunterzieht. Als wir zwischen die beiden mit Getreide bepflanzten Raine kamen und eben der ersten Häuser ansichtig wurden, fiel plötzlich ein wahrer Hagel von Kugeln auf die Spitze unserer Kolonne: aus allen Oeffnungen des großen alten Gebäudes, aus allen Fenstern und Lucken der Häuser, der Hecken, der Gärten, und hinter den kleinen Feldsteinmauern hervor, entlud sich ein blitzartiges Gewehrfeuer über unserem Haupt. Gleichzeitig fing von einer links hinter dem großen Thurm und höher als Ligny, bei den Windmühlen, gelegenen Stelle aus fünfzehn großen Geschützen ein anderes Rollen an, wogegen das des Gewehrfeuers so zu sagen gar



nichts war. Diejenigen, welche unglücklicherweise schon aus dem Hohlweg heraus waren, purzelten in dem Rauch haufenweise übereinander. Und im selben Augenblick, wo dies uns begegnete, hörten wir auch, wie das Feuer der andern Kolonne zu unserer Rechten, und das Brummen anderer Kanonen begann, ohne daß wir wußten, ob es die unsern oder die der Preußen waren.

Glücklicherweise war das Bataillon noch nicht über den Hügel hinaus; die Flinten- und Kanonenkugeln piffen und brummt in dem Getreide über uns weg und hobelten den Boden, ohne uns übrigens etwas zu leid zu thun. So oft ein derartiges Gerassel über uns wegging, bückten sich die Rekruten in meiner Nähe. Ich erinnere mich, daß mich Busch mit großen Augen ansah; die Veteranen bissen die Lippen übereinander.

Die Kolonne blieb auf der Stelle. Jeder überlegte, ob es nicht besser wäre, wieder hinabzugehen, das dauerte aber nur eine Sekunde; im selben Augenblick, wo das Feuer nach zulassen schien, schwangen alle Offiziere den Säbel und kommandierten: »Vorwärts!« und die Kolonne ging im Laufschrift weiter.

Rasch warfen wir uns in den Weg, der sich durch die Hecken hinabzieht, über die Palisaden und Mauern, wo die Preußen im Hinterhalt lagen und fortwährend auf uns feuerten. — Wehe denen, die man erwischte; sie vertheidigten sich wie Löwen, aber die Kolben- und Bajonettstöße streckten sie bald zu Boden. Eine ziemlich große Anzahl, Alte mit grauen Schnurrbärten, traten einen geordneten Rückzug an; sie marschierten festen Schrittes ab und wandten sich um, um ihren letzten Schuß abzugeben, schlossen hier eine Thüre oder drückten sich dort durch eine Lücke. Wir folgten ihnen auf dem Fuße; man kannte keine Vorsicht mehr und kein Erbarmen und schließlich kamen wir ganz zerstreut bei den ersten Häusern an, wo das Feuer auf uns aus Fenstern, von Straßenecken und überall her auf's neue begann.

Wir hatten jetzt wohl die Baum- und Gemüsegärten, die Feldsteinmauern, welche sich den Hügel entlang hinzogen, und die Palisaden genommen; aber ganz zerstört, nieder geworfen, herausgerissen, wie sie waren, konnten sie uns keinen Schutz

gewähren. Aus den gut verschanzten Bauernhäusern gegenüber dauerte das Feuer ununterbrochen fort. In zehn Minuten hätten uns diese Preußen bis zum letzten Manne niedergeschossen. Als wir das sahen, ging die Kolonne zurück, Tambours, Sappeure, Offiziere und Soldaten durcheinander, eilten hinab, ohne sich umzublicken. Ich sprang über Palisaden, so hoch, daß ich mir sonst in meinem Leben nicht zugetraut hätte, darüber wegspringen zu können, besonders mit Tornister und Patrontasche auf dem Rücken; und die andern machten es alle wie ich: alles rumpelte über einander, wie eine ein stürzende Mauer.

In dem Hohlweg zwischen den Rainen angekommen, machte man Halt, um Luft zu schöpfen, denn der Athem ging einem aus. Einige legten sich sogar auf den Boden, andere trockneten sich, mit dem Rücken an die Böschung gelehnt, den Schweiß ab. Die Offiziere waren aufgebracht über uns, als ob sie von der Rückzugsbewegung sich nicht auch hätten ergreifen lassen; viele riefen: »Kanonen vor!« andere wollten die Reihen wieder herstellen, während man vor dem großen Gebrumm der Kanonen, von dem die Luft erbebt, wie bei einem Sturm, kaum sein eigenes Wort verstand. Ich sah Busch in hohen Säßen zurückkommen; sein Bajonett war roth von Blut; er stellte sich neben mich, ohne etwas zu sagen, und lud wieder.

Mehr als hundert Mann vom Bataillon, der Kapitän Gregoire, der Lieutenant Certain, mehrere Serschanten und Korporale waren in den Baumgärten geblieben; die beiden ersten Bataillone der Kolonne hatten nicht weniger gelitten, als wir.

Zebedäus, dessen große Ramsnase ganz weiß geworden war, rief mir, als er mich von weitem erblickte, zu:

»Joseph, keinen Pardon!«

Dichte weiße Rauchwolken wälzten sich über den Hohlweg hin. Der ganze Bergabhang von Ligny bis Saint Amand und bis hinter die Weiden, Birken und Pappeln, welche diese Hügel begrenzen, stand im Feuer.

Ich kletterte auf allen Vieren bis zur Höhe des Fruchtfeldes hinauf. Als ich das schreckliche Schauspiel sah, als ich sah, wie die ganze Anhöhe bis zu den Windmühlen hinauf mit langen dunklen Reihen

Infanterie bedeckt war, die Gewehr bei Fuß und mit zahlreicher Kavallerie auf den Flügeln bereit stand, sich auf uns zu werfen, stieg ich wieder hinab und dachte:

»Mit dieser Armee werden wir nun und nimmermehr fertig, sie füllt die Dörfer, sie hat die Wege inne, bedeckt die Höhen in unabsehbaren Reihen und hat überall Kanonen; es ist gegen allen Menschenverstand, so etwas durchführen zu wollen!«

Ich war aufgebracht gegen unsere Generale, ja ich war empört über sie.

Das alles dauerte nur zehn Minuten. Gott weiß, was aus unsern beiden andern Kolonnen geworden war; das ganze starke Feuer zur Linken und der Kartätschenhagel, den wir über uns hinbrausen hörten, waren ohne Zweifel für sie bestimmt.

Ich dachte, wir hätten jetzt unser gut Theil Unglück gehabt, als der General Gerard und zwei andere Generale, Vichery und Schäffer, in gestrecktem Galopp den Weg herauf kamen und uns wie wüthend zuriefen:

»Vorwärts! vorwärts!«

Sie schwangen ihre Säbel, als ob's gar nichts wäre, da hinauf zu gehen; das sind jene Starrköpfe, welche die andern zur Todesverachtung hinreißen, weil sie mit ihrer Wuth alles anstecken.

Im selben Augenblick eröffneten unsere Kanonen von dem Weg weiter unten ein Feuer auf Ligny; die Dächer des Dorfs stürzten ein, die Mauern wankten, und mit einmal ging's wieder im Laufschrift vorwärts, die Generale mit dem Degen in der Hand voraus, die Tambours, den Sturm marsch schlagend, hintendrein. Man rief: »Es lebe der Kaiser!« Die preußischen Kanonenkugeln mähten die Leute dutzendweise nieder, die Flintenkugeln kamen hageldicht, die Tambours schlugen immer: trum! . . . trum! . . . trum! . . . Man sah und hörte nichts mehr, man stürzte durch die Baumgärten; wer fiel, blieb unbeachtet liegen, und zwei Minuten drauf drangen wir in das Dorf und stießen die Thüren mit dem Kolben ein, während die Preußen aus den Fenstern auf uns feuerten. Das war ein Lärm, tausendmal schlimmer als draußen, weil sich das Wuthgeschrei drein mischte; man bohrte sich mit Bajonettstößen in die Häuser ein und

metzelte erbarmungslos alles nieder. Ringsum ertönte nur der eine Ruf: »Keinen Pardon!« Die Preußen, welche in den ersten Häusern erwischt wurden, verlangten auch keinen, es waren lauter alte Soldaten, die wohl wußten, was es hieß: »Keinen Pardon!« Sie vertheidigten sich bis auf's Blut.

Ich denke noch daran, wie beim dritten oder vierten Hause einer ziemlich breiten Straße, die an der Kirche vorbei und weiterhin über ein Brückchen führt, ich denke noch daran, wie vor diesem Hause, rechts — während es Hohlziegel, Schiefer platten und Backsteine in die Straßen niederregnete, die von unsern Haubitzen in Brand geschossenen Häuser die Luft mit Rauch erfüllten, und alles schrie, sauste und prasselte — Zebedäus mich beim Arm packte und mir mit einem furchtbaren Blick zurief: »Komm!«

Wir traten in das Haus. Ein großes Zimmer im Erdgeschoß, ganz dunkel, weil man die Fenster mit Erdsäcken zugestopft hatte, war schon voll Soldaten.

Hinten sah man eine hölzerne, sehr steile Treppe, die von Blut triefte; von oben herab kamen Flintenschüsse, bei deren Blitz man von Sekunde zu Sekunde fünf oder sechs der Unsern mit schlaff herabhängenden Armen am Geländer lehnen sah, und wieder andere, die mit gefällttem Bajonett über sie weg stiegen, um den Eingang zu dem Verschlag oben zu erzwingen.

Es war was Furchtbares, alle diese Menschen — mit ihren Schnurrbärten und ihren dunkeln, verwitterten Gesichtern, auf denen die Wuth geschrieben stand — die mit aller Gewalt da hinauf wollten. Als ich das sah, wurde auch ich ganz rasend und ich schrie: »Vorwärts! . . . keinen Pardon! . . .«

Wenn ich das Unglück gehabt hätte, nah bei der Treppe zu stehen, so wäre ich fähig gewesen, auch hinauf steigen zu wollen und mich in Stücke hauen zu lassen. Zum Glück dachten alle so, und keiner hätte seinen Platz abgetreten. Es war ein Alter, voller Wunden, der unter den Bajonetten weg hinauf stieg. An dem Verschlag angekommen, streckte er die Arme aus, ließ sein Gewehr fallen und klammerte sich mit beiden Händen an dem obern Geländer fest; zwei Kugeln, die in nächster Nähe auf ihn abgefeuert wurden,

konnten ihn nicht wegbringen, und drei oder vier Mann hinter ihm, die sich drängten, um zuerst hinauf zu kommen, schleuderten ihn über die obersten Stufen weg in die Kammer.

Jetzt ging da oben ein Lärm los, von dem man sich keinen Begriff machen kann: Schuß auf Schuß fiel in der engen Kammer, es entstand ein Gestampf und Geschrei, daß man glaubte, das Haus müsse untergehen, alles wolle bersten. Und fortwährend stiegen neue hinauf.

Als ich hinter Zebedäus hinauf kam, war alles mit Todten und Verwundeten bedeckt, die Fenster vorne waren zersprungen, die Mauern mit Blut bespritzt, kein Preuße stand mehr aufrecht, und fünf oder sechs der Unsern lehnten sich wild lachend und um sich blickend an die Möbel; fast jeder hatte eine Kugel oder einen Bajonettstich im Leib, aber die Lust der Rache war stärker als der Schmerz. Wenn ich daran denke, stehen mir die Haare noch zu Berge.

Sobald sich Zebedäus überzeugt hatte, daß die Preußen maustodt waren, eilte er wieder hinab und rief mir zu:

»Komm, da gibt's nichts mehr zu thun!«

Wir gingen. Draußen war die Kolonne schon über die Kirche hinaus vorgerückt; Tausende von Schüssen prasselten auf der Brücke, wie das Feuer eines zusammenstürzenden Meilers.

Die zweite Kolonne hatte sich auf der Hauptstraße zur Rechten durchgeschlagen und wieder mit uns vereinigt, während eine von den großen preußischen Kolonnen, die ich auf der Anhöhe hinter Ligny hatte stehen sehen, herab kam, um uns wieder aus dem Dorf zu werfen. Da stieß man zum erstenmal in Massen zusammen. Zwei Generalstabs—Offiziere sprengten die Straße entlang, die wir herkamen.

»Die da,« sagte Zebedäus, »holen Kanonen. Wenn wir Kanonen hier haben, sollst du sehen, Joseph, daß uns keiner mehr hinaus bringt.«

Er eilte fort und ich folgte ihm. Das Gefecht an der Brücke dauerte fort. Auf der alten Kirche schlug's fünf Uhr; um diese Zeit hatten wir alle Preußen diesseits des Baches niedergemacht, mit Ausnahme

derer, die sich in dem großen, alten, thurmartigen Gebäude mit Schießscharten verschanzt hatten. Unsere Haubitzen hatten es oberhalb in Brand geschossen, aber unten dauerte das Feuern fort; man mußte diese Stelle meiden.

Hinwärts von der Kirche waren wir Meister; wir fanden den kleinen Platz mit Truppen bedeckt, welche, Gewehr im Arm, zum Abmarsch bereit standen, und auf der Heerstraße, die Ligny seiner Länge nach durchzieht, kamen immer noch neue an. Eine einzige Kolonnenspitze war vor der Brücke im Gefecht. Die Preußen wollten sie zurückdrängen; die Rottenfeuer folgten sich ununterbrochen, wie fließendes Wasser. Auf dem Platz sah man durch den Rauch nichts als Bajonette, die Vorderseite der Kirche, auf der Staffel die Generale, welche ihre Befehle ertheilten, die Ordonnanzoffiziere, welche im Galopp davon jagten, und hoch oben in der Luft die alte schiefergedeckte Thurmspitze, von den aufgescheuchten Krähen umkreist.

Der Kanonendonner in Saint Amand dauerte fort.

Zwischen den Giebeln links durch bemerkte man lange blaue Reihen und Massen Kavallerie, welche Sombref zu marschierten, um uns zu umgehen. Drunten in unserem Rücken mußten die Uhlanen und unsere Husaren mit blanker Waffe handgemein werden. Wie viel von diesen Uhlanen sahen wir am andern Tag in der Ebene hingestreckt liegen!

Unser Bataillon, das am meisten gelitten hatte, wurde nun in's Mitteltreffen kommandiert. — Wir fanden unsere Kompanie, welche der Kapitän Florentin führte, sogleich wieder. Kanonen wurden auch auf demselben Weg, den wir gekommen waren, im Galopp aufgefahren; die Pferde schäumten und schüttelten den Kopf wie rasend; die Geschütze und Munitionswagen warfen alles nieder; das mußte einen großen Lärm machen, aber vor der Kanonade und dem Geknatter des Gewehrfeuers hörte man nichts. Alle Soldaten schrien, einige sangen, eine Hand schwenkend, mit der andern das Gewehr schulternd, man sah aber nur ihren offenen Mund.

Ich hatte meinen Platz neben Busch wieder eingenommen und kaum Athem geschöpft, als sich alles wieder in Bewegung setzte.

Diesmal handelte es sich drum, über den Bach zu gehen, die Preußen aus Ligny hinauszuerwerfen, die dahinter liegende Anhöhe zu erstürmen und ihre Armee entzwei zu schneiden, dann war die Schlacht gewonnen! Jeder begriff das, aber mit der Truppenmasse, die sie in Reserve hatten, war's keine leichte Sache. Alles marschierte vorwärts, um die Brücke zu stürmen; man sah nur die fünf oder sechs Mann unmittelbar vor sich. Ich war froh bei dem Gedanken, daß sich die Kolonne sehr weit nach vorn erstreckte.

Noch angenehmer war mir's, als unterwegs Kapitän Florentin die Kompanie vor einer Scheune, deren Thor ein gestoßen war, halten ließ, und man die Reste des Bataillons in den halbzerstörten Gebäuden aufstellte, um die Angriffskolonnen durch Schießen aus den Fenstern zu unterstützen.

Wir waren fünfzehn Mann hoch in dieser Scheune, die ich noch vor mir sehe, mit ihrer Leiter, die zu einem viereckigen Loch hinaufführte, mit zwei oder drei toten Preußen, die an der Mauer lehnten, mit dem alten von Kugeln durchlöchernten Thor, das nur noch in einer Angel hing, und dem schmalen Fensterchen in der Rückwand, das auf ein hinten liegendes Gäßchen hinaus ging. Zebedäus kommandierte unsern Posten; der Lieutenant Bretonville besetzte mit einer anderen Abteilung das gegenüberliegende, Kapitän Florentin ein drittes Haus. Die Straße war bis zu den beiden Ecken, in der Nähe des Baches, von Truppen vollgepfropft.

Das Erste, was wir versuchten, war, die Thüre aufzurichten und wieder zu befestigen; aber kaum hatten wir damit begonnen, als man in der Straße ein entsetzliches Krachen vernahm; auf Mauern, Läden, Ziegel prasselte es mit einem Mal nieder; zwei Mann von dem Posten, welche draußen die Thüre hielten, fielen um, wie gemäht. Gleichzeitig erdröhnten in der Ferne beim Bach die Schritte der über die Brücke zurückgehenden Kolonne, während ein Dutzend ähnlicher Schüsse wie der erste durch die Luft pfffen, daß man unwillkürlich zurückwich. Es waren sechs mit Kartätschen geladene Geschütze die Blücher am Ende der Straße verdeckt aufgestellt hatte und die jetzt ihr Feuer eröffneten.

Die ganze Kolonne, Tambours, Soldaten, Offiziere zu Fuß und zu Pferd rasten stoßend und drängend wie ein Sturm zurück. Niemand sah sich um; wer fiel, war verloren. Kaum waren die Hintersten an unserer Thüre vorüber, so lehnte sich Zebedäus hinaus, um zu sehen, was vorging, und im selben Augenblick rief er uns mit fürchterlicher Stimme zu: »Die Preußen!«

Er gab Feuer. Einige von uns waren schon auf der Leiter, aber ehe ich daran dachte, hinauf zu klettern, waren die Preußen da. Zebedäus, Busch und alle, welche nicht Zeit gehabt hatten, hinaufzusteigen, drängten dieselben mit dem Bajonett zurück. Ich sehe sie noch, diese Preußen — mit ihren großen Schnurrbärten, ihren rothen Gesichtern und niederen Tschakos — wüthend über den Widerstand. Ich habe nie einen solchen Stoß ausgehalten. Zebedäus schrie: »Keinen Pardon!« wie wenn wir die Stärkeren gewesen wären. Plötzlich erhielt er einen Kolbenschlag über den Kopf, der ihn zu Boden streckte.

Ich sah, wie sie im Begriff waren, ihn niederzustoßen; da drehte sich mir das Herz im Leib um, ich sprang mit dem Ruf: »Fällt's Gewehr!« vor und alle mit einander stürzten wir auf die Hallunken los, während unsere Kameraden von oben herunter schossen und die Häuser gegenüber ihr Feuer eröffneten.

Jetzt gingen die Preußen zurück, aber weiter hinten kam ein ganzes Bataillon. Busch nahm Zebedäus auf den Rücken und trug ihn die Leiter hinauf; wir hatten eben noch Zeit, ihm zu folgen, und mit dem Ruf: »Rasch! rasch!« halfen wir ihm, so gut wir konnten; ich war der vorletzte. Ich glaubte, die Leiter nehme kein Ende, denn schon fielen Flintenschüsse in der Scheune. Endlich kamen wir glücklich oben an.

Wir hatten alle den gleichen Gedanken, nämlich die Leiter aufzuziehen; aber siehe da, wie schändlich! Während wir sie unter Flintenschüssen, die von unten herauf kamen und einem unserer Kameraden das Hirn zerschmetterten, aufzogen, bemerkten wir plötzlich, daß sie zu lang war, um auf den Boden herein zu gehen. Wir erbleichten; Zebedäus aber, der wieder zu sich gekommen war, rief uns zu:



»Steckt doch ein Gewehr zwischen den Sprossen durch!«

Den Gedanken schien ihm Gott eingegeben zu haben.

Aber da droben mußte man erst den Lärm hören. Die ganze Straße war voll Preußen und unsere Scheune ebenfalls, die Leute waren vor Wuth außer sich, sie waren ärger als wir und schrien ohne Unterlaß:

»Keine Gefangene!«

Unser Schießen machte sie wüthend, sie stießen die Thüren ein, und man hörte die Kämpfe in den Häusern, das Fallen, die Flüche, französisch und deutsch unter einander, die Kommandos des Lieutenants Bretonville gegenüber, und die der preußischen Offiziere, welche Befehl gaben, Stroh zu holen, um Feuer einzulegen. Zum Glück war die Ernte noch nicht daheim: sie hätten uns samt und sonders verbrannt.

Man schoß in unsern Bretterboden, aber der war aus guten eichenen Bohlen, an denen die Kugeln anslugen wie Hammerschläge. Wir standen hinter einander und fuhren fort auf die Straße hinabzufeuern; jeder Schuß traf.

Der Feind hatte scheint's den Platz vor der Kirche wieder genommen, denn man hörte das Rollen unseres Feuers nur noch in weiter Ferne. Wir waren im Ganzen höchstens zwei bis dreihundert Mann gegen drei- bis viertausend. Da dachte ich: »Das ist dein Letztes, Joseph, es ist nicht möglich, daß du da durchkommst!«

Ich wagte nicht einmal mehr an Katherine zu denken, mein Herz war erstarrt. Nirgends war ein Rückzug offen; die Preußen hatten die beiden Enden der Straße und die Gäßchen dahinter inne und auch schon wieder einige Häuser genommen. Da plötzlich wurde es ganz still . . . offenbar führten sie etwas im Schilde, sie suchten Heu, Stroh, Reisigbüschel oder ließen sie ihre Geschütze vorrücken, um uns zusammenzuschießen. Unsere Füsiliere schauten zu den Dachfenstern hinaus und sahen nichts, die Scheune war leer. Diese Stille um uns war schauerlicher, als der Tumult kurz zuvor.

Zebedäus hatte sich eben wieder erhoben, das Blut lief ihm aus Mund und Nase. »Achtung!« sagte er, »es wird gleich wieder losgehen, die Hallunken rüsten sich. – Ladet!«

Kaum hatte er geendigt, so wurde das ganze Haus vom Giebel bis zum Grunde erschüttert, als ob alles unterginge; Balken, Latten, Platten, alles senkte sich von dem Stoß, während eine rothe Flamme von unten bis über's Dach aufstieg.

Wir fielen alle rückwärts nieder. Eine Bombe, welche die Preußen in die Scheune gerollt und angezündet hatten, war geplatzt. Als ich aufstand, hatte ich ein starkes Sausen in den Ohren; gleichwohl bemerkte ich, wie eine Leiter an unserem Dachfenster angelegt wurde und Busch kräftige Bajonettstöße nach außen führte. Die Preußen wollten unsere Ueberraschung benützen, um heraufzusteigen und uns niederzumetzeln. Bei diesem Anblick überlief mich's kalt und ich eilte, so rasch ich konnte, Busch zu Hilfe. Die andern, die noch am Leben waren, kamen auch herbei und riefen: »Es lebe der Kaiser!«

Ich hörte sozusagen nicht mehr. Der Lärm mußte schrecklich sein, denn das Schießen von unten und das von den Fenstern erhellte die ganze Straße wie eine wandelnde Flamme. Wir hatten die Leiter umgeworfen und waren noch unserer sechs, zwei vorn, welche schossen, vier hinten, welche luden und ihnen die Flinten boten.

In dieser äußersten Noth war ich ruhig geworden, ich ergab mich in mein Unglück und dachte: »Suche dein Leben zu erhalten. Die andern dachten wahrscheinlich dasselbe und wir richteten ein großes Blutbad an.

Diese Drangsal währte wohl eine Viertelstunde lang; da begann das Kanonieren wieder, und einige Sekunden später lehnten sich die Kameraden, die vorn standen, aus dem Fenster und stellten ihr Feuer ein. Meine Patrontasche war fast leer, ich holte frische Munition bei den Todten.

Der Ruf: »Es lebe der Kaiser!« kam näher. Plötzlich schwenkte die Spitze unserer Kolonnen mit ganz schwarzer und zerfetzter Fahne auf den Kirchenplatz ein und marschierte unsere Straße herab.

Die Preußen zogen sich zurück. Gerne wären wir alle gleich hinab, aber zwei- oder dreimal machte unsere Kolonne wegen der Kartätschen Halt; Schreien und Kanonieren mischte sich auf's neue. Zebedäus, der hinaussah, lief endlich an die Leiter und stieg hinab;

unsere Kolonne war über die Scheune hinaus marschiert und wir gingen alle der Reihe nach herab, ohne uns nach unsern von den Bombensplittern zerfetzten Kameraden umzusehen, obgleich einige von ihnen mit herzerreißender Stimme baten, man möchte sie mit fortnehmen.

Aber so ist der Mensch: die Furcht, gefangen zu werden, macht ihn grausam.

Lange nachher fallen einem diese Abscheulichkeiten wieder ein. Man würde viel geben, wenn man mitleidig, menschlich gewesen wäre, aber es ist zu spät.

---

## XIX.

So gingen wir zu sechs aus der Scheune, in die wir eine Stunde zuvor zu fünfzehn eingetreten waren. Busch und Zebedäus befanden sich unter den Lebenden, die Pfalzburger hatten Glück gehabt.

Einmal draußen, mußte man der Angriffskolonne folgen.

Wir gingen über Haufen von Todten vorwärts, alles war weich unter unseren Füßen, man achtete nicht darauf, ob man einem Verwundeten auf das Gesicht, auf die Brust oder die Glieder trat; man ging vorwärts. Wir erfuhren des andern Tags, daß diese Masse Preußen, die in der Brückenstraße aufgehäuft lagen, von einigen vor der Kirche aufgefahrenen Geschützen niederkartätscht worden waren. Die Hartnäckigkeit dieser Leute war schuld an ihrem Untergang.

Blücher wartete nur darauf, es uns heimzugeben; aber anstatt über die Brücke zu gehen, ließ man uns rechts schwenken und die Häuser besetzen, welche längs dem Bach hin stehen. Die Preußen schossen auf uns aus allen Fenstern. Nachdem wir uns in den Häusern verschanzt hatten, eröffneten wir das Feuer auf ihre Geschüße, was sie zwang, zurückzugehen.

Schon sprach man davon, den jenseitigen Theil des Dorfs im Sturm zu nehmen, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann starkes preußisches Korps von hinten, von Charleroi her, anrücke. Das war jedermann unbegreiflich; wir hatten von den Ufern der Sambre an alles ausgelegt. Das Korps, welches uns in den Rücken fiel, mußte also in dem Wald versteckt gewesen sein.

Es mochte etwa halb sieben Uhr sein, das Gefecht bei Saint—Amand schien sich auszudehnen; Blücher warf seine Hauptmacht nach dieser Seite hin; es war der günstigste Augenblick, um den andern Theil des Dorfes zu nehmen, aber dieses neue Korps zwang uns zuzuwarten.

Die Häuserreihen zu beiden Seiten des Bachs waren mit Truppen besetzt, rechts die Franzosen, links die Preußen.

Das Feuern hörte auf, einzelne Schüsse fielen wohl noch, aber es waren gezielte Schüsse. Man beobachtete sich herüber und hinüber, als wollte man sagen: »Laßt uns ausschnaufen, dann können wir einander ja wieder packen.«

Die Preußen in den Häusern gegenüber mit ihren blauen Röcken, kupferbeschlagenen Tschakos und gewichsten Schnurrbärten waren lauter kräftige Leute, alte Soldaten mit breitem Sinn und abstehenden Ohren. Sie sahen aus, als wollten sie uns ungespitzt in den Boden schlagen. Auch ihre Offiziere sahen scharf herüber.

Längs der beiden Straßen, die sich am Bach hinziehen und im Bache selber lagen ununterbrochene Reihen Todter; ihrer viele lehnten in sitzender Stellung an der Mauer: während des Kampfes schwer verwundet, hatten sie noch die Kraft gehabt, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen, und sich an der Mauer niedergekauert, wo sie an Blutverlust starben. Im Bache selber standen mehrere aufrecht, mit den Händen am Ufer angeklammert, als ob sie hinaufklettern wollten, aber sie rührten sich nicht mehr; und in den dunkeln Winkeln, in die ein Sonnenstrahl fiel, sah, man auch welche, deren Körper von Schutt, Steinen und Balken jammervoll zerquetscht war.

Der Kampf bei Saint—Amand wurde immer heftiger, das Rollen des Kanonendonners schien höher und höher zu steigen und hätten wir nicht alle dem Tod gegenüber gestanden, so hätten wir dieses großartige Getöse bewundern müssen. Bei jedem neuen Rollen gingen hunderte von Menschen zu Grunde, und das währte ohne Unterlaß so fort, daß die Erde zitterte.

Wir schnauften aus, aber bald bekamen wir einen rasen den Durst. Während des Gefechts hatte keiner dies schreckliche Gefühl empfunden; jetzt wollten alle trinken.

Unser Haus lag an der Ecke links von der Brücke und das bisschen Wasser, welches in dem Schlamm des Baches hinfloß, war roth von Blut. Aber zwischen unserem und dem nächstliegenden Hause befand sich mitten in einem kleinen Garten ein Ziehbrunnen zum Gießen; wir betrachteten ihn sehnsüchtig mit seiner steinernen Einfassung und seinen hölzernen Pfosten. Trotz dem

Kartätschenfeuer hingen die Eimer noch an der Mette. Drei Mann Tagen, mit dem Gesicht auf dem Boden und die Arme ausgestreckt, in dein Fußweg, welcher zu diesem Platz hinführte; sie hatten auch trinken wollen und die Preußen hatten sie erschossen.

So standen wir denn alle, Gewehr bei Fuß, da und schauten nach dem Brunnen. Einer meinte: »ich gäbe die Hälfte meines Bluts für ein Glas Wasser.« Ein anderer: »ja, aber die Preußen passen scharf auf!«

So war's auch, die Preußen, die hundert Schritt von uns standen und vielleicht auch Durst hatten, erriethen unsere Gedanken. Die Schüsse, die noch fielen, rührten davon her; wenn einer hinaus trat und die Straße entlang lief, schoß man ihn sogleich nieder und so quälten wir uns gegenseitig elendiglich.

Das dauerte wenigstens eine halbe Stunde, bis die Kanonade zwischen Saint—Amand und Ligny zunahm, und wir sahen, daß man von der Anhöhe zwischen den beiden Dörfern mit Kartätschen auf die Preußen schoß, denn bei jeder Salve wurden ihre dichten Reihen gelichtet; dieser neue Angriff brachte eine große Aufregung hervor.

Busch, der sich bis dahin nicht von der Stelle gerührt hatte, eilte durch die Gartenthüre zu dem Brunnen hin; er stellte sich hinter die steinerne Einfassung und aus den beiden Häusern gegenüber wurde sofort ein derartiges Feuer auf ihn eröffnet, daß bald Geländer und Pfosten von Kugeln durchlöchert waren. Nun fingen aber auch wir auf's Neue an, nach den Fenstern zu schießen, und in einer Minute war das Feuer von einem Ende des Dorfes bis zum andern wieder im Gang; der Rauch breitete sich nach allen Seiten hin aus.

In diesem Augenblick rief's unten: »Joseph! Joseph!«

Es war Busch; er hatte den Muth gehabt, den Eimer aufzuziehen, auszuhängen, und nachdem er getrunken, herüber zubringen. Mehrere Alte wollten ihm denselben nehmen, aber er rief: »Zuerst kommt mein Kamerad! laßt los, oder ich schütt alles aus!«

So mußten sie wohl auf mich warten. Ich trank was ich konnte, dann kam's an die andern, und die, welche oben geblieben waren, eilten hinunter und tranken den Rest. Damals bewies Busch, daß er

mich lieb hatte. Ganz vergnügt gingen wir mit einander wieder hinauf.

Nach meiner Schätzung mocht es jetzt 7 Uhr sein, die Sonne ging unter; unsere Häuser warfen ihren Schatten bis an den Bach, die der Preußen waren noch beleuchtet und ebenso die Anhöhe von Bry, von der neue Truppen im Lauf schritt herabkamen. Die Kanonade von unserer Seite war heftiger als je.

Heute ist es allbekannt, daß zwischen 7 und 8 Uhr abends, mit Einbruch der Nacht, der Kaiser die alte Garde sofort zu unserer Unterstützung beorderte, als er inne wurde, daß die preußische Kolonne, die man in unserem Rücken signalisiert hatte, das Korps des Generals Erlon war, der sich zwischen der Schlacht die Ney bei Quatrebras den Engländern lieferte und der unsrigen, verirrt hatte.

Ein Lieutenant, der sich bei uns befand, sagte: »Jetzt kommt der Hauptangriff. Achtung!«



Zwischen den beiden Dörfern wimmelte es von preußischer Kavallerie, die sich fast ganz dort befand. Wir spürten, ohne etwas zu sehen, hinter uns eine starke Bewegung; der Lieutenant wiederholte: »Achtung auf's Kommando! Daß mir keiner hintendrein kommt! Der Angriff geht los.« Wir machten alle die Augen auf.



Je näher die Nacht rückte, desto röther wurde der Himmel in der Richtung von Saint—Amand. Bei dem Lärm der Kanonade gab man nicht weiter Acht darauf, aber bei jeder Salve stand der Himmel förmlich in Flammen.

Der Lärm hinter uns wuchs. Plötzlich war die große Straße, die sich längs des Baches hinzieht, von der Brücke bis zum jenseitigen Ende des Dorfes, voll von unsern Truppen. Auf dem linken Ufer und weiter zurück feuerten die Preußen aus den Fenstern; wir antworteten nicht mehr. Der Ruf erscholl: »die Garde! . . . Da kommt die Garde!«

Ich weiß nicht, wie diese ungeheure Menge Menschen über den schlammigen Graben hinüberkam, ganz bestimmt auf Brettern, denn im Handumkehren waren unsere Truppen massenhaft auf dem linken Ufer.

Die große Batterie, welche die Preußen oberhalb der Schlucht zwischen den beiden Dörfern aufgepflanzt hatten, riß förmliche Gassen in unsere Reihen. Sie schlossen sich aber sogleich wieder und drangen unaufhaltsam hinauf. Der Rest unserer Division ging im Laufschrift über die Brücke, die reitende Artillerie folgte mit ihren Geschützen im Galopp.

Jetzt gingen auch wir hinab, aber noch ehe wir an die Brücke kamen, rückten Kürassiere hinüber, nach den Kürassieren kamen Dragoner und Gardegrenadiere zu Pferd; überall setzte Kavallerie über, im Dorf und außerhalb desselben; es war ein förmliches neues Heer, ein zahlloses Heer.

Oben in der Höhe fing das Gemetzel wieder an; dies mal war's eine Schlacht im freien Feld. Die Nacht brach ein; die preußischen Karrees hoben sich deutlich auf dem Hügel ab, wenn sie Feuer gaben. Wir stürmten über Todte und Verwundete weg. Vor dem Dorf draußen sahen wir ein Reiterhandgemenge; man konnte nur noch weiße Kürasse unter scheiden, welche die Reihen der Uhlanten durchsetzten . . . Alles war durcheinander gemengt; dann formierten sich die Kürassiere wieder und zogen festgeschlossen wie eine Mauer ab.

Es war schon dunkel, man sah bei dem dichten Rauch nicht fünfzig Schritt weit vor sich hin. Alles war in Bewegung, alles stieg gegen die Mühlen hinauf; der Donner des Galopps, das Schreien, die Kommandos, die Rottenfeuer in weiter Ferne, alles vermischte sich. Mehrere Karrees wurden durchbrochen. Von Zeit zu Zeit erblickte man beim Feuer der Schüsse einige Reiter, einen Uhlanen, der vorgebeugt auf seinem Gaul, einen Kürassier, der mit seinem breiten weißen Rücken und dem wehenden Roßschweif auf dem Helm wie eine Kugel hingeflog, und zwei oder drei Infanteristen, die mitten durch das Getümmel eilten; das ging rasch wie ein Blitz vorüber! Auch das zerstampfte Getreide, der strömende Regen ( denn es war ein Gewitter ausgebrochen ) die Verwundeten unter den Hufen der Rosse, alles tauchte nur eine Viertelsekunde aus der Nacht auf.

Bei jedem Flinten- oder Pistolenschuß sah man solche Szenen zu Tausenden und aber Tausenden, daß es nicht zu sagen ist. Aber alles rückte hinauf, alles entfernte sich von Ligny, wir waren Meister und hatten das feindliche Centrum durchbrochen; die Preußen vertheidigten sich nur noch ganz oben auf der Höhe, in der Nähe der Mühlen und in der Richtung gegen Sombref auf unsrem rechten Flügel. Saint Amand und Ligny blieben in unserer Gewalt.

Jetzt wußten wir, unserer zehn oder zwölf von der Kompanie, zwischen dem Schutt der Bauernhäuser und mit beinahe leerer Patrontasche, nicht mehr, nach welcher Seite wir uns wenden sollten. Zebedäus, Leutnant Bretonville und Kapitän Florentin waren verschwunden; der Serschant Rabot führte uns. Der Alte war klein, hager und schlecht gebaut, aber hart wie Eisen, er schielte auf einem Auge und mußte in seiner Jugend rothe Haare gehabt haben.

Während ich ihn so schildere, hör' ich ihn ruhig sagen:

»Die Schlacht ist gewonnen! Rechts um! vorwärts marsch!«

Einige verlangten, man solle jetzt abkochen, denn seit 12 Stunden regte sich der Hunger. Der Serschant aber ging mit seinem Gewehr auf der Schulter schmunzelnd das Gäßchen hinab und wiederholte spöttisch:

»Abkochen! abkochen! Wartet, der Proviantmeister kommt gleich.«

Wir folgten ihm in dem finstern Gäßchen; unterwegs trafen wir einen Kürassier auf seinem Pferde, der uns den Rücken zukehrte; er hatte einen Säbelhieb im Bauch und sich dorthin zurückgezogen; das Pferd drückte sich an die Mauer, damit er nicht herunterfiel. Als wir vorüberzogen, rief er uns:

»Kameraden!«

Aber keiner drehte auch nur den Kopf nach ihm um.

Zwanzig Schritte weiter stand ein altes von Kugeln ganz durchlöchertes Bauernhaus, es hatte jedoch noch die Hälfte seines Strohdachs, deshalb wählte es der Serschant Rabot zum Nachtquartier, und wir traten hintereinander ein; es war finster wie in einem Ofen; der Serschant ließ Pulver auf seiner Zündpfanne aufblitzen, da sahen wir, daß es eine Küche war; rechts war der Heerd, links die Treppe, und auf dem Boden lagen fünf oder sechs Preußen und Franzosen, bleich wie Wachs und mit offenstehenden Augen.

»Sei's drum,« sagte der Serschant, »das ist unser Schlafsaal, macht's Euch bequem, die Schlafkameraden werden uns nicht stoßen.«

Da man wohl sah, daß man auf die Lebensmittelaustheilung nicht zu warten brauchte, hängten alle ohne ein Wort zu sprechen den Tornister ab, lehnten ihn an die Wand und legten sich mit dem Kopf drauf. Man hörte noch Gewehrfeuer, aber weit droben auf der Höhe. Der Regen fiel in Strömen. Der Serschant schloß die Thür, welche nur an gelehnt war, dann zündete er ruhig seine Pfeife an, während mehrere schon schnarchten; ich sah ihn an dem kleinen Fenster stehen, dessen Scheiben alle zerbrochen waren; er rauchte. Er war ein harter, strenger Mann, hatte drei Borten, konnte lesen und schreiben; eigentlich hätte er längst Offizier sein müssen, da er auch viele Wunden hatte, aber er war gar zu schlecht gebaut. Endlich legte er sich auch auf seinen Tornister, und bald schliefen wir alle.

Es mochte eine gute Weile verflossen sein, als ich an einem Geräusch erwachte, man strich um unser Haus herum . . . ich richtete mich auf, um zu horchen . . . In demselben Augen blick

versuchte man die Thüre von außen zu öffnen. Unwillkürlich that ich einen Schrei.

»Was gibt' s?« fragte der Serschant.

Und da sich die Schritte eiligst entfernten, drehte er sich auf die andere Seite und sagte:

»Aha! die Nachtvögel! fort ihr Kanaillen, fort, oder ich schick euch eine Kugel nach.«

Er schwieg. Ich aber war an's Fenster getreten und sah, wie die ganze Straße entlang Marodeurs die Verwundeten und Todten ausplünderten. Sie schlichen von einem zum andern, der Regen strömte immer heftiger. — Es war zu schauerlich. Gleichwohl legte ich mich wieder hin und schlief, dank meiner großen Müdigkeit, abermals ein.

Mit Tagesanbruch war der Serschant munter und rief: »Vorwärts!«

Wir verließen die Hütte und gingen das Gäßchen wieder hinauf. Der Kürassier lag jetzt auf dem Boden, das Pferd stand immer noch ruhig neben ihm. Der Serschant nahm es beim Zügel, führte es hundert Schritte weiter in einen Baumgarten, zäumte es ab und rief: »Geh, friß, man wird dich schon wieder holen!« Das arme Thier lief langsam weiter.

Wir gingen raschen Schritts einen Fußweg entlang, der sich hinter Ligny hinzieht; Felder und Gartenbeete stießen an den Weg; der Serschant sah sich im Vorbeigehen überall um; er bückte sich, um einige stehen gebliebene Karotten und Rüben auszureißen. Ich folgte flugs seinem Beispiel, während unsere Kameraden vorwärts eilten, ohne umzublicken.

Da sah ich, wie gut es ist, wenn man die Bodenerzeugnisse kennt, denn ich fand zwei schöne Rüben und Karotten, die roh sehr gut sind; aber ich machte es, wie der Serschant und legte sie in meinen Tschako; dann sputete ich mich, um den Trupp wieder einzuholen, der auf die Feuer von Sombref zumarschierte.

Im Uebrigen fällt es mir nicht ein, euch die Hochebene hinter Ligny schildern zu wollen, wo unsere Kürassiere und Dragoner alles niedergemetzelt hatten. Nichts als Knäuel von Menschen und

Pferden; die Pferde streckten den langen Hals auf dem Boden aus, die Menschen lagen drunter, todt oder verwundet.

Einige hoben die Hand auf, um uns ein Zeichen zu geben, die Pferde versuchten es, aufzustehen, fielen aber wieder um und zerquetschten die drunter liegenden noch ärger.

Blut! überall Blut! die Richtung der Kanonen—und Kartätschenkugeln war durch lange rothe Streifen an den Abhängen bezeichnet, wie man bei uns, wenn der Schnee geht, die Spur der Gießbäche im Sande sieht. Und! wollt ihr die Wahrheit wissen? das alles ließ mich fast ungerührt.

Ehe ich nach Lützen zog, hätte mich ein solcher Anblick rücklings zu Boden geworfen. Ich hätte gedacht: Unsere Herrn halten also die Menschen für Thiere? Wirft uns der liebe Gott den Wölfen zum Fraße vor? Haben wir Mütter, Schwestern, Freunde, Wesen, die uns lieben auf Erden, und schreien sie nicht nach Rache?

Tausend ähnliche Gedanken und noch schärfere und strengere hätte ich gehabt, aber jetzt dachte ich nichts mehr. Hatte ich doch massenhaftes Gemetzel, Grausamkeiten aller Art und alle Tage gesehen und mußte mir sagen: »der Stärkste hat immer recht. Der Kaiser ist der Stärkste, er winkt uns zu kommen, und wohl oder übel, müssen wir von Pfalzburg, von Zabern und überall her erscheinen, uns in Reih und Glied stellen und marschieren. Wer auch nur entfernt Miene machte zum Widerstand, würde auf der Stelle erschossen. Marschälle, Generäle, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten folgen der Parole und wagen sich nicht zu rühren ohne Befehl; und die andern gehorchen der Armee. Der Kaiser ist's, der alles will, alles kann und alles macht. Wär's da nicht sehr dumm vom Joseph Berthold, wenn er sich unterstehen wollte zu glauben, der Kaiser könne auch einmal in seinem Leben unrecht haben? Wär' das nicht ganz und gar widersinnig?«

So dachten wir alle, und wenn Napoleon Kaiser geblieben wäre, so hätte heute ganz Frankreich keinen andern Gedanken.

Mich freuten nur meine Karotten und Rüben, denn als wir um's Lager herumgingen, um unser Bataillon aufzusuchen, hatten wir

erfahren, daß noch kein Proviant vertheilt worden war; man hatte nur eine Portion Brantwein und frische Munition erhalten.

Die Alten hatten sich aufgemacht, um die Feldkessel zu füllen; die Rekruten, welche noch nicht wußten wie man im Felde lebt, und welche unglücklicherweise ihr Brot schon verspeist hatten – was einem mit 20 Jahren passieren kann, wenn man marschiert und Hunger hat – die waren der Mühe überhoben, den Löffel einzutunken.

Gegen sieben Uhr kamen wir endlich bei unserem Kompanielagerplatz an. Zebedäus schien erfreut, mich zu sehen, kam mir entgegen und sagte:

»Ich bin froh, daß du da bist, Joseph! Aber was bringst du mit? Wir haben ein fettes Zicklein erwischt, haben auch Salz, aber nicht ein Stück Brot.«

Ich zeigte ihm meinen übrigen Reis, meine Karotten und meine Rüben.

»So ist's recht,« sagte er, »wir kriegen die beste Fleischbrühe vom ganzen Bataillon.«

Ich verlangte, daß man Busch mitessen lasse, und die sechs Mann von unserem Kessel, welche glücklicherweise alle mit Kolbenstößen und leichten Schrammen weggekommen, waren damit einverstanden. Der Tambourmajor Padoue meinte lachend:

»Die Alten sind halt immer die Alten, sie kommen nie mit leeren Händen.«

Wir schauten nach dem Kessel von fünf Rekruten hinüber, in dem man nichts als Reis in purem Wasser schwimmen sah und nickten einander zu, denn wir hatten eine gute kräftige Suppe, die ihren Duft ringsum verbreitete.

Um acht Uhr aßen wir mit einem Appetit, den man sich denken kann. Nie, selbst an meinem Hochzeitstag nicht, hab ich besser gegessen, es thut mir heute noch wohl, wenn ich dran denke. Wenn man alt wird, ist man von dergleichen nicht mehr entzückt wie in der Jugend, aber immerhin bleibt's eine angenehme Erinnerung. Das gute Essen hielt denn auch lange bei uns vor; den armen Rekruten aber mit ihrem Bisschen Brot, das vom Platzregen durchweicht war,

wie eine Pastete, ging's am folgenden Tag, am 18., hart hin. Dieser Feldzug war so kurz, wie schrecklich. Wohl ist jetzt alles vorüber, doch kann man an das große Elend nicht ohne Rührung denken und dankt Gott, daß man davongekommen ist.

Das Wetter schien sich wieder aufhellen zu wollen, die Sonne fing an durch die Wolken zu dringen. Wir waren kaum mit dem Essen fertig, als auf der ganzen Linie Alarm geschlagen wurde.

Eben zogen nämlich die Preußen ihren Nachtrab aus Sombref heraus, und es handelte sich drum, sie zu verfolgen. Einige meinten sogar, man hätte damit beginnen und unsere leichte Kavallerie aussenden sollen, um Gefangene zu machen; man hörte aber nicht auf sie, der Kaiser wußte wohl, was er that. So viel ich mich jedoch erinnere, wunderte sich jedermann darüber, daß man nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, den Sieg verfolgte. Die Alten hatten das nie gesehen. Man nahm an, der Kaiser bereite einen Hauptschlag vor, er habe den Feind durch Ney umgehen lassen und dergleichen mehr.

Inzwischen begann der Verles; General Gerard kam, um das vierte Korps zu inspizieren. Unser Bataillon hatte am meisten gelitten, weil wir bei drei Angriffen immer an der Spitze waren. Wir hatten an Verwundeten: den Major Gemeau und den Kapitän Vidal; an Todten: die Hauptleute Gregoire und Vignot; sieben Lieutenants und Unterlieutenants und 360 Mann waren kampfunfähig. Zebedäus sagte, es sei ärger als bei Montmirail, und man werde das Bataillon vor dem Abmarsch ergänzen. Glücklicherweise rückte das vierte Bataillon unter Major Delong, welches von Metz kam, für uns in Linie.

Kapitän Florentin, der uns führte, kommandierte: »Links um« und wir marschierten in's Dorf hinunter, bis in die Nähe der Kirche, wo eine Menge Wagen aufgestellt waren; man vertheilte uns in kleine Trupps, um das Aufsuchen der Verwundeten zu überwachen. Einige Jägerabtheilungen erhielten Befehl, die Wagenzüge bis Fleurus zu geleiten, weil es in Ligny an Platz mangelte; die Kirche war schon voll solcher Unglücklichen.

Nicht wir, sondern die Regiments—Chirurgen und einige Aerzte aus der Umgegend, die man requiriert hatte, suchten die Verwundeten

aus; bei vielen derselben war es zu schwer, sie von den Todten zu unterscheiden. Wir halfen sie nur in die Wagen auf's Stroh legen. Ich kannte das seit der Schlacht von Lützen; ich wußte, was man bis zur Heilung ausstehen muß, wenn man eine Kugel, einen Bombensplitter oder einen Stich im Leib hat, wie ihn unsere Kürassiere austheilen. So oft ich einen der Unglücklichen aufheben sah, dankte ich Gott, daß er mich nicht in diesen Zustand versetzt hatte, und bei dem Gedanken, daß mir ein Gleiches hätte begegnen können, mußte ich mir sagen: »du weißt nicht, wie viele Flinten- und Kartätschenkugeln an dir vorbeigeflogen sind, sonst wär's gar zu schauerlich.« Ich war erstaunt, daß so viele von uns diesem Blutbad hatten entrinnen können, das viel ärger war, als das bei Lützen und selbst das bei Leipzig, weil die Schlacht nur fünf Stunden lang dauerte, und die Todten an vielen Stellen doch zwei und drei Fuß hoch lagen. Das Blut lief in Bächen drunter weg. In der ganzen Hauptstraße, durch welche die Geschütze gekommen waren, war's wie ein rother Brei: ein Brei aus Fleisch und zermalmtten Knochen.

Man muß das sagen, um die jungen Leute aufzuklären. Ich werde nicht mehr zu Feld ziehen, in meinem Alter ist man gottlob darüber hinaus! Aber die vielen jungen Leute, welche nur an den Krieg denken, anstatt ehrlich zu arbeiten und ihre alten Eltern zu unterstützen, sollen's wissen, wie man mit den Leuten umgeht. Sie sollen sich vorstellen, wie es den Unglücklichen, welche ihre Kindespflicht nicht erfüllten, zu Muth sein mag, wenn sie da in einer Gasse liegen oder auf der Heerstraße mit einem Glied weniger, und die Kanonen kommen hören, die zwölf bis fünfzehntausend Pfund wiegen und die kräftigen, schwerbeschlagenen Rosse, die wiehernd ein hergaloppieren.

In diesem Augenblick werden sie ihre armen Eltern vor sich sehen, wie sie vor dem Häuschen im Dorfe standen und die Arme nach ihnen ausbreiteten, während sie fortzogen mit dem Ruf: »Ich geh'! . . . und komm mit Kreuz und Epauletten wieder!«

Ja! ja! wenn die weinen und Gott um Verzeihung bitten könnten, wie würde man sie schreien und jammern hören.



Aber sie haben keine Zeit mehr dazu – Kanonen und Munitionswägen mit einer Last Bomben und Kugeln kommen angefahren – sie hören zum Voraus ihre Knochen krachen . . . und jetzt geht's über ihren Leib weg wie durch Straßenkoth.

Wenn man alt ist und Kinder hat, die man liebt, ist's ein fürchterlicher Gedanke, daß ihnen ein solches Unglück wider fahren könnte. Man gäbe sein letztes Hemd, um sie nicht ziehen lassen zu müssen.

Aber all das hilft zu nichts; die schlechten Herzen sind unverbesserlich, und die guten thun von selber ihre Pflicht. Begegnet ihnen ein Unglück, so bleibt ihnen wenigstens das Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes. Sie ziehen ja nicht fort aus eitler Ruhmsucht, um ihres gleichen zu tödten . . . sie ziehen fort weil sie müssen; sie haben sich nichts vorzuwerfen: sie vertheidigen ihr Leben, und das vergossene Blut kommt nicht über ihr Haupt . . .

Doch ich muß aufhören, euch diese Schlacht und das Aufsuchen der Verwundeten zu schildern. Ich habe da Dinge gesehen, die man fast nicht glauben kann: Menschen, die im Augenblick der höchsten Wuth getödtet wurden, und auf deren Gesicht unverändert ein fürchterlicher Ausdruck lag; noch hielten sie, aufrecht an die Wand gelehnt, das Gewehr in der Hand, und beim bloßen Anblick meinte man sie schreien zu hören: »Fällt's Gewehr! keinen Pardon!«

Wieder andere sah ich, die schon halb todt einander noch zu erwürgen suchten. Es ist ja bekannt, daß man in Fleurus Preußen und Franzosen trennen mußte, weil sie sich von ihren Betten und Strohsäcken erhoben, um sich zu zerreißen und zu zerfleischen!

Der Krieg! . . . wer den Krieg will, wer die Menschen zu wilden Thieren macht, der lädt eine fürchterliche Schuld auf sich! . . .

---

## XX.

Das Aufsuchen der Todten dauerte bis zum Abend. Gegen Mittag durchlief der Ruf: »Es lebe der Kaiser!« das ganze Lager von Bry bis Sombref. Napoleon hatte Fleurus mit seinem Generalstab verlassen und inspizierte die Armee oben auf der Höhe. Das Rufen dauerte ungefähr eine Stunde, dann wurde alles still; die Armee mußte sich in Marsch gesetzt haben.

Wir warteten lange auf den Befehl zu folgen; da er nicht eintraf, entfernte sich Kapitän Florentin endlich, um Erkundigungen einzuziehen, kam im Galopp zurück und gab Befehl zur Sammlung. Die zerstreuten Haufen des Bataillons vereinigten sich, und im beschleunigten Schritt ging's wieder das Dorf hinauf.

Alles war fort. Viele andere Abteilungen hatten ebenfalls keine Weisungen erhalten, und die Straßen gegen Saint-Amand wimmelten von Soldaten. Einige zurückgebliebene Kompanien marschierten quer durch die Felder auf die Straße links zu, wo man den trotz in endlos langer Reihe hinziehen sah: Munitions-, Proviant- und Gepäckwagen aller Art.

Ich habe oft gedacht, daß es ein Glück gewesen wäre, an diesem Tage so zurückgelassen zu werden, wie die Division Gerard in Saint-Amand; man hätte uns niemals Vorwürfe machen können; da wir den Befehl hatten, die Verwundeten aufzusuchen, so war alles in Ordnung, aber der Kapitän Florentin hätte sich für entehrt gehalten.

Wir marschierten tüchtig drauf los. Es fing wieder an zu regnen, man rutschte auf dem Boden aus, und die Nacht brach ein. Ich habe nie abscheulicher Wetter erlebt, selbst nicht in Deutschland beim Rückzug von Leipzig; es schüttete wie mit Kübeln und wir liefen geduckt, das Gewehr unter'm Arm, mit dem Mantelzipfel über der Batterie, so durchnäßt, daß es nicht ärger hätte sein können, wenn wir durch einen Fluß gegangen wären. Und welch ein Dreck! –

Zu allem hin regte sich der Hunger wieder. Busch brummte von Zeit zu Zeit: »Ich muß sagen, ein Dutzend große in der Asche gebratene Kartoffeln wie im Harberg wären gar nicht übel. Man ißt

bei uns zu Haus nicht alle Tage Fleisch, aber man hat wenigstens Kartoffeln.«

Ich sah im Geist unser warmes Stübchen in Pfalzburg, den frischgedeckten Tisch, Vater Goulden vor seinem Teller und Katherine, die uns eine gute kräftige Suppe auftrug, während die Kotteleten auf dem Rost dampften. Der Gedanke, hier sein zu müssen, machte mich ganz schwermüthig und wenn es nichts gebraucht hätte, als mir den Tod zu wünschen, um von allem befreit zu werden, so wäre ich schon längst nicht mehr auf dieser Welt.

Die Nacht war angebrochen, sie war ganz dunkel; ohne die Geleise, in die man bis um die Knie einsank, hätte man kaum den Weg gefunden, aber man durfte nur im Dreck fort waten, so war man sicher, sich nicht zu verirren. Zwischen sieben und acht Uhr hörte man in der Ferne donnern, die einen sagten: »es ist ein Gewitter,« die andern: »es sind Kanonen.«

Viele Nachzügler folgten uns; um acht Uhr kamen wir in Quatrebras an. Das sind zwei einander gegenüber liegende Häuser an der Kreuzung der Straße von Nivelles nach Namur mit der von Brüssel nach Charleroi. Diese Häuser waren von Verwundeten voll gepfropft. — Der Marschall Ney hatte dort den Engländern eine Schlacht geliefert, um sie zu verhindern, den Preußen auf dem Weg, den wir eben kamen, zu Hilfe zu eilen; er hatte nur 20,000 Mann gegen 40,000; aber der Gerber Nikolas Cloutier behauptet heute noch, er hätte uns die Hälfte seiner Truppen zu Hilfe senden sollen, um die Preußen von hinten zu fassen, als ob es nicht schon sehr viel gewesen wäre, daß er die andern aufhielt. Für Leute seines gleichen ist halt alles leicht; wenn sie aber selber kommandieren müßten, könnte man sie mit vier Mann und einem Korporal davonjagen.

Unten in den Gersten- und Haberfeldern war alles voll von Todten; dort sah ich die ersten Rothröcke auf der Straße ausgestreckt liegen.

Der Kapitän ließ Halt machen, er ging allein in das zur Rechten liegende Haus hinein; wir warteten eine Zeitlang im Regen, bis er mit dem Divisionsgeneral Donzelot wieder unter die Thüre trat. Dieser lachte, weil wir der Armee in der Richtung von Namur hätten folgen sollen und uns in Ermanglung näherer Weisungen nach

Quatrebras gewandt hatten. Wir erhielten gleichwohl Befehl, ohne Verzug unsern Weg fortzusetzen.

Mir war's, als müßt' ich jeden Augenblick in Ohnmacht fallen; es wurde aber noch schlimmer, als wir die Wagenkolonne einholten, denn da mußte man auf der Böschung der Straße und auf den Feldern neben marschieren, und je weiter man vorwärts kam, desto tiefer sank man in dem weichen Boden ein. Gegen elf Uhr kamen wir in. ein großes Dorf, Namens Genappe, das sich zu beiden Seiten der Straße hin zieht. Das Gewirr der Kanonen, Proviant- und Gepäckwagen in dieser Straße zwang uns auf einer Brücke rechts über die Thy zu gehen, und von dort an marschierten wir nur noch quer durch die Frucht- und Hanf-Felder, wie Wilde, die nichts verschonen. Die Nacht war so finster, daß auf je zweihundert Schritte Dragoner als Wegweiser aufgestellt waren, die fortwährend riefen: »da hinaus! da hinaus!«

Um Mitternacht kamen wir an einer Biegung der Straße an, in deren Nähe ein strohgedecktes Bauernhaus lag, das voll von Stabsoffizieren war; es konnte nicht weit von der Hauptstraße sein, denn man hörte die Kavallerie, Artillerie und den Train, wie einen Strom vorüberbrausen.

Kaum war der Kapitän in das Haus getreten, so stürzten sich viele von uns über die Hecken weg in den Garten; ich macht es wie die andern und riß Rüben aus. Fast im selben Augenblick folgte das ganze Bataillon diesem Beispiel, trotz allem Rufen der Offiziere; jeder grub mit dem Bajonett aus, was er konnte und zwei Minuten später war nichts mehr da. Serschanten und Korporäle waren mit dabei, und als der Kapitän zurückkam, standen wir schon wieder im Glied. – Die, welche im Feld stehlen und rauben, verdienen erschossen zu werden, aber mein Gott! die Dörfer, durch die man kam, hatten nicht den vierten Theil der zur Ernährung so vieler Leute nöthigen Lebensmittel. Die Engländer hatten schon fast Alles weggenommen. Wir hatten wohl noch etwas Reis, aber Reis ohne Fleisch hält nicht lange vor. Die Engländer ihrerseits bekamen Ochsen und Hämmel von Brüssel her, sie waren gut genährt und strahlten von Gesundheit. Wir aber waren zu rasch vorgerückt, das

Lebensmittelfuhrwesen war zurück geblieben, und am andern Tag, an dem die fürchterliche Schlacht bei Waterloo stattfand, erhielten wir bloß unsere Portion Branntwein.

Wir marschierten weiter, eine kleine Anhöhe hinauf, und erblickten dort trotz des Regenwetters das Lager der Engländer. Man ließ uns in den Fruchtfeldern Stellung nehmen zwischen andern Regimentern, die man nicht sah, weil Befehl gegeben war, kein Feuer anzuzünden, aus Furcht, den Feind, wenn er uns aufmarschieren sähe, zu verscheuchen und zur Fortsetzung seines Rückzugs zu veranlassen.

Nun denkt Euch die Leute bei Schlagregen in den Fruchtfeldern liegend, wie wahre Zigeuner, schnatternd vor Kälte, mit dem Vorhaben ihresgleichen niederzumetzeln, glücklich eine Rübe, eine Möhre oder was immer zu haben, um sich ein wenig bei Kräften zu erhalten. Ist das ein Leben für anständige Leute? Hat uns Gott dazu erschaffen und auf die Welt gesetzt? Ist es nicht wahrhaft abscheulich, sich sagen zu müssen, daß ein König, ein Kaiser, anstatt die Staatsgeschäfte zu überwachen, den Handel zu beleben, den Volksunterricht, Freiheit und gute Sitten zu verbreiten, uns ohne Weiteres hunderttausendweis in einen solchen Zustand versetzt? . . . Ich weiß recht gut, daß man das Ruhm nennt, aber die Völker sind sehr dumm, solche Leute ruhmwürdig zu finden . . . Wer das thut, muß sein bisschen Verstand, Herz und Religion ganz und gar verloren haben.

Trotz alledem bekamen wir Zähneklappern vor Kälte und mußten sehen, wie die Engländer vor uns sich an ihren großen Feuern wärmten und guter Dinge waren, nachdem sie ihre Portionen Fleisch, Branntwein und Tabak gefaßt hatten. Ich dachte: »da sollen nun wir arme Teufel, bis auf's Mark durchnäßt, diese Leute angreifen, die voll Selbstvertrauen sind, und denen es weder an Kanonen, noch an sonst etwas fehlt, die mit vollem Bauch und mit warmen Füßen schlafen, während wir hier im Koth liegen!«

Die ganze Nacht hindurch war ich über diesen Anblick empört; Busch meinte: »Der Regen thut mir nichts, ich habe ganz andere ausgestanden, wenn ich auf dem Anstand war, aber dann hatte ich doch wenigstens ein Stück Brot, Zwiebeln und Salz.«

Er war sehr böse; ich meinstheils war von meinem eigenen Loos ganz gerührt und sagte nichts. Zwischen zwei und drei Uhr ließ der Regen nach; Busch und ich lagen Rücken an Rücken, um uns zu wärmen, in einer tiefen Furche, und vor übergroßer Müdigkeit schlief ich endlich ein.

Nie werde ich den Augenblick vergessen, da ich gegen fünf Uhr morgens erwachte. Die Glocken der umliegenden Dörfer in der großen Ebene läuteten zur Frühmesse und als ich das zerstampfte Getreide, meine rechts und links gelagerten Kameraden und den grauen Himmel ansah, erstarrte mir das Herz vor Verzweiflung. Die Glocken, die sich von Planchenois bis Genappe, Frichemont und Waterloo Antwort gaben, riefen mir Pfalzburg in's Gedächtnis:

»Heut ist's Sonntag,« dachte ich, »der Tag des Friedens und der Ruhe. Herr Goulden hat gestern seinen Sonntagsrock und ein frisches Hemd über den Sessel gehängt. Jetzt steht er auf und denkt an mich . . . Katherine in unserem Kämmerchen ist auch schon erwacht, sitzt auf dem Bett und weint, und Tante Gredel in Vierwinden macht ihre Läden auf, nimmt ihr Gebetbuch aus dem Schrank und geht zur Messe.«

Ich hörte in Gedanken die Glocken von Dann, Mittelbronn und Bigelberg summen; ich stellte mir das gute, ruhige Leben vor — ich hätte bittere Thränen weinen mögen! Aber da fing das Trommeln an, es tönte, wie bei feuchtem Wetter gewöhnlich, dumpf, unheilverkündend. Auf der Hauptstraße zur Linken schlug man Generalmarsch, die Trompeter bliesen Tagwache, man erhob sich und sah über das Getreide hin. Die dreitägigen Märsche und Kämpfe, das schlechte Wetter und das Ausbleiben der Lebensmittelportionen hatten die Leute verdrießlich gemacht, man sprach nicht miteinander wie bei Ligny, jeder blickte vor sich hin und war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Man sah, daß es eine größere Schlacht geben werde, weil anstatt stark besetzter Dörfer in erster Linie, die eben so viel Einzelkämpfe nöthig machen, hier nur eine große, kahle, von den Engländern besetzte Hochebene war. Hinter ihren Reihen, oben auf dem Abhang, lag das Dorf Mont-Saint—Jean und viel weiter hinten, fast

anderthalb Stunden weit, ein großer Wald, der den Horizont begrenzte. Zwischen den Engländern und uns fiel der Boden sanft ab und erhob sich gegen uns her wieder, man mußte aber an das Feld gewöhnt sein, um dieses kleine Thal zu sehen, welches nach rechts hin tiefer wurde und sich zu einer Schlucht verengte. Am Abhang derselben, auf unserer Seite, deuteten Pappeln und andere Bäume, sowie einige strohbedeckte Häuser hinter Hecken, die Nähe eines Weilers an; das war Planchenois. In der selben Richtung, aber viel höher und hinter dem linken Flügel des Feindes, dehnte sich eine unabsehbare Ebene aus, die mit Dörfchen übersäet war.

Bei regnerischem Wetter und nach einem Gewitter kann man das am deutlichsten unterscheiden; alles ist dann dunkel blau auf hellem Grund. Man konnte bis zu dem kleinen Städtchen Saint—Lambert hinaufsehen, drei Stunden weit rechts von uns. Zu unserer Linken und hinter dem rechten Flügel der Engländer erblickte man noch andere Dörfer, deren Namen ich nie erfahren habe.

Das war's, was man beim ersten Blick über die weite, mit prachtvollen, blühenden Getreidefeldern bedeckte Gegend sah, und jeder fragte sich, warum die Engländer da ständen und welchen Vortheil sie von dieser Stellung hätten. Bei näherer Betrachtung ihrer Linie, welche 1500—2000 Meter von uns entfernt war, entdeckte man jedoch, daß die Heerstraße, die wir von Quatrebras an verfolgt hatten und die nach Brüssel führt, diese breite, gut gehaltene, in der Mitte sogar gepflasterte Straße, die Stellung des Feindes ungefähr im Centrum durchzog; sie war gerade und man konnte sie mit den Augen bis zum Dorfe Mont—Saint—Jean und sogar weiter bis zum Eingang des großen Walds von Soignes verfolgen. Die Engländer wollten sie also vertheidigen, um uns zu verhindern, auf Brüssel loszugehen.

Wenn man genau zusah, entdeckte man, daß ihre Schlachtlinie sich auf beiden Flügeln ein wenig gegen uns her einbog und an einem Hohlweg hinlief, welcher die Straße nach Brüssel senkrecht durchkreuzte. Dieser Weg war links von der Hauptstraße tief eingeschnitten; rechts war er mit großen Stechpalmen- und Buchen-Hecken besetzt, wie man sie häufig in dieser Gegend trifft. Dahinter

waren Massen von Rothröcken aufgestellt, die uns von ihrer gedeckten Stellung aus beobachteten; nach vorn dachte sich die Anhöhe wie ein Wall ab; das war sehr gefährlich. Auf den Flügeln, die sich ungefähr Dreiviertel Stunden weit ausdehnten, stand unzählige Reiterei. Auch oben auf dem Plateau sah man Reiterei, in der Gegend, wo die Heerstraße, nachdem sie über den Hügel weggelaufen ist, sich senkt, ehe sie gegen Mont—Saint—Jean wieder ansteigt; denn man merkte sehr gut, daß sich zwischen der Stellung der Engländer und dem Dorf eine Mulde befand, nicht sehr tief, weil die Federbüsche der Reiterei sichtbar waren, aber tief genug, um eine starke Reserve außerhalb Schußweite auf zustellen.

Ich hatte schon Weißenfels, Lützen, Leipzig und Ligny mitgemacht und begriff nachgerade, worauf es ankommt, warum man lieber diese, als eine andere Stellung nimmt, und ich fand, daß diese Engländer sich an dem Weg sehr gut aufgestellt hatten, um die Hauptstraße zu vertheidigen, und daß die gutgeschützte Aufstellung ihrer Reserven auf dem Plateau ein Beweis von dem großen natürlichen Verstand dieser Leute war.

Indessen schien mir dreierlei vortheilhaft für uns zu sein; diese Engländer mit ihrem Hohlweg und ihren gut gedeckten Reserven standen wie in einem großen Festungswerk. Jedermann weiß aber, daß man in Kriegszeiten alle den Wällen zu nahe liegenden Gebäude rings um die festen Plätze sofort zerstört, um den Feind zu verhindern, daß er sich derselben bemächtigt und darin verschanzt. Nun befand sich aber gerade in ihrem Centrum, an der Heerstraße und dem wallartigen Abhang, eine Meierei wie la Roulette in Vierwinden, nur fünf oder sechsmal größer. Ich sah sie sehr gut von der Anhöhe aus, auf der wir standen; es war ein großes Viereck: die Gebäude, Wohnhaus, Ställe und Scheunen standen im Dreieck gegen die Engländer zu; die andere Hälfte des Vierecks, durch eine Mauer und Wagen schuppen gebildet, mit dem Hof dazwischen, kehrte ihr Dreieck gegen uns her; in der Mauer befand sich auf einer Seite ein kleines Thor, das nach den Feldern hinaus ging, auf der andern ein Hofthor, das auf die Hauptstraße führte. Das Ganze war sehr fest von Backsteinen aufgeführt. Natürlich hatten es die



Engländer wie eine Art Vorwerk stark mit Truppen besetzt; wenn es uns aber gelang, dasselbe zu nehmen, so waren wir ganz nahe bei ihrem Centrum und konnten unsere Angriffskolonnen auf dasselbe werfen, ohne ihrem Feuer lange ausgesetzt zu sein.

Das war das Beste für uns. Die Meierei hieß: la Haie-Sainte, wie wir später erfuhren.

Weiter oben, herwärts von ihrem rechten Flügel, befand sich in einem Grund eine andere Meierei mit einem Wäldchen, die wir auch zu nehmen versuchen konnten. Diese Meierei sah man von da, wo ich stand, nicht, aber sie mußte noch fester sein als la Haie-Sainte, weil sie von einem mit einer Mauer umgebenen Baumgarten und weiterhin von einem Walde gedeckt wurde. Das Feuer aus den Fenstern ging in den Garten, das Feuer aus dem Garten nach dem Wald, das Feuer aus dem Wald auf den Abhang; der Feind konnte sich von einer Stellung in die andere zurückziehen. Das hab' ich zwar nicht mit eigenen Augen gesehen, aber einige Alte schilderten mir später den Sturm auf diese Meierei, die Hougoumont hieß.

Man muß alles erklären, wenn man von einer solchen Schlacht spricht, aber was, man selber gesehen hat, bleibt immer die Hauptsache; man kann sagen: »das hab' ich gesehen! das andere hab' ich nur von ehrlichen Leuten erfahren, sie nicht fähig sind, einen anzuführen und zu belügen.«

Vor ihrem linken Flügel endlich, wo der Weg nach Wavre, einige hundert Schritte von uns entfernt hinlief, befanden sich noch die Meiereien Papelotte und de la Haye, welche von Deutschen besetzt waren, und die kleinen Weiler Smohain, Cheval-de-Bois und Jean-Loo, von denen ich später gern etwas Näheres gewußt hätte, um mir über alles, was vorfiel, Rechenschaft geben zu können. Ich sah die Oertchen damals wohl, aber schenkte ihnen um so weniger Aufmerksamkeit, als sie außerhalb unserer Schlachtlinie rechts lagen, und man dort keine Truppen bemerkte.

Man vergegenwärtige sich nun die Stellung der Engländer uns gegenüber: die Heerstraße nach Brüssel, die mitten durch sie hinzieht, den Hohlweg, der sie deckt, das Plateau mit den Reserven dahinter und die Meiereien von Hougoumont, la Haie-Sainte und

Papelotte, stark befestigt, davor. Man kann sich denken, daß das schwer zu nehmen war.

Alles das betrachtete ich mir morgens sechs Uhr mit der Aufmerksamkeit eines Menschen, der Gefahr läuft, bei einem Unternehmen umzukommen, oder seine Glieder einzubüßen, und der wenigstens wissen will, ob er nicht doch einige Aussicht hat, glücklich davon zu kommen. Zebedäus, der Serschant Rabot der Kapitän Florentin, Busch, kurz jeder warf beim Aufstehen einen Blick nach dem Feind hinüber, ohne etwas zu sagen. Dann sah man sich die großen Infanteriekarrees, die Kürassiere, Dragoner, Jäger- und Uhlanschwadronen ringsum an, welche mitten in den Getreidefeldern kampierten.

Die Angst hatte niemand mehr, daß die Engländer sich zurückziehen könnten; man zündete Feuer an nach Belieben, und überall stieg der dichte Rauch des feuchten Strohs empor; wer noch ein wenig Reis übrig hatte, hing den Kessel über, die andern sahen zu und dachten: »es kommt an jeden die Reihe: gestern hatten wir Fleisch und machten uns lustig über die, die Reis aßen, heute wären wir froh, wenn wir welchen hätten.«

Gegen acht Uhr kamen Wagen mit Munition und Fässern Branntwein. Jeder Soldat erhielt eine doppelte Portion; mit einem Stück Brot dazu hätte man sich begnügen können, aber es fehlte gänzlich an Brot. Nun denke man sich, wie wir drein sahen: das war alles, was wir an diesem Tag bekamen, denn gleich darauf begannen die großen Operationen. Die Regimenter begaben sich zu ihrer Brigade, die Brigaden zu ihren Divisionen, die Divisionen vereinigten sich in Korps. Die Ordonanzoffiziere sprengten mit den Befehlen fort, alles war auf den Beinen.

Unser Bataillon schloß sich der Division Donzelot an, die andern Divisionen hatten nur je acht Bataillone, diese hatte deren neun. Ich habe von unsern Alten oft die vom Kaiser entworfene Schlachtordnung schildern hören:

Neill's Korps stand links von der Straße gegenüber von Hougoumont, Erlon rechts gegenüber von la Haie-Sainte, Ney zu Pferde auf der Heerstraße, Napoleon hinten mit der alten Garde, den

Feldjägern, Uhlanen, Jägern u. s. w. Das ist alles, was ich davon begriffen habe, denn wenn sie von der Bewegung der elf Colonnen, von der Entfernung zwischen den einzelnen Aufstellungen zu sprechen anfangen, und wenn sie alle die Generale einander nach bei Namen nennen, so ist mir's, als hört ich von Dingen reden, die ich nie gesehen habe. Ich will euch lieber einfach das erzählen, dessen ich mich selber noch erinnere. Erstlich erhielten um halb neun Uhr unsere vier Divisionen den Befehl, rechts von der Hauptstraße vorzugehen. Wir waren 15 — 20,000 Mann stark, marschierten in zwei Reihen »bequem's Gewehr« und sanken bis um die Kniee ein, Niemand sprach ein Wort.

Manche Berichte sagen zwar, daß wir ganz lustig gewesen seien und gesungen hätten, aber das ist falsch! Wenn man die ganze Nacht marschieren mußte, ohne Lebensmittel zu fassen, wenn man im Wasser gelegen ist, ohne Feuer aufmachen zu dürfen und dann den Kartätschenkugeln entgegengeht, so vergeht einem die Lust zum Singen; wir waren froh, wenn wir unsere Schuhe wieder aus den Löchern gezogen hatten, in die man bei jedem Schritt versank; das nasse Getreide erkältete einem die Schenkel und die muthigsten, abgehärtetsten Leute sahen verdrießlich drein.

Richtig ist, daß die Regimentsmusiken ihre Märsche spielten, daß die Trompeten und Trommeln, all die Pauken und Posaunen zusammen, eine furchtbare Wirkung hatten, wie immer. Es ist auch wahr, daß all diese Tausende von Menschen in guter Ordnung, raschen Schritts, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter; daß die weißen Reihen der Kürassiere hinter den rothen, braunen und grünen der Dragoner, Husaren und der Uhlanen, deren kleine schwalbenschwanzförmige Fähnchen in der Luft flatterten; daß die reitende Artillerie mit ihren Geschützen zwischen den Brigaden, die bis um die Achse in den Boden sanken — daß all das, wie es so über die Felder hinzog, auf denen kein Halm stehen blieb, einen fürchterlichen Anblick gewährte.

Dazu die Engländer gegenüber in Reih und Glied, und ihre Artilleristen mit brennender Lunte — das war auch etwas, was einem zu denken gab. Aber erheiternd war der Anblick keineswegs, wie

manche Berichterstatter sagen; Leute, welche darauf versessen sind, Kanonenschüsse zu bekommen, sind so ziemlich selten.

Vater Goulden hatte mir allerdings erzählt, daß zu seiner Zeit die Soldaten sangen; aber die waren freiwillig gegangen und nicht gezwungen. Sie schlugen sich um ihre Felder und um die Menschenrechte zu vertheidigen, die ihnen theurer waren, als die Augen in ihrem Kopf; und das war etwas ganz anderes, als wenn man sich für die Frage zu Tod schinden lassen soll, ob man lieber alte oder neue Adelige haben will. Ich hab' nie singen hören, weder bei Leipzig noch bei Waterloo.

Wir marschierten, die Musiken spielten auf höheren Befehl, und wenn diese schwiegen, so herrschte allgemeine Stille. Jetzt waren wir oben an der kleinen Thalsenkung angekommen, tausend bis zwölfhundert Schritt vom linken Flügel der Engländer entfernt. Wir bildeten das Centrum unserer Armee; auf unsern Flanken waren Jäger und Uhlanen aufgestellt.

Man nahm Abstand, man rückte auf, die erste Brigade der ersten Division schwenkte rechts und stellte sich quer über die Heerstraße auf. Unser Bataillon gehörte zur zweiten Division, wir standen also im Vordertreffen mit einer einzigen Brigade der ersten Division vor uns. – Man ließ alle Geschütze vor unserer Front auffahren; die der Engländer erblickte man gegenüber in gleicher Höhe. Fortwährend stießen weitere Divisionen zu uns, es war als ob der Erdboden marschierte. Die Alten sagten: »das sind die Muhlhaud-Kürassiere! dort die Jäger von Lefebvre-Desnoëttes! dort unten das Korps Lobau's!«

Ringsum, so weit das Auge reichte, sah man nichts als Kürasse, Helme, Bärenmützen, Säbel, Lanzen und Bajonette.

»Welch eine Schlachtlinie!« rief Busch, »wehe den Engländern!«

Und ich dachte, wie er; ich glaubte, es werde kein einziger Engländer davon kommen. Man darf wohl sagen, daß wir an diesem Tag Unglück gehabt haben; ohne die Preußen, glaub' ich heute noch, hätten wir alles vertilgt.

Während zwei Stunden, die wir »Gewehr bei Fuß« stehen blieben, hatten wir nicht einmal Zeit, die Hälfte unserer Regimenter und

Schwadronen zu sehen; immer kamen wieder neue. Ich erinnere mich, daß sich nach Verfluß einer Stunde plötzlich auf dem linken Flügel gleich einem Sturm der Ruf erhob: »Es lebe der Kaiser!« daß der Ruf, immer mehr wachsend, näher kam, daß man sich auf den Zehenspitzen hob und den Hals reckte, daß das durch alle Reihen ging, und hinten sogar die Pferde wieherten, als ob sie hätten mitrufen wollen, und daß in diesem Augenblick ein Wirbel von Stabsoffizieren an unserer Front vorüberbrauste; Napoleon befand sich darunter, ich meine auch ihn gesehen zu haben, bin dessen aber nicht gewiß; es ging so schnell und so viele steckten ihre Tschakows auf ihre Bajonette, daß man kaum Zeit hatte, seinen runden Rücken und seinen grauen Ueberrock inmitten der, betreffenden Uniformen zu erkennen. Bis der Hauptmann rief: »zieht an's Gewehr! präsentiert's Gewehr!« war's vorbei.

So sah man ihn beinahe immer, wenn man nicht bei der Garde war. – Als er vorüber war, und der Ruf sich nach rechts hin immer weiter wälzte, meinte Jedermann in zwanzig Minuten werde die Schlacht beginnen. Es dauerte aber viel länger. Man wurde ungeduldig: die Rekruten vom Erlonschen Corps, welches Tags zuvor nicht im Feuer gewesen war, fingen an zu rufen: »vorwärts!« bis endlich der Kanonendonner auf dem linken Flügel begann, und in derselben Sekunde die Bataillonsfeuer und dann die Rottenfeuer folgten. Man sah nichts, es war auf der andern Seite der Straße der Angriff von Hougoumont.

Sofort ertönte der Ruf: »Es lebe der Kaiser!« die Kanoniere unserer vier Divisionen standen bei ihren Geschützen, die von zwanzig zu zwanzig Schritt den ganzen Abhang entlang aufgestellt waren. Beim ersten Kanonenschuß fingen sie an zu laden, ich sehe sie noch auf der ganzen Linie gleichzeitig die Ladung einsetzen, den Ladstock einbringen und die Lunte an ihrem Aermel abstoßen; es war wie Eine Bewegung, und mich überlief's ganz kalt dabei. Die Batteriekommandanten dahinter, beinahe lauter alte Offiziere, kommandierten wie auf der Parade, und wenn die achtzig Geschütze miteinander losgingen, hörte man nichts mehr und das ganze Thal war von Rauch bedeckt.

Nach einer Sekunde hörte man die ruhige Stimme der Alten mitten durch das Ohrensausen auf's neue: »Ladet! Setzt an! Richtet! Feuer!«

Und das ging eine halbe Stunde lang ununterbrochen so fort. Schon sah man einander nicht mehr: aber auf der andern Seite hatten die Engländer das Feuer auch begonnen; das Sausen ihrer Kugeln in der Luft, das trockene Geräusch derselben beim Einschlagen in den weichen Boden und jenes andere Geräusch in den Reihen, wenn die Gewehre zerschmettert und die Leute wie Gliederpuppen und Säcke zwanzig Schritte rückwärts geschleudert werden, oder mit einem Arm oder einem Bein weniger niedersinken, dieses Geräusch vermischte sich mit dem hohlen Sausen; das Zerstörungswerk hatte begonnen.

Manchmal übertönte der Schrei eines Verwundeten den großen Lärm. Auch Pferde ließen ein durchdringendes Wiehern vernehmen; das ist ein furchtbarer Ton, denn diese Thiere sind von Natur wild; es ist ihnen nichts lieber als ein Blutbad, man kann sie fast nicht zurückhalten. Hinter uns hörte man auf eine halbe Stunde weit nichts, als diesen Lärm: die Pferde wollten fort.

Und als man schon längst nichts mehr sah, als die Kanoniere, die wie Schatten in dem Rauch am Rande des Abhangs manövrierten, ertönte plötzlich das Kommando zum Feuereinstellen.

Gleichzeitig ließen sich die kräftigen Stimmen unserer vier Divisionsobersten vernehmen: »Schließt die Kolonne!«

Sämtliche Glieder rückten auf.

»Jetzt kommt's an uns,« sagte ich zu Busch. »Ja!« antwortete er, »wir wollen gut zusammenhalten.«

Der Rauch unserer Geschütze hob sich, und wir sahen die englischen Batterien, welche längs der Hecken am Weg ihr Feuer fortsetzten. Die erste Brigade der Division Alix ging auf der Straße gegen La—Haie-Sainte vor; sie marschierte im beschleunigten Schritt. Hinten erblickte ich den Marschall Ney mit einigen Generalstabsoffizieren. Aus allen Fenstern der Meierei, vom Garten und hinter den Mauern hervor, durch die man Löcher gebrochen hatte, von überall her wurde gefeuert; bei jedem Schritt blieben

einige Mann niedergestreckt auf der Straße liegen. Ney zu Pferd, den großen Hut quer auf dem Kopf, beobachtete das Gefecht von der Mitte der Chaussee aus; ich sagte zu Busch: »Das ist der Marschall Ney; die zweite Brigade wird gleich zur Unterstützung der ersten abmarschieren und dann kommen wir.«

Aber ich täuschte mich; im selben Augenblick erhielt das erste Bataillon der zweiten Brigade den Befehl, rechts von der Straße in Linie vorzugehen, das zweite hinter dem ersten, das dritte hinter dem zweiten, endlich das vierte, wie beim Defilieren. Man hatte keine Zeit, uns in Angriffskolonnen aufzustellen, aber die Aufstellung schien auch so stark genug; wir waren, je 150 bis 200 Mann in der Front, hintereinander, die Hauptleute zwischen den Kompanien, die Majore zwischen den Bataillonen. Nur rissen die Kanonenkugeln statt zwei Mann deren acht auf einmal weg; die hinten konnten nicht schießen, weil die vordern Reihen sie daran hinderten, und später sah man auch, daß man keine Karrees bilden konnte. Daran hätte man vorher denken sollen, aber der Eifer, die Engländer zu werfen und alles rasch zu nehmen, war gar zu groß.

Man ließ unsere Divisionen in derselben Ordnung marschieren: sobald das erste Bataillon vorrückte, folgte ihm das zweite auf dem Fuße nach u. s. w., und da man auf dem linken Flügel abubrechen anfang, sah ich mit Vergnügen, daß wir in die fünfundzwanzigste Reihe kamen und daß die vordern fürchterlich zusammengehauen werden mußten, bis es an uns kam.

Die zwei Divisionen zu unserer Rechten stellten sich gleich Falls in dichten Kolonnen, je dreihundert Schritt von einander, auf. So ging's trotz dem Feuer der Engländer den Abhang hinab; der zähe Boden, in dem man tief einsank, erschwerte unsern Marsch; auf einmal rief alles: »Fällt's Gewehr!«

Beim Hinaufmarsch auf der andern Seite empfing uns die links über der Chaussee aufgestellte Infanterie mit einem Kugelregen. Wären unsere Reihen nicht so dicht gewesen, so hätte uns vielleicht das fürchterliche Feuer zum Stehen gebracht. Es wurde zum Angriff geschlagen, die Offiziere kommandierten: »Führung links,« aber bei dem schrecklichen Feuer schritt man unwillkürlich mit dem rechten

Bein weiter aus, als mit dem linken, so daß wir, bis zu dem mit Hecken besetzten Weg hin, den Abstand vollkommen verloren und unsere Division mit der dritten sozusagen nur noch ein großes volles Viereck bildete.

Jetzt fingen die beiden Batterien an in unseren Reihen auszufegen, die Kartätschen, die hinter den Hecken auf hundert Schritt Entfernung hervorkamen, drangen durch und durch. Es war nur ein Schrei des Entsetzens; man stürzte auf die Batterien los und warf die Rothröcke, die uns aufhalten wollten, über den Haufen.

Bei dieser Gelegenheit sah ich die Engländer zum ersten mal in der Nähe, kräftige, blonde Leute und glatt rasiert, wie ehrbare Philister. Sie vertheidigten sich tapfer, aber wir sind ihnen gewachsen! Es ist nicht unsere, der gemeinen Soldaten, Schuld, wenn sie uns besiegt haben, alle Welt weiß, daß wir so viel Muth und noch mehr bewiesen haben wie sie!

Man hat gesagt, wir seien nicht mehr die Soldaten von Austerlitz, Jena, Friedland und der Moskowa gewesen; das ist richtig! Aber eben, weil die so gut waren, hätte man sie mehr schonen sollen. Wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn sie an unserer Stelle gewesen wären.: Jeder Schuß der Engländer traf, und dies zwang uns, die Glieder aufzulösen: die Menschen sind keine Palisaden, sie wollen sich vertheidigen, wenn man auf sie schießt. Viele waren also einzeln vorangeeilt, als tausende von Engländern in den Gerstenfeldern auftauchten, aus nächster Nähe auf sie schossen und so ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten; jeden Augenblick eilten neue Abteilungen ihren Kameraden zu Hilfe und wir hätten uns auf dem Abhang zerstreut wie ein Ameisenhaufen, wenn nicht plötzlich der Ruf erschollen wäre: »Achtung! die Reiterei!«

Plötzlich sahen wir eine Menge rother Dragoner auf Grauschimmeln einherbrausen wie der Wind; wer Reih und Glied verlassen hatte, wurde ohne Erbarmen zusammengehauen.

Man muß nicht glauben, daß diese Dragoner gegen unsre Kolonnen anstürmten, um sie zu werfen, dazu waren dieselben zu tief und zu dicht; sie galoppierten zwischen den Divisionen hinab, rechts und links alles niedersäbelnd und gegen die Flanken der



Kolonnen ansprengend um sie abzuschneiden, kamen aber damit nicht zu Stande, nur töteten sie uns viele Leute und brachten uns in große Unordnung.

Das war einer der schrecklichsten Augenblicke meines Lebens. Als alter Soldat stand ich auf dem rechten Flügel des Bataillons und sah von weitem, was die Leute vorhatten: sie ritten vorüber, indem sie sich auf ihren Pferden so weit als möglich auslegten, um unsere Reihen zu mähen; ihre Hiebe folgten sich mit Blitzesschnelle und mehr als zwanzigmal glaubte ich, mein Kopf fliege von den Schultern. Zu meinem Glück war Serschant Rabot Flügelmann; ihn traf der fürchterliche Hagel. Er vertheidigte sich bis auf den Tod, bei jedem Hieb schrie er: »Memmen! Memmen!

Sein Blut überströmte mich wie ein Regen. Endlich fiel er. Mein Gewehr war noch geladen, und als ich sah, wie einer der Dragoner, der mich schon von weitem in's Auge gefaßt hatte, sich auslegte, um mir einen Säbelstich zu versetzen, schoß ich ihn hart vor mir nieder. Das ist der einzige Mensch, den ich durch einen Schuß von mir habe fallen sehen.

Zu allem Unglück fing gleichzeitig die englische Infanterie wieder an, auf uns zu feuern, und hatte sogar die Kühnheit, uns mit dem Bajonett anzugreifen. Nur die zwei vorderen Reihen konnten sich vertheidigen. Es war wahrhaft schändlich, wie man uns aufgestellt hatte.

Jetzt wälzten sich die rothen Dragoner und unsere Kolonnen durcheinander in's Thal hinab.

Unsere Division hatte sich noch am meisten gewehrt, denn wir behielten unsere Fahnen, und die beiden andern neben uns hatten zwei Adler verloren.

So kamen wir also wieder hinunter in den Sumpf zwischen den Geschützen durch, die man uns zu Hilfe geschickt hatte und deren Gespanne von den Dragonern niedergesäbelt worden waren. Wir liefen nach allen Seiten, Busch und ich immer miteinander; und erst nach Verfluß von zehn Minuten gelang es, die Leute in einzelnen Abteilungen von allen Regimentern in der Nähe der Chaussee wieder zu sammeln.

Wer sich mit dem Kommando im Krieg befassen will, sollte dergleichen Beispiele stets vor Augen haben und sich wohl besinnen, ehe er Neuerungen einführt, denn diese Neuerungen kommen diejenigen, welche mit dabei sein müssen, theuer zu stehen.

Während wir Athem schöpften, schauten wir uns um und sahen schon die rothen Dragoner den Abhang heraufkommen, um unsere große Batterie von achtzig Geschützen zu nehmen; aber, Gott sei Dank! das Niedergemetzelt werden kam jetzt an sie. Der Kaiser hatte von fern unsern Rückzug gesehen und als die Dragoner heraufkamen, fielen zwei Regimente Kürassiere von rechts, ein Regiment Uhlane von links wie ein Gewitter über sie her und nahmen sie in die Mitte; im Umsehen waren sie überwältigt. Man hörte jeden Hieb auf ihren Kürassen klirren, und die Pferde schnauben; man sah auf hundert Schritte die Lanzen sich heben und senken, die großen Säbel ausholen, die Leute sich niederbeugen, um von unten herauf zu stechen, die Pferde wüthend steigen und mit fürchterlichem Gewieher um sich beißen, und dann die Reiter am Boden unter den Hufen der Rosse den Versuch machen, mit vorgehaltenem Arm sich zu erheben.

Es ist etwas Gräßliches um die Schlachten! – Busch schrie: »munter!« Mir rieselte kalter Schweiß von der Stirne. Andere mit Säbelhieben trockneten das blutüberströmte Gesicht wild lachend ab.

In zehn Minuten waren 700 Dragoner kampfunfähig; ihre Grauschimmel rissen nach allen Seiten hin aus. Einige Hundert kehrten hinter ihre Batterien zurück, aber mancher wankte und klammerte sich an die Mähne seines Pferdes an.

—Sie hatten gesehen, daß es damit nicht getan ist, wenn man über die Leute herfällt, und daß einem auch Dinge begegnen können, auf die man nicht gefaßt ist.

Von dem ganzen abscheulichen Schauspiel ist mir noch am lebhaftesten in Erinnerung, wie unsere Kürassiere, die großen Säbel roth bis an den Korb, lachend zurückkamen, und wie ein dicker Rittmeister mit großem, braunem Schnurrbart uns im Vorbeireiten

freundlich zublinzelte, als wollte er sagen: »Nun! . . . habt ihr's gesehen . . . wir haben sie gehörig heimgeschickt.«

Ja! aber 3000 der unsrigen blieben in diesem Thal! – Und damit war's noch nicht aus, die Kompanien, Bataillone, Brigaden wurden wieder formiert; von La—Haie-Sainte her rollte das Gewehrfeuer, weiter hin, bei Hougoumont, donnerten die Kanonen. Das alles war nur ein kleiner Anfang, die Offiziere sagten: »Es gilt von vorn anzufangen.«

Man hätte meinen sollen, Menschenleben kosten nichts.

Doch man mußte La—Haie-Sainte nehmen, man mußte um jeden Preis den Durchgang auf der Hauptstraße im Centrum des Feindes erzwingen, wie man das Thor einer Festung mitten durch das Feuer der Schanzen und Vorwerke einstößt. Unser erster Angriff war abgeschlagen worden, aber die Schlacht hatte begonnen, man konnte nicht mehr zurück.

Nach dem Kürassier-Angriff brauchte es Zeit bis wir wieder formiert waren. Die Schlacht dauerte bei Hougoumont fort; rechts von uns fing die Kanonade wieder an; man hatte zwei Batterien aufgeführt, um die Chaussee rückwärts von La Haie-Sainte, wo sie auf den Abhang einmündete, zu säubern; jedermann sah, daß sich der Angriff dorthin ziehen werde.

Wir warteten, Gewehr im Arm, bis gegen drei Uhr; da sagte Busch, der sich nach dem Weg hinten umsah, zu mir: »Da kommt der Kaiser!« Auch andere im Glied sagten: »Der Kaiser kommt!«

Der Rauch war so dicht, daß man kaum die Bärenmützen der alten Garde auf dem kleinen Hügel von Rossomme sah. Ich hatte mich auch umgewendet, um den Kaiser zu sehen, aber bald erkannten wir, daß es der Marschall Ney war, der mit fünf oder sechs Generalstabsoffizieren aus dem Hauptquartier kam und im Galopp querfeldein, gerade auf uns zu sprengte. Wir kehrten ihm den Rücken zu. Unsere Majore eilten ihm entgegen und wir hörten sie sprechen, verstanden aber nichts vor dem großen Lärm, der alles übertönte.

Der Marschall ritt sogleich vor die Front unserer beiden Bataillone und zog den Degen. Seit der großen Revue bei Aschaffenburg hatte

ich ihn nicht mehr so in der Nähe gesehen; er sah älter, magerer und knochiger aus, es war aber immer der gleiche Mann; er schaute uns mit seinen hellgrauen Augen an, und es war, als ob er uns alle jäh, jeder meinte, er schaue ihn an. — einen Augenblick darauf deutete er mit seinem Degen nach La Haie-Sainte und rief uns zu: »Das gilt's zu nehmen! . . . Ihr müßt beisammen bleiben . . . das ist der Hauptpunkt der Schlacht, ich werde euch selber führen. Bataillon links um!«

Wir marschierten in beschleunigtem Schritt ab. Auf der Straße ließ man uns Kompanieweise in drei Gliedern marschieren, ich war im zweiten. Der Marschall Ney war vorn, zu Pferd, mit den beiden Majoren und dem Kapitän Florentin; er hatte seinen Degen wieder in die Scheide gesteckt. Die Kugeln pfften zu Hunderten, die Kanonen im Grund von Hougomont brummten derart, links und hinten auf dem rechten Flügel, daß es wie eine große Glocke war, von der man zuletzt nicht mehr die einzelnen Schläge, sondern nur das Summen hört. Bald sank der eine, bald der andere von uns nieder — es ging über ihn weg.

Zwei oder dreimal wandte sich der Marschall um, ob wir festgeschlossen marschierten; da er so ruhig aussah, fand ich es ganz natürlich, daß ich keine Angst hatte; seine Miene flößte allen Vertrauen ein, jeder dachte: »Ney ist bei uns . . . die andern sind verloren.«

Da sieht man so recht die menschliche Dummheit! so zu denken, während so viele unterwegs blieben!

Je näher wir dem großen Gebäude kamen, um so deutlicher konnte man das Gewehrfeuer von dem Kanonendonner unterscheiden, auch sah man das Feuer der Schüsse besser, die aus den Fenstern kamen, und das hohe schwarze Dach darüber im Rauch, und den mit Steinen verschütteten Weg.

Wir kamen an einer Hecke vorüber, hinter der die Schüsse unserer Plänkler prasselten, denn die erste Brigade der Division Alix hatte die Baumgärten nicht verlassen; als sie uns auf der Landstraße vorüberziehen sahen, riefen sie: »Es lebe der Kaiser!« Und da sich jetzt das ganze Feuer der Deutschen auf uns gerichtet, zog der

Marschall Ney seinen Degen und rief mit weithin hörbarer Stimme:  
»Vorwärts!«

Der Marschall sprengte in den Rauch hinein, mit ihm zwei oder drei andere Offiziere. Wir liefen, das Gewehr fertig, alle hintendrein, daß die Patrontaschen auf den Hüften tanzten.

Weit hinten wurde Sturm geschlagen, man sah den Marschall nicht mehr, und erst bei einem Schuppen, welcher den Garten von der Straße trennte, entdeckten wir ihn wieder vor dem Hofthor. Es scheint, daß schon andere diese Thüre hatten einsprengen wollen, denn es lagen Haufen von Todten, von Balken, Pflastersteinen und Schutt davor bis in die Mitte der Straße herein; aus allen Löchern des Gebäudes wurde ein fortwährendes Feuer unterhalten, man erstickte fast in dem qualmenden Pulverdampf.

»Stoßt mir das ein!« rief der Marschall, dessen Gesicht ganz verändert war.

Und alle, unsere fünfzehn bis zwanzig, warfen wir die Gewehre weg, hoben die Balken auf und stießen sie gegen die ächzende Thüre, daß es donnernd widerhallte. Bei jedem Stoß glaubte man, sie falle. Durch die Spalte sah man die Pflastersteine innen hoch aufgehäuft. Sie war durch Kugeln durchlöchert wie ein Sieb. Beim Fallen hätte sie uns zermalmen müssen, aber die Wuth machte uns blind. Wir glichen keinen Menschen mehr: die einen hatten keinen Tschako mehr, die anderen waren abgerissen bis aufs Hemd, das Blut lief ihnen über die Hände und an den Beinen hinab, und zwischen dem Rollen des Kleingewehrfeuers kamen Kartätschenschüsse von dem Abhange herüber, daß die Pflastersteine ringsum splitterten.

Ich blickte um mich, sah aber weder mehr Busch noch Zebedäus, noch sonst Jemand von der Kompanie. Auch der Marschall war fort. Unsere' Wuth verdoppelte sich. Und während die Balken Schlag auf Schlag arbeiteten, während man rasend wurde, daß das Thor nicht nachgeben wollte, brach plötzlich mit dem Ruf: »Es lebe der Kaiser!« ein fürchterlicher Lärm im Hofe los. Jeder begriff, daß unsere Truppen in der Meierei waren; wir warfen schleunigst die Balken weg, er griffen die Gewehre wieder und stiegen durch die Breschen

in den Garten, um zu sehen, wo die anderen eingedrungen waren: auf der hintern Seite der Meierei durch ein Thor, das in eine Scheune führte. Wir drangen hintereinander ein, wie eine Bande Wölfe. Das Innere des alten Gehöftes, voll Stroh- und Heuschobern und mit seinen strohgedeckten Stallungen, glich jenen blutigen Nestern, die der Habicht heimgesucht hat.

Auf einem großen Misthaufen mitten im Hofe wurden die Deutschen unter wildem Fluchen und Schreien nieder gestoßen.

Ich drang auf Gerathwohl mitten durch das Getümmel; da hörte ich rufen: »Joseph, Joseph!« Ich dachte, das ist Busch, der mir ruft und sah ringsum. Im selben Augenblick erblickte ich ihn rechts, vor der Thüre eines Holzstalls, wie er gegen fünf oder sechs der Unsrigen das Bajonett fällte. Zugleich sah ich Zebedäus – denn unsere Kompanie befand sich in dieser Ecke – und rief, während ich Busch zu Hilfe eilte: »Zebedäus!«

Ich theilte das Gedränge und fragte Busch: »Was gibts?«

»Sie wollen meine Gefangenen niedermachen.« Ich stellte mich neben ihn. Die anderen luden in ihrer Wuth die Gewehre, um uns niederzuschießen; es waren Voltigeurs von einem andern Bataillon. Da kam Zebedäus mit mehreren Mann von der Kompanie und ohne zu wissen was vorging, packte er einen der Wüthendsten an der Gurgel und schrie:

»Ich heiße Zebedäus, Serschant im sechsten leichten . . . Wir sprechen uns nach dem Treffen.«

Jetzt entfernten sich die andern, und Zebedäus fragte mich: »was gibt's Joseph?«

Als ich ihm sagte, wir hätten Gefangene, wurde er bleich vor Zorn über uns; aber beim Eintritt in den Holzstall er blickte er einen alten Major, der ihm schweigend den Säbel übergab, und einen Soldaten, welcher auf deutsch rief: »laßt mir das Leben, Franzosen, nehmt mir das Leben nicht!«

Es war ergreifend in einem Augenblick, wo das Jammergeschrei derer, die man tödtete, noch den ganzen Hof erfüllte.

Zebedäus sagte: »gut . . . ihr seid meine Gefangenen,« ging wieder hinaus und machte die Thüre zu. Wir wichen nicht mehr von

der Stelle, bis man zur Sammlung schlug. Dann, nachdem die Mannschaft wieder in Reih und Glied stand, meldete Zebedäus dem Kapitän Florentin, daß wir einen Major und einen Soldaten zu Gefangenen gemacht hätten. Man ließ sie herauskommen, sie schritten ohne Waffen über den Hof und wurden mit drei oder vier andern in ein Zimmer zusammengesperrt; das war alles, was von den zwei Bataillonen Nassauer übrig blieb, welche mit der Vertheidigung von La Haie-Sainte beauftragt waren.

Während dies vorging, waren zwei andere Bataillone Nassauer, welche ihren Kameraden zu Hilfe eilen wollten, draußen von unsern Kürassieren niedergemacht worden, so daß in diesem Augenblick der Sieg unser war. Wir waren Herren des wichtigsten Vorwerks der Engländer, konnten den Hauptangriff auf das Centrum beginnen, dem Feind die Straße nach Brüssel abschneiden und ihn in den unwegsamen Wald von Soignes werfen. Es hatte Mühe gekostet, aber die Hauptsache war getan. Zweihundert Schritte von der Schlachtlinie der Engländer entfernt, konnten wir aus einer gut geschützten Stellung über sie herfallen, und ohne uns zu rühmen, glaube ich, daß wir mit dem Bajonett und von unserer Reiterei gut unterstützt, ihre Linien durchbrochen hätten; wenn man sich recht zusammennahm, brauchte man nicht mehr als eine Stunde, um damit fertig zu werden.

Aber während wir voller Freude waren, während Offiziere, Soldaten, Tamboure, Trompeter und alle durcheinander zwischen den Schutthaufen standen, um ein wenig auszuruhen und Athem zu schöpfen, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, die Preußen kommen und fallen uns in die Flanke, wir müssen zwei Schlachten liefern, eine in der Fronte, eine auf dem rechten Flügel, und seien in Gefahr von einer doppelten Uebermacht umzingelt zu werden.

Das war eine schreckliche Nachricht, und nur einige ganz verrückte Bursche meinten: »um so besser, laßt die Preußen kommen, so können wir sie alle zusammen vernichten!«

Leute aber, die den Kopf nicht verloren hatten, begriffen sofort, wie fehlerhaft es gewesen war, unsern Sieg bei Ligny nicht besser zu benützen, und die Preußen während der Nacht ruhig abziehen zu

lassen, ohne sie durch die Reiterei zu verfolgen, wie man es immer macht. Man kann keck behaupten, daß dieser große Fehler der Grund unseres Mißgeschicks bei Waterloo war. Der Kaiser hatte zwar am andern Mittag den Marschall Grouchy mit 32,000 Mann ausgeschiedt, um die Preußen aufzusuchen, aber das war viel zu spät; sie hatten während dieser 15 Stunden Zeit gehabt sich wieder zu formieren, einen Vorsprung zu gewinnen und sich mit den Engländern ins Vernehmen zu setzen. Man muß wissen, daß die Preußen am Tag nach der Schlacht bei Ligny noch 90,000 Mann beisammen hatten, worunter 30,000 Mann frische Truppen und 275 Kanonen. Mit einer solchen Armee konnten sie thun, was ihnen beliebte; sie konnten sogar dem Kaiser eine zweite Schlacht liefern; es beliebte ihnen aber, uns in die Flanke zu fallen, während wir die Engländer uns gegenüber hatten. Das ist so klar und einfach, daß man nicht begreift, wie es noch Leute gibt, die es erstaunlich finden. Blücher hatte uns schon bei Leipzig denselben Streich gespielt, und jetzt spielte er ihn uns nochmals, indem er sich von Grouchy, der weit hinten drein kam, ruhig verfolgen ließ, Konnte Grouchy ihn zwingen, umzukehren und ihm entgegenzugehen, wenn Blücher vorwärts gehen wollte? konnte er ihn hindern, dreißig oder vierzigtausend Mann zurückzulassen, um die Truppen, die ihn verfolgten aufzuhalten, und mit dem Rest Wellington zu Hilfe zu eilen?

Unsere ganze Hoffnung beruhte darauf, daß man Grouchy den Befehl zugeschickt hatte, zu uns zu stoßen und daß er hinter den Preußen drein kommen werde; aber der Kaiser hatte ihm diesen Befehl nicht zugeschickt.

Ihr könnt euch wohl denken, daß solche Gedanken nicht uns einfachen Soldaten kamen, sondern unsern Offizieren und Generalen; unsreiner verstand nichts davon, wir waren wie unschuldige Kindlein, die nicht ahnen, daß ihr Stündlein geschlagen hat.

Ich hab' euch nun alles gesagt, was ich denke, und jetzt will ich euch das Weitere von der Schlacht erzählen, was ich selber gesehen habe, damit jeder soviel davon weiß als ich.





## XXI.

Kaum war die Nachricht von der Ankunft der Preußen eingetroffen, so wurde zur Sammlung geschlagen; die Bataillone ordneten sich wieder, das unsrige blieb mit einem andern von der Brigade Quiot zur Bewachung von La Haie-Sainte zurück, die übrigen zogen ab, um sich mit dem Korps des Generals Erlon zu vereinigen, welcher aufs neue vom Thal aus vorging und die Engländer links abzuschneiden suchte. Unsere beiden Bataillone beeilten sich, die Thore und Breschen so gut wie möglich mit Balken und Pflastersteinen wieder zu verrammeln; hinter allen Löchern, welche der Feind nach dem Garten und der Straße hinaus gemacht hatte, stellte man Leute auf.

Ueber einem Stall in der Ecke der Meierei, 1000 bis 1200 Schritt von Hougoumont entfernt, wurden Zebedäus, Busch und ich mit dem Rest der Kompanie postiert.

Noch sehe ich die Reihe von Löchern, welche die Deutschen in Mannshöhe durch die Mauer gebrochen hatten, um den Garten zu vertheidigen. Von diesem erhöhten Standpunkt aus übersahen wir unsere Schlachtordnung, die Hauptstraße von Brüssel nach Charleroi, und an derselben, ziemlich weit von einander entfernt, die kleinen Meiereien Belle—Alliance, Rojsomme und Gros—Caillou, die alte Garde, die, Gewehr im Arm, quer über die Chaussee stand, das Hauptquartier auf einer kleinen Höhe linker Hand, und weiterhin in derselben Richtung, hinter der Schlucht von Planchenois, weißen Rauch, der sich über den Bäumen ausbreitete und fortwährend erneuerte: das war der Angriff des ersten preußischen Korps.

Wir erfuhren später, daß der Kaiser ihnen 10,000 Mann unter dem Befehl Lobau's entgegengeschickt hatte. Der Kampf hatte begonnen; aber die alte und die junge Garde, die Milhaud- und die Kellermann- Dragoner und die Jäger von Le febvre—Desnoettes, kurz unsere ganze prächtige Kavallerie blieb in ihrer Stellung; die große, die eigentliche Schlacht war immer die gegen die Engländer.

Wie viele Gedanken kamen einem im Anblick dieses große artigen Schauspiels und dieser ungeheuren Ebene, welche der Kaiser im

Geiste, besser als wir mit leiblichen Augen, sehen mußte! Wir wären Stunden lang hier stehen geblieben, wenn nicht der Hauptmann Florentin plötzlich heraufgekommen wäre.

»Nun, was macht ihr denn da!« rief er; »sollen wir die Straße vielleicht gegen die Garde vertheidigen? macht vorwärts! . . . brecht Löcher in die Mauer auf der Seite des Feindes.«

Wir nahmen die Hacken und Hauen auf, welche die Deutschen auf dem Boden hatten liegen lassen, und schlugen Löcher in die Giebelmauer. Das brauchte keine Viertelstunde, und von da sah man den Kampf bei Hougoumont; die Gebäude in Flammen, die Granaten, die jeden Augenblick im Schutt zerplatzten, die schottischen Jäger, welche in dem Weg hinten lagen, und rechts von uns ganz in der Nähe, kaum zwei Büchschüsse weit, die Engländer, im Begriff ihr Vordertreffen nach dem Zentrum zurückzuziehen und ihre Geschütze, welche unsere Plänkler zu demontieren anfangen, weiter hinaufzuführen. — Aber der Rest ihrer Schlachtlinie rührte sich nicht, sie hatten rothe und schwarze Karrees schachbrettförmig, die einen vor, die andern hinter dem Hohlweg aufgestellt; diese Karrees kehrten einander die Ecken zu; um sie anzugreifen, mußte man durch ihr Kreuzfeuer hindurch; ihre Geschütze blieben am Rand des Hügels aufgestellt; weiter hinten, in dem Einschnitt des Abhangs von Mont—Saint—Jean, wartete die Kavallerie.

Die Stellung dieser Engländer schien mir noch stärker, als am Morgen; und da wir schon nichts gegen ihren linken Flügel ausgerichtet hatten, und die Preußen uns jetzt in die Flanke fielen, so kam mir zum erstenmal der Gedanke, daß es doch nicht so ganz sicher sei, ob wir die Schlacht gewinnen. Ich stellte mir die Schrecken der Flucht vor — falls wir unglücklicherweise verlieren sollten — zwischen zwei Armeen, die eine gegenüber, die andere in der Flanke, ich dachte an einen zweiten Einfall des Feindes in Frankreich, an die Kontributionen, die Belagerungen der Festungen, die Rückkehr der Emigrierten und an ihre Rache.

Ich spürte, daß ich bei diesem Gedanken ganz blaß wurde.

Im selben Augenblick erhob sich hinter uns der tausend stimmige Ruf: »es lebe der Kaiser!« Busch war neben mir in der Ecke des Speichers, er schrie mit den andern: »es lebe der Kaiser!« und wie ich mich über ihn hinbeugte, sah ich unsere Kavallerie vom rechten Flügel, Milhaud—Kürassiere, Garde—Uhlane und Jäger, mehr als 5000 Mann, im Trab vorrücken; sie ritten schräg über die Straße weg und gingen zwischen Hougoumont und La Haie-Sainte in das Thal hinab. Es war klar, daß sie die englischen Vierecke angreifen wollten und daß unser Schicksal auf dem Spiele stand.

Die englischen Artillerieoffiziere kommandierten mit einer so durchdringenden Stimme, daß man sie durch den Lärm und die unzähligen Hochrufe hindurch vernahm.

Es war ein furchtbar schöner Anblick, als unsere Kürassiere ins Thal hinabstürmten: wie ein Gießbach, wenn der Schnee schmilzt, und die Tausende von Eisschollen in der Sonne funkeln. Die Pferde mit den großen blauen Mantelsäcken griffen aus wie Hirsche und stampften den Boden; die Trompeten schmetterten wild in das dumpfe Getöse, und im Augenblick, da sie vorüberzogen, erbehte unser alter Schuppen von der ersten Kartätschensalve. Der Wind kam von Hougoumont her und füllte alle Löcher mit Rauch, wir beugten uns hinaus: Schlag auf Schlag kam eine zweite und Dritte Salve.

Ich sah durch den Rauch, wie die englischen Kanoniere ihre Geschütze verließen und mit den Gespannen flohen; und fast gleichzeitig sprengten unsere Kürassiere gegen die Karrees an, deren Feuer dem Abhang entlang im Zickzack aufblitzte. Man hörte nichts mehr als einen großen Lärm, Wehklagen, endloses Klirren, Wiehern, von Zeit zu Zeit eine Salve; dann neues Geschrei, neuen Lärm, neues Aechzen. Und durch den dicken Rauch, der die Meierei umqualmte, sprengten, gleich Schatten, Dutzende von Pferden mit fliegender Mähne, und manche schleiften den Reiter, der sich im Steigbügel gefangen hatte.

Das dauerte über eine Stunde.

Nach den Milhaud—Kürassieren kamen die Uhlane Le febvre's, nach den Uhlane die Kürassiere Kellermann's; nach diesen die

Garde—Grenadiere zu Pferd und nach den Grenadieren die Dragoner . . . Das alles ging im Trab den Hügel hinauf und stürmte mit gezücktem Säbel und unter dem donnernden Ruf: »es lebe der Kaiser!« auf die Vierecke ein. Bei jedem neuen Angriff glaubte man, sie müßten alles zermahlen; aber wenn die Trompeten zur Sammlung bliesen, wenn die Schwadronen in buntem Durcheinander, von Kartätschenkugeln verfolgt, im Galopp zurückritten, um sich am Ende des Plateaus wieder zu formieren, so sah man immer die großen rothen Linien wie Mauern unbeweglich in dem Rauche stehen.

Diese Engländer waren wahrhaftig gute Soldaten. Freilich wußten sie, daß Blücher ihnen mit 60,000 Mann zu Hilfe eilen würde, und dieser Gedanke mußte ihnen natürlich Muth machen.

Trotzdem hatten wir doch bis gegen sechs Uhr, etwa die Hälfte ihrer Carrés zerstört; dann aber vermochten die von mehr als zwanzig Angriffen in diesem fetten, von Regen durchweichten Boden, erschöpften Pferde unserer Kürassiere, nicht mehr über die Haufen von Leichen vorwärts zu kommen.

Und nun kam die Dunkelheit! Das weite Schlachtfeld hinter uns wurde leer! Bald war die ganze weite Ebene, in der wir am vergangenen Abend campiert hatten, verlassen; und dort unten blieb die alte Garde, das Gewehr im Arm; die Andern waren abgezogen, entweder nach rechts, den Preußen entgegen, oder sie standen gegen die Engländer im Feuer.

Wir sahen uns voller Schrecken an.

Es war fast schon dunkel, als der Capitain Florentin auf der Leiter erschien, beide Hände auf den Fußboden legte und uns mit feierlichem Ernste zurief: »Füsiliere, die Stunde ist da, wo wir siegen oder sterben müssen.«

Ich erinnerte mich, daß diese Worte in der Proclamation des Kaisers vorgekommen waren, wir eilten Alle hinunter. – Es war noch nicht ganz Nacht, aber der verwüstete Hof war grau und die Todten auf dem Düngerhaufen und längs der Mauer waren kalt.

Der Capitain ordnete uns auf der rechten Seite des Hofes; der Commandant des andern Bataillons rangierte seine Leute links;

unsere Trommeln rasselten zum letzten Mal in dem alten Gebäude, dann verließen wir es durch die kleine Thür hinten im Garten; wir mußten uns Einer nach dem Andern bücken, um hindurch zu kommen. Draußen war die Gartenmauer von allen Feinden gesäubert. Längs der Trümmerhaufen saßen die Verwundeten und verbanden sich die zerschmetterten Glieder. Auch eine Marketenderin hielt sich mit ihrem Wagen und ihrem Esel in diesem Winkel; ein großer Strohhut hing ihr über den Rücken, ich begriff nicht, was die Unglückliche noch dort wollte. Die Pferde, halbtodt vor Müdigkeit, mit hängenden Köpfen, mit Koth und Blut bespritzt, glichen nur noch alten Mähren. Wie anders war es am Morgen gewesen! Zwar waren die Compagnien schon in Unordnung angekommen, aber es waren doch noch Compagnien. Jetzt aber, es war eine allgemeine Auflösung, wir waren beinahe schon wieder in demselben Zustande, wie vor zwei Jahren bei Leipzig. Nur die Reste unserer beiden Bataillone bildeten noch eine ordentliche Linie, und, um die Wahrheit zu gestehen, auch über uns kam die Verwirrung.

Wenn ein Mann seit dem Abend vorher nicht gegessen, den ganzen Tag aber gekämpft hat, dann kommt in der Nacht, wenn alle Kräfte erschöpft sind, mit der Pein des Hungers auch die Furcht in seine Seele, selbst der Muthigste verliert die Hoffnung, daher schreiben sich all unsere großen, unglücklichen Rückzüge.

Und trotzdem waren wir noch nicht geschlagen, denn noch hielten sich die Kürassiere auf dem Plateau und plötzlich erhob sich jetzt von allen Seiten, mitten im größten Tumult, mitten im Donner der Kanonade der Ruf: » Die Garde kommt!«

Ja, freilich, die Garde kam, sie kam endlich. Schon von weitem sahen wir ihre gewaltige Bärenmützen in fester Ordnung anrücken. Wer niemals die Garde auf dem Schlachtfelde vorrücken sah, der kann auch nicht wissen, welches Vertrauen der Soldat in solch ein auserwähltes Corps setzt, welche Achtung, welchen Muth, welche neue Kraft ihm damit kommt. Die Soldaten der alten Garden waren fast nur ehemalige Bauern aus der Zeit vor der Republik, Männer von mindestens 6 Fuß 5 Zoll Höhe, mager, aber stark. Sie hätten ehemals für ihr Schloß oder ihr Kloster die Karre geführt, sie waren einst mit

dem ganzen Volk in Masse auf gestanden und waren dann nach Deutschland, Holland, Italien, Egypten, Polen, Spanien und Rußland marschirt, zuerst unter Kleber, dann unter Hoche und Marceau und endlich unter Napoleon, der sie mit der größten Schonung behandelte und ihnen sehr hohen Sold gab.

Sie hielten sich für eine Art großer Gutsbesitzer, die ihr Gut vertheidigen und immer mehr vergrößern mußten. Das gab ihnen ein gewisses Ansehen, es war ihr eigenes Gut, das sie vertheidigten. Sie kannten weder Eltern, noch Verwandte, noch Landsleute mehr, sie kannten nur noch den Kaiser, der ihr Gott war; und schließlich hatten sie den König von Rom an Kindesstatt angenommen, der alles mit ihnen erben, sie verhalten und im Alter versorgen sollte. Man hat nie was Aehnliches gesehen, sie waren an's Marschiren, an's Exerzieren, an's Laden, Schießen und Bajonettfechten so gewöhnt, daß es eigentlich ganz von selber ging, sobald es nöthig war. Wenn sie sich, Gewehr im Arm, vorwärts bewegten mit ihren großen Mützen, ihren weißen Westen und ihren Gamaschen, sahen sie alle einander gleich; man sah wohl, daß es der rechte Arm des Kaisers war, der sich vorwärts bewegte. Wenn es in den Gliedern hieß: »Die Garde greift an!« so war's als ob man sagte: »Die Schlacht ist gewonnen!«

Aber in diesem Augenblick, nach dem großen Gemetzel, nach den schrecklichen, immer wieder abgeschlagenen Angriffen und im Anblick der Preußen, die uns in die Flanke fielen, sagte man sich wohl: »Das ist der Hauptschlag!« Man dachte aber auch: »Wenn er fehl schlägt, ist alles verloren!«

Darum sahen wir alle so voll Erwartung die Garde auf der Heerstraße im Schritt anmarschiren. – Wieder war es Ney, der sie führte, wie er auch die Kürassiere zum Angriff geführt hatte; der Kaiser wußte wohl, daß niemand die Garde besser führen konnte, als Ney, nur hätte er sie eine Stunde früher schicken müssen, während unsere Kürassiere noch an den Karrees waren, dann wäre alles gewonnen gewesen. Aber der Kaiser liebte seine Garde, wie Fleisch von seinem Fleisch; wenn er sie fünf Tage später in Paris gehabt hätte, wären Lafayette und Genossen nicht lange in ihrer Kammer geblieben, um ihn abzusetzen; aber er hatte sie nicht mehr.

Darum also hatte er so lange gewartet, bis er sie schickte; er hoffte, daß die Reiterei unter Ney's Führung alles werfen, oder Grouchy dem Donner der Kanonen nachgehen und mit seinen 32,000 Mann kommen werde, die er dann statt der Garde verwenden könne, weil man 30 oder 40,000 Mann immer wieder durch Konskription ersetzen kann, während man, um eine solche Garde zu bekommen, mit fünfundzwanzig Jahren anfangen und fünfzig Siege davon tragen muß: das Beste, Stärkste, Härteste, was übrig bleibt, ist dann die Garde.

Sie kam also! . . . wir sahen sie. Ney, der alte Friant und drei oder vier andere zogen voraus. Man sah nur noch dies; das übrige, die Kanonenschüsse, das Gewehrfeuer, das Aechzen der Verwundeten, alles war wie vergessen. Aber das dauerte nicht lange, denn die Engländer merkten auch, daß dies der Hauptschlag war, und zogen schleunigst ihre sämtlichen Streitkräfte zusammen, um ihn aufzufangen.

Auf unserm linken Flügel war das Schlachtfeld so gut wie leer; man schoß nicht mehr, sei's, weil die Munition aus gegangen war, oder weil der Feind seine Aufstellung veränderte. Rechts dagegen, Frichemont zu, verdoppelte sich die Kanonade, die ganze Schlacht schien sich dorthin gezogen zu haben; man wagte aber nicht, sich zu sagen: »das sind die Preußen, die uns angreifen, eine Armee mehr, die heranzieht, um uns zu erdrücken.« Nein, dieser Gedanke war zu schrecklich, als plötzlich ein Generalstabsoffizier wie ein Blitz vorübersprengte und rief: »Grouchy . . . der Marschall Grouchy kommt.«

Im gleichen Augenblick bogen die vier Bataillone der Garde links von der Straße ab, um hinter dem Baumgarten den Abhang hinaufzugehen und den Angriff zu beginnen.

Wie oft seit fünfzig Jahren hab' ich mir diesen nächtlichen Angriff ins Gedächtnis zurückgerufen, und wie oft hab' ich ihn von andern schildern hören! Wenn man das so hört, meint man, die Garde sei allein gewesen, habe sich wie eine Reihe Palisaden vorwärts bewegt und das Kartätichenfeuer allein ausgehalten. Das alles ging aber in der größten Verwirrung vor sich; bei dem furchtbaren Angriff war



unsere ganze Armee: die Trümmer des linken Flügels und des Zentrums, alles was von der, durch einen sechsstündigen Kampf erschöpften Reiterei übrig war, alles was sich noch auf den Füßen halten und den Arm heben konnte; war die Infanterie Reilles, die sich auf dem linken Flügel konzentrierte, waren wir um La Haie-Sainte herum — kurz alles, was noch, lebte und nicht niedergemetzelt werden wollte.

Und wenn man sagt, wir hätten einen panischen Schrecken gehabt und uns wie Feiglinge geflüchtet, so ist es nicht wahr! Als sich das Gerücht verbreitete, Grouchy komme, erhoben sich sogar die Verwundeten und stellten sich wieder in Reih und Glied; es war als ob ein Hauch die Todten wieder belebt hätte: all' die Unglücklichen, die hinter La Haie-Sainte nieder gestreckt lagen mit verbundenem Kopf, Arm oder Bein, in zerfetzten blutigen Kleidern, alles was noch einen Fuß vor den andern setzen konnte, schloß sich der Garde an, als sie an der durchschossenen Gartenmauer vorbeimarschierte und jeder biß seine letzte Patrone ab.

Man schlug zum Angriff, und unsere Kanonen fingen wieder an zu donnern; auf dem Hügel aber war alles still; ganze Reihen englischer Kanonen standen verlassen da, man glaubte die Feinde seien abgezogen, und erst als sich die Bärenmützen über das Plateau erhoben, kündigten uns fünf oder sechs Kartätschensalven an, daß wir erwartet wurden.

Jetzt wurde es uns klar, daß diese Engländer, Deutschen, Belgier und Hannoveraner, all' die Korps, die wir seit dem Morgen zusammengesäbelt und niedergemetzelt, sich weiter rückwärts wieder gesammelt hatten, und daß es galt sie zu überwältigen. Da zogen sich viele der Verwundeten zurück, und die Garde, auf die der volle Guß niederstürzte, rückte mitten durch Gewehr- und Kartätschenfeuer beinahe allein vor und warf alles über den Haufen; aber sie schloß sich enger und enger zusammen und verminderte sich sichtlich. Nach Verfluß von zwanzig Minuten waren allen berittenen Offizieren die Pferde unter dem Leib zusammengeschossen; jetzt machte sie Halt — vor einem so fürchterlichen Musketenfeuer, daß wir, 200 Schritt weiter hinten,

unsere eigenen Schüsse nicht mehr hörten und glaubten die Zündpfannen blitzten ab.

Zulegt erhob sich die ganze Masse von Feinden in der Fronte, zur Rechten und zur Linken und fiel, die Reiterei auf den Flanken, über uns her, die vier Gardebataillone, von 3000 Mann auf 1200 reduziert, konnten einem solchen Anprall nicht widerstehen, sie wichen langsam zurück; und wir wichen ebenfalls zurück, indem wir uns mit Schüssen und mit dem Bajonett vertheidigten.

Wir hatten furchtbarere Kämpfe gesehen, dieser aber war der letzte.

Als wir am Rand des Plateaus ankamen, um wieder hinabzugehen, herrschte auf der ganzen, schon in Dunkel gehüllten Ebene drunten die tollste Flucht; alles löste sich auf und suchte das Weite, die einen zu Fuß, die andern zu Pferd; ein einziges Gardebataillon im Viereck bei der Meierei aufgestellt, und drei andere Bataillone, weiter zurück mit einem andern Viereck der Garde bei der Einmündung des Wegs von Planchenois, standen unbeweglich wie Gebäude inmitten einer Ueberschwemmung, die alles andere mit fortreißt!

Husaren, Jäger, Kürassiere, Artillerie, Infanterie, alles rannte durcheinander auf der Straße oder quer über die Felder, wie ein Heer fliegender Barbaren. Ueber der Schlucht von Planchenois war der Himmel vom Gewehrfeuer erhellt; das einzige Gardeviereck hielt noch Stand gegen Bülow und hinderte ihn, uns die Straße abzuschneiden; näher gegen uns her aber kamen andere Preußen—Reiterei – in's Thal herab wie ein Fluß, der sich über seine Schleußen ergießt. Der alte Blücher war eben auch mit 40,000 Mann angekommen, rollte unsern rechten Flügel auf und trieb ihn vor sich her.

Was soll ich euch noch sagen? Es war wie eine Wasserfluth . . . wir waren von allen Seiten umzingelt, die Engländer trieben uns in's Thal zurück, und im Thal kam Blücher angerückt; unsere Generale, Offiziere, der Kaiser selber hatte kein anderes Rettungsmittel mehr, als sich in ein Karree zu begeben. Und da sagt man, wir, wir armen unglücklichen Soldaten hätten einen panischen Schrecken bekommen! Das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit.

Ich lief mit Busch und fünf oder sechs andern Kameraden der Meierei zu; Granaten platzten rings um uns, und wir kamen halb verrückt in der Nähe der Straße an, auf der Bereits Engländer spornstreichs und mit dem Ruf vorüberritten: »kein Quartier! kein Quartier!«.



In diesem Augenblick schickte sich das Viereck der Garde zum Rückzug an; es gab nach allen Seiten hin Feuer, um die Unglücklichen zu vertreiben, die sich hineinretten wollten; nur Offiziere und Generale konnten sich mit demselben flüchten.

Nie, und wenn ich tausend Jahr alt würde, vergesse ich das ungeheure, unaufhörliche Geschrei, welches das Thal auf eine Stunde weit erfüllte, und ganz in der Ferne den Grenadiermarsch, der gleich der Sturmglocke bei einer Feuersbrunst ertönte; aber es klang noch viel furchtbarer, es war der letzte Ruf Frankreichs, dieses muthigen und stolzen Volkes, es war die Stimme des Vaterlandes, welche rief: »Hierher, meine Kinder; ich sterbe!« Nein ich kann euch das nicht schildern! . . . Diese dumpfen Trommelschläge der alten Garde, mitten in unserem Unglück, hatten etwas Rührendes und Schreckliches zugleich.

Ich schluchzte wie ein Kind; Busch zog mich mit sich fort, ich aber rief: »laß mich Johann . . . wir sind verloren . . . wir haben alles verloren!« . . .

Der Gedanke an Katherine, an Herrn Goulden, an Pfalzburg kam mir nicht. Heute noch nimmts mich Wunder, daß wir auf dem Wege, wo eine Menge Preußen und Engländer an uns vorüberritten, nicht hundertmal niedergehauen wurden; sie hielten uns vielleicht für Deutsche, vielleicht eilten sie auch dem Kaiser nach, denn alle hofften ihn zu fangen.

Gegenüber von der kleinen Meierei Rossomme mußte man rechts in's Feld einbiegen: hier hielt noch das letzte Karree der Garde den Preußen Stand; aber nicht mehr lange, zwanzig Minuten später überschwemmten die Feinde die Straße; die preußischen Jäger machten sich truppweise auf, um alle die, welche vom Weg abgingen oder zurückblieben, aufzufangen. Die Straße war eine förmliche Brücke, wer ihr nicht folgte, stürzte in den Abgrund.

Am Eingang der Schlucht hinter dem Wirthshaus von Passe—Avant sprengten preußische Husaren auf uns ein. Sie waren nur zu fünft oder sechst und forderten uns auf, uns zu ergeben; hätten wir jedoch das Gewehr umgedreht, so hätten sie uns zusammengesäbelt. Wir schlugen also an, und da sie sahen, daß wir

nicht verwundet waren, ritten sie weiter; dies zwang uns, wieder auf die Straße zurückzugehen, auf der sich Lärm und Geschrei wenigstens zwei Stunden weit hinzog. Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Ambulanz- und Gepäckwagen wälzten sich in wildem Durcheinander heulend, peitschend, wiehernd und weinend auf derselben hin. Selbst bei Leipzig sah ich nichts Aehnliches; der Mond stieg über dem Wald hinter Planchenois auf, er beleuchtete die Masse von Tschakos, Bärenmützen, Helmen, Säbeln, Bajonetten, umgestürzten Wagen und zurückgelassenen Kanonen; von Minute zu Minute wuchs die Verwirrung. Ein Wehgeheul ertönte von einem Ende des Zugs bis zum andern, es hob und senkte sich an den Abhängen hin und verlor sich zuletzt in der Ferne wie ein Seufzer. Das Traurigste aber war das Jammergeschrei der Weiber, — jener Unglücklichen, die den Armeen folgen —, wenn sie im Gedränge mit ihren Karren über die Böschung hinuntergeworfen wurden: sie stießen Klagelaute aus, die den ungeheuren Lärm übertönten, aber Niemand wandte nur den Kopf um, nicht ein Mann stieg hinab, um ihnen die Hand zu reichen. — Jeder für sich! ich zermalme dich, um so schlimmer; ich bin der Stärkere. — Du schreist, . . . das ist mir eins! . . . Achtung! . . . ich bin zu Pferde . . . ich trabe zu . . . Platz . . . wenn nur ich mich rette . . . die andern machen's wie ich! — Platz, der Kaiser kommt! . . . Platz, der Marschall kommt! . . . der Stärkere erdrückt den Schwächern . . . nur noch die Stärke gilt in der Welt! — Vorwärts! . . . Vorwärts! . . . Mögen die Kanonen alles zermalmen, wenn man sie nur rettet! die Kanonen sind nicht mehr fortzubringen . . . laßt uns ausspannen, die Stränge abschneiden, auf die Pferde sitzen, die uns weiter tragen! . . . laßt sie laufen, was sie können, dann mögen sie verrecken. — Was liegt uns weiter daran? Wenn wir nicht die Stärkern sind, nun so kommt die Reihe erdrückt zu werden an uns, wir werden schreien, und man wird sich um unser Geschrei auch nicht kümmern. Rette sich wer kann . . . es lebe der Kaiser! . . . — Aber der Kaiser ist todt!

Jedermann glaubte, der Kaiser sei mit der alten Garde gestorben: man fand es ganz natürlich. — Reihen preußischer Reiter ritten vorüber und riefen, den Säbel schwingend: »Hurrah!« Es sah aus als

eskortierten sie uns; sie säbelten Alles nieder, was sich von der Straße entfernte, sie machten keine Gefangenen und griffen auch die Hauptkolonne nicht an; einige Schüsse wurden rechts und links auf sie abgefeuert. Hinten weit in der Ferne sah man eine rothe Flamme in die Nacht aufsteigen; die Meierei von Caillou brannte.

Man beschleunigte den Schritt; von Müdigkeit, Hunger, Verzweiflung gequält, wünschte man sich den Tod, und doch hielt einen die Hoffnung, sich retten zu können, aufrecht. Busch sagte im Marschiren: »Joseph laß uns aushalten! ich werde: dich nie verlassen.« Ich aber antwortete: »Wir werden zusammen sterben . . . ich ertrag's nicht länger . . . es ist zu schrecklich . . . es ist besser, wir legen uns nieder.«

»Nein! . . . immer vorwärts,« sagte er, die Preußen machen keine Gefangenen, sie hauen erbarmungslos alles nieder, wie wir bei Ligny.«

Fortwährend folgten wir der Richtung der Straße mit tausend andern, welche niedergeschlagen und todmüde sich doch immer wieder in Masse umwandten und zusammenschlossen, um Feuer zu geben, wenn eine preußische Schwadron zu nah heran kam. Wir waren noch die Stärksten und Standhaftesten. Von Zeit zu Zeit stießen wir auf verlassene Lafetten, Kanonen und Pulverwagen; die Gräben rechts und links lagen voller Tornister, Patrontaschen, Gewehre und Säbel: man hatte Alles weggeworfen, um schneller laufen zu können!

Das Schrecklichste aber waren die großen Ambulanzwägen, die vollgepfropft mit Verwundeten mitten auf der Chaussee standen. Die Begleitungsmannschaft hatte die Stränge ab geschnitten und sich, aus Furcht gefangen zu werden, mit den Pferden geflüchtet. – Diese Unglücklichen, halbtodt, mit schlaff herabhängenden Armen, sahen uns verzweiflungsvoll nach und gemahnen mich heute noch, wenn ich daran denke, an die Stroh- und Heubündel, welche nach einer Ueberschwemmung an dem Ufergebüsch hängen bleiben; man sagt:

»Das ist die Ernte . . . das sind unsere Früchte . . . das hat die Wuth der Elemente uns gelassen!«

Ach! wie oft seit fünfzig Jahren kamen mir dergleichen Gedanken!

Mitten in der Verwirrung war ich untröstlich, zerriß es mir das Herz, daß ich nicht einen Mann vom Bataillon mehr sah außer uns. Ich dachte: »Sie können doch nicht alle gestorben sein« und rief:

»Johann, wenn ich nur den Zebedäus wieder fände, das würde meinen Muth neu beleben.«

Er aber antwortete blos:

»Trachten wir vor allem uns zu retten, Joseph! Ich will, wenn ich das Glück habe den Harberg wieder zu sehen, mich nie wieder beklagen, daß ich Kartoffeln essen muß. Nein, nein, das war die Strafe Gottes . . . Ich will froh sein, wenn ich wieder arbeiten und mit der Axt auf der Schulter in den Wald gehen kann; vorausgesetzt nämlich, daß ich nicht als Krüppel heimkomme und nicht gezwungen bin, an der Straße zu sitzen und mein Leben von Almosen zu fristen, wie so viele andere! Trachten wir, mit heiler Haut davon zu kommen.«

Ich fand, daß er sehr verständig sprach.

Gegen halb elf Uhr näherten wir uns Genappe; schon von ferne ließ sich ein schreckliches Geschrei vernehmen. Da man mitten auf der Hauptstraße Strohfeuer angezündet hatte, um das Getümmel zu erhellen, sahen wir, daß die Häuser und Straßen des Orts so voll Menschen, Pferden und Wagen waren, daß man keinen Schritt vorwärts kommen konnte. Wir sagten uns sofort, da die Preußen jeden Augenblick kommen konnten und Kanonen mit sich führten, werde es besser sein, um das Dorf herumzugehen, als sich in Masse gefangen nehmen zu lassen. Deshalb schlugen wir uns mit vielen andern links quer durch die Felder. Wir gingen durch die Thy, im Wasser bis um die Brust, und kamen gegen Mitternacht an die zwei Häuser von Quatrebras.

Wir hatten wohl daran getan, nicht nach Genappe hineinzugehen, denn schon hörten wir Kanonenschüsse der Preußen gegen jenes Dorf und Gewehrfeuer. Es kamen auch auf der Heerstraße viele Flüchtlinge an, Uhlanen, Kürassiere, Jäger . . . Keiner hielt an!

Der Hunger quälte uns fürchterlich. Wir dachten wohl, daß in diesen Häusern längst alles aufgegessen war, trotzdem traten wir in das zur Linken ein. Der Fußboden war mit Stroh bedeckt, auf dem

Verwundete lagen. Kaum hatten wir die Thüre geöffnet, als alle zu schreien anfangen . . . auch war offen gestanden der Geruch so schlecht, daß wir gleich wieder hinausgingen und auf dem Weg nach Charleroi weiter zogen.

Der Mond schien prächtig. Wir bemerkten rechts im Korn eine Anzahl Todter, die man nicht verscharrt hatte. Busch stieg in eine Furche hinab, in der man, fünfundzwanzig Schritte weit weg, drei oder vier Engländer aufeinander liegen sah. Ich fragte mich, was er bei diesen Todten zu schaffen habe, als er mit einer blechernen Feldflasche zurückkam, die er an's Ohr hielt und schüttelte.

»Joseph,« sagte er, »sie ist voll.«

Ehe er sie jedoch aufmachte, tauchte er sie in den mit Wasser angefüllten Graben, dann nahm er den Kork ab, trank und sagte:

»Es ist Schnaps.«

Er reichte sie mir und ich trank ebenfalls. Ich fühlte, wie dies meine Lebensgeister wieder erweckte, und gab ihm die halbvolle Flasche zurück, indem ich Gott dankte, daß er uns den guten Gedanken eingegeben hatte.

Wir sahen uns nach allen Seiten um, ob die Todten nicht auch Brot hatten. Da jedoch der Lärm in der Ferne zunahm, und wir nicht zahlreich genug waren, um den Preußen Widerstand zu leisten, wenn sie uns umzingelten, so gingen wir gestärkt und muthig wieder weiter. Mit dem Schnaps im Leibe sahen wir alles schon in rosigerem Lichte; ich sagte:

»Johann, jetzt ist das Schrecklichste überstanden; wir werden Pfalzburg und den Harberg noch einmal wieder sehen.

Wir sind auf einer guten Straße, die uns nach Frankreich führt. Hätten wir's gewonnen, so wären wir gezwungen worden, weiter zu gehen bis in's hinterste Deutschland. Wir hätten die Oestreicher und Russen schlagen müssen; und hätte auch das Glück gewollt, daß wir durchkamen, so wären wir als Veteranen mit grauen Haaren zurückgekehrt, um in Petite-Pierre oder sonst wo in Garnison zu liegen.«

Solche schnöde Gedanken gingen mir durch den Kopf; inzwischen marschierte ich wieder tapfer drauf los und Busch sagte:



»Es ist sehr klug von den Engländern, blecherne Feldflaschen zu führen; hätte ich das Blech nicht im Mondschein glänzen sehen, wär mir's nie eingefallen, nachzuschauen.«

Während wir so sprachen, kamen jeden Augenblick Reiter an uns vorüber; ihre Pferde fielen fast um, aber mit Schlägen und Sporen zwangen sie sie doch weiter zu traben.

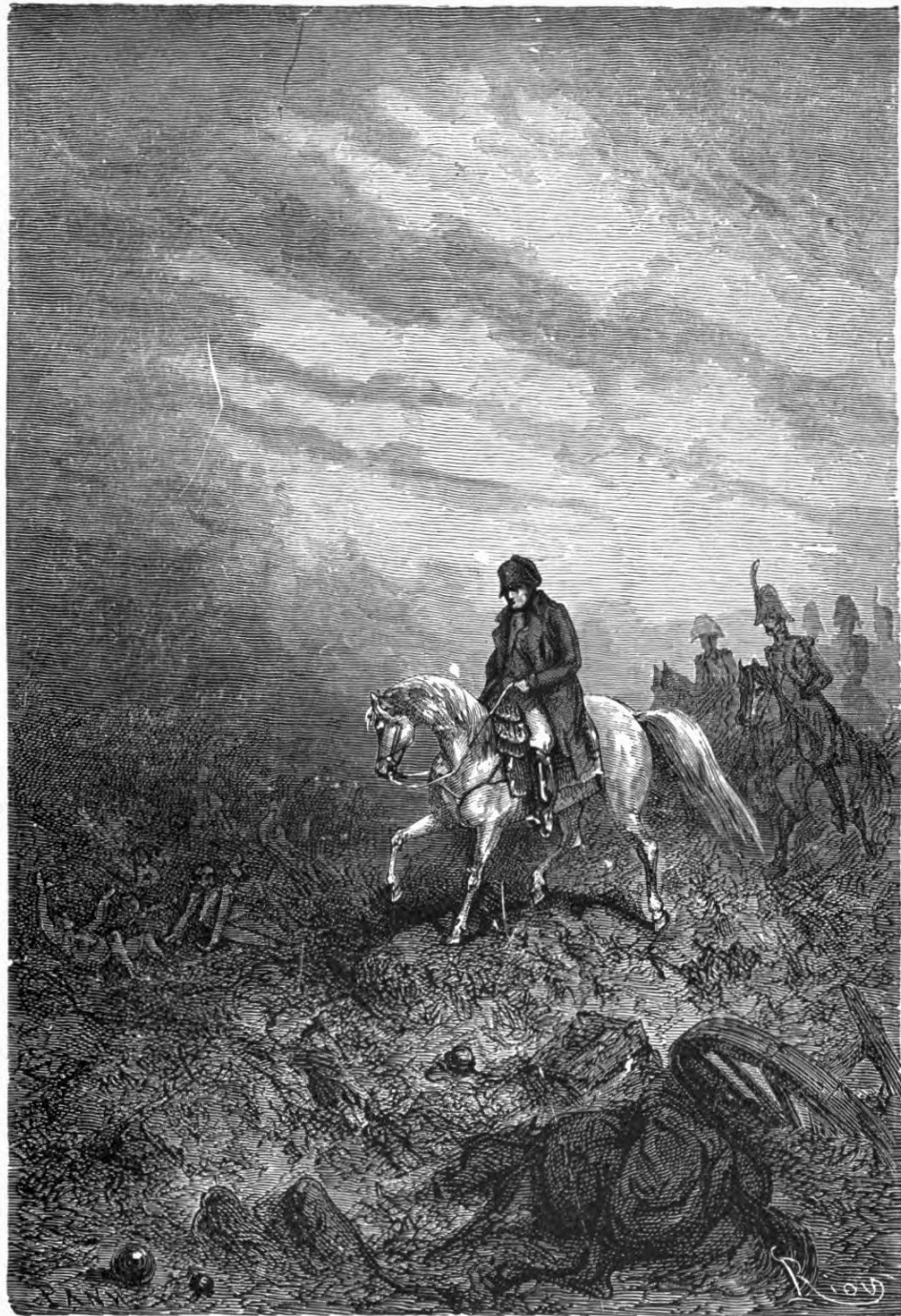
Das Getöse des sich heranwälzenden Rückzugs kam näher, man hörte wieder Flintenschüsse; glücklicherweise hatten wir einen Vorsprung.

Es mochte ein Uhr Morgens sein und wir glaubten uns gerettet, als Busch plötzlich sagte:

»Joseph . . . da kommen Preußen . . .!«

Ich sah mich um und erblickte beim Mondschein fünf schwarze Husaren vom gleichen Regiment, wie die, welche ein Jahr zuvor Klipfel zusammengehalten hatten; das schien mir ein schlimmes Zeichen.

»Ist dein Gewehr geladen?« fragte ich Busch. —



»Ja!« –

»Gut! so sollen sie nur kommen . . . Wir werden uns wehren . . .  
ich ergebe mich nicht.« –

»Ich auch nicht,« sagte er, »lieber will ich sterben, als mich  
gefangen fortführen lassen.«

Eben rief uns der preußische Offizier in herrischem Tone zu:

»Legt die Waffen ab!«

Busch, statt zu warten wie ich, schoß ihn durch die Brust.

Jetzt fielen die vier andern über uns her. Busch erhielt einen Säbelhieb, der ihm den Tschako bis auf den Schild spaltete, aber mit einem Bajonettstoß tötete er den, der ihn verwundet hatte. Noch waren drei übrig. Ich hatte mein Gewehr geladen. Busch stellte sich mit dem Rücken gegen einen Nußbaum; so oft die Preußen, die zurückgewichen waren, herankommen wollten, legte ich auf sie an. Keiner wollte zuerst erschossen werden! Während wir so da standen, Busch mit gefällttem Gewehr, ich im Anschlag, hörten wir Pferdegetrappel auf der Straße; da wurde uns bange, denn wir dachten, es seien wieder Preußen, es waren aber von unseren Uhlanen. Jetzt sprengten die Husaren rechts in das Getreidefeld und Busch lud rasch sein Gewehr wieder.

Unsere Uhlanen ritten vorüber und wir sprangen neben ihnen her; ein Offizier, der bei ihnen war, erzählte uns: der Kaiser sei nach Paris gegangen, und der König Jérôme habe soeben den Oberbefehl der Armee übernommen.

Busch war verwundet, die Kopfhaut war ganz gespalten, der Knochen aber nicht verletzt; das Blut lief ihm über's Gesicht. Er band das Sacktuch um den Kopf und von dort an begegneten wir keinem Preußen mehr.

Erst gegen zwei Uhr morgens, als wir so müd waren, daß wir fast nicht mehr weiter konnten, sahen wir, fünf- oder sechshundert Schritt von der Straße entfernt, ein Buchenwäldchen und Busch sagte:

»Komm Joseph! wir wollen dort hinüber gehen, nieder liegen und schlafen.«

Ich war sehr einverstanden. Wir stiegen die Böschung der Straße hinab, gingen bis an den Wald mitten durch das Haberfeld und drangen in ein dichtes Gehölz von lauter enggepflanzten jungen Bäumen. Beide hatten wir Gewehr, Tornister und Patronentasche gerettet; wir legten die Tornister auf den Boden, die uns als Kopfkissen dienten, und es war schon lange Tag geworden, und die

große Lawine wälzte sich seit Stunden auf der Straße vorüber, als wir erwachten und ruhig unsern Weg fortsetzten.

---

## XXII.

Eine große Anzahl Kameraden und Verwundete blieben in Gosselies zurück, aber die Masse setzte ihren Weg fort, und gegen neun Uhr entdeckte man eben in der Ferne die Kirchthürme von Charleroi, als sich plötzlich Geschrei, Jammer und Schießen, in der Entfernung von mehr als einer halben Stunde hinwärts von uns, hören ließ. Der ganze ungeheure Zug Unglücklicher machte Halt und rief: »Die Stadt schließt ihre Thore, wir werden hier festgehalten.«

Muthlosigkeit und Verzweiflung malten sich auf allen Gesichtern; gleich drauf ging das Gerücht, die Proviantwagen seien in der Nähe, man wolle aber keine Vertheilung vor nehmen. Da trat Wuth an die Stelle des Schreckens, und den ganzen Weg entlang hörte man nur einen Ruf: »Auf sie! schlägt die Hunde todt, die uns verhungern lassen! . . . Wir sind verrathen!«

Die am ängstlichsten und müdesten waren, eilten mit gezücktem Säbel oder mit geladenem Gewehr vorwärts. Es war vorauszusehen, daß es eine wahre Metzelei geben müsse, wenn der Zug und die Bedeckungsmannschaft sich nicht ergab. —Busch sogar rief: »man muß alles niederhauen . . . wir sind verrathen! . . . komm' Joseph, wir wollen uns rächen!«

Ich aber nahm ihn beim Kragen, hielt ihn zurück und rief:

»Nein Johann, nein . . . es ist genug des Gemetzels . . . wir sind überall glücklich durchgekommen, und müssen uns jetzt nicht hier von Franzosen' umbringen lassen. Komm!«

Er sträubte sich; endlich aber zeigte ich ihm ein Dorf links vom Wege und sagte: »Sieh', da ist der Weg nach Harberg, da sind Häuser wie in Vierwinden! laß uns lieber dort hin gehen und Brot verlangen. Ich habe Geld, wir bekommen sicher welches. Komm! das ist besser, als die Proviantzüge überfallen gleich hungrigen Wölfen«.

Schließlich ließ er sich mit fortziehen. Wir gingen abermals mitten durch die Getreidefelder. Hätte uns der Hunger nicht gestachelt, wir hätten uns bei jedem Schritt am Rand des Feldwegs niedergesetzt. Nach Verfluß einer halben Stunde kamen wir, Gott sei Dank, an ein verlassenes Bauernhaus, mit zerbrochenen Fenstern, weit offener Thüre und großen Häufen schwarzer Erde ringsumher. Wir träten in die Wohnstube und riefen: »ist Niemand da?« Wir stießen mit unsern Gewehrkolben an die Kästen, kein Laut ließ sich hören; unsere Wuth wurde um so größer, da wir einige Unglücksgefährten hinter uns drein kommen sahen und dachten: »die wollen uns unser Brot wegessen!«

Ja! wer nicht ähnliche Drangsale ausgestanden hat, kennt die Wuth des Menschen nicht. Es ist schrecklich, schrecklich! Schon hatten wir die Thüre eines Schrankes erbrochen, der voll Weißzeug war und wühlten Alles mit unseren Bajonetten durcheinander, als ein altes Weib unter einem Küchentisch hervorkroch, welcher den Eingang zum Keller verstellte; schluchzend rief sie: »O Gott, o Gott! habt Erbarmen mit uns.«.

Das Haus war mit Tagesanbruch geplündert worden; man hatte die Pferde weggeführt, der Mann war verschwunden, die Dienstboten hatten sich geflüchtet. Trotz unserer Wuth mußten wir uns beim Anblick der armen alten Frau vor uns selber schämen und ich sagte zu ihr: »fürchtet euch nicht, wir sind keine Ungeheuer. Nur gebt uns Brot, denn wir kommen vor Hunger um.« Sie sank auf einen alten Stuhl und rief die hageren Hände faltend: ich habe nichts mehr, sie haben alles genommen, mein Gott! . . . alles . . . alles!«

Ihre grauen Haare hingen wild herab, ich hätte weinen mögen für sie und für uns.

»Komm!« sagte ich zu Busch, »wir wollen selber was suchen;« und damit gingen wir in alle Kammern und traten zuletzt in den Stall. Wir sahen nirgends etwas; alles war geplündert und zertrümmert. Im Begriff hinauszugehen entdeckte ich hinter einer alten Thüre im Dunkeln etwas Weißliches an der Mauer; ich blieb stehen und langte darnach; es war ein zugebundener leinener Sack, den ich mit zitternder Hand rasch herunternahm. Busch sah mir zu . . . der Sack

war schwer, ich machte ihn auf, es waren zwei große schwarze Rüben drinn, ein halber Laib Brot, altbacken und steinhart, eine große Baumscheere und unten am Boden einige Zwiebeln und graues Salz in einem Papier.«

Bei diesem Anblick schrien' wir laut auf; aus Furcht, die andern möchten kommen, liefen wir hinten hinaus in's Korn, wo wir uns wie Diebe niederkauerten und versteckten. Wir hatten unsere ganze Kraft wieder gewonnen und setzten uns am Rand eines Bächleins nieder. Busch sagte: »Höre! ich bekomm' aber auch mein Theil!« – »Ja!« antwortete ich, »die Hälfte von allem; du hast mich auch aus deiner Feldflasche trinken lassen . . . ich will theilen.« Er beruhigte sich; ich zertheilte das Brot mit dem Säbel und sagte: »Wähle Johann, hier ist deine Rübe: . . . hier die Hälfte der Zwiebeln, und das Salz im Sack ist gemeinschaftlich.«

Wir aßen das Brot ohne es in's Wasser zu tunken, wir aßen unsere Rübe, die Zwiebeln und das Salz, wir hätten immer fort essen können; doch waren wir satt! Wir knieten, die Hände im Wasser, am Ufer des Bachs nieder und tranken.

»Jetzt weiter!« sagte Busch, »den Sack können wir da lassen!«

Obgleich uns vor Müdigkeit die Füße beinahe nicht mehr tragen wollten, schlugen wir uns doch wieder links, während rechts hinter uns, Charleroi zu, der Lärm und das Schießen zunahm und man den ganzen Weg entlang nichts sah, als Leute, die sich schlugen. Das war aber schon weit weg. Wir drehten uns von Zeit zu Zeit um und Busch meinte: »Joseph, du hast wohl daran getan, mich mit fortzuziehen . . . Ohne dich läg' ich jetzt vielleicht da drüben im Straßengraben, von einem Franzosen erschlagen. Ich hatte zu argen Hunger. Aber wohin jetzt fliehen?«

Ich antwortete: »Folge mir!«

Bald darauf kamen wir durch ein schönes großes Dorf, das ebenfalls ausgeplündert und verlassen war; weiterhin begegneten wir Bauern, welche sich am Rand der Straße auf stellten und uns mißtrauisch betrachteten. Wir mußten sehr verdächtig aussehen, besonders Busch mit seinem verbundenen Kopf und seinem achttägigen Bart, der dicht und hart war wie Schweinsborsten.

Gegen ein Uhr nachmittags passierten wir die Brücke über die Sambre bei Chatelet wieder; da uns jedoch die Preußen auf der Ferse waren, so machten wir dort noch nicht Halt. Gleichwohl war ich guten Muths und dachte: »wenn die Preußen ihre Verfolgung fortsetzen, so folgen sie bestimmt dem großen Haufen, um mehr Gefangene zu machen und Kanonen, Munitions- und Gepäckwagen zu erbeuten.«

Solche Erwägungen mußten Leute anstellen, vor denen drei Tage zuvor die Welt gezittert hatte!

Ich erinnere mich, daß wir gegen drei Uhr in ein kleines Dorf kamen, wo wir vor der Schmiede hielten und um einen Trunk baten. Sofort umringten uns die Bauern, und der Schmied, ein großer schwarzer Mann, hieß uns in das Wirthshaus gegenüber gehen, er werde gleich nachkommen, wir müßten einen Krug Bier mit ihm trinken.

Das war uns natürlich sehr angenehm, denn wir hatten gefürchtet, verhaftet zu werden und sahen nun, daß die Leute für uns waren.

Auch fiel mir ein, daß ich noch Geld im Tornister hatte, das mir jetzt gute Dienste leisten konnte.

Wir traten also in das Wirthshaus, das nur eine Schenke war, deren beide Fensterchen nach der Straße herausgingen, und deren runde Thüre aus zwei Theilen bestand, wie in den Dörfern bei uns daheim. Kaum hatten wir uns gesetzt, so füllte sich das Zimmer derart mit Leuten, Männern und Frauen, die Neuigkeiten erfahren wollten, daß wir kaum schnaufen konnten.

Der Schmied kam. Er hatte seinen Lederschurz abgelegt und ein blaues Wamms angezogen; hart hinter ihm sahen wir fünf oder sechs ehrsame Bürger eintreten: es war der Maire, der Adjunkt und die Gemeinderäthe des Orts.

Sie setzten sich auf die Bank uns gegenüber und ließen uns ein säuerliches Bier bringen, wie man es dort zu Lande liebt. Als Busch Brot verlangte, brachte die Wirthin den Laib und ein großes Stück Ochsenfleisch in einem Napf. Alle sagten: »Eßt, eßt!« Wenn einer oder der andere uns über die Schlacht ausfragte, so rief der Maire

oder der Schmied: »Laßt die Leute doch erst ruhig essen, ihr seht ja, daß sie weit herkommen.«

Erst als wir fertig waren, wandten sie sich mit der Frage an uns, ob es wahr sei, daß die Franzosen eben eine große Schlacht verloren hätten. Man hatte ihnen zuerst berichtet, wir seien Sieger, und jetzt verbreitete sich das Gerücht, wir seien auf der Flucht.'

Wir merkten wohl, daß sie von Ligny hatten sprechen hören, und daß sie dadurch irre wurden. Ich schämte mich, ihnen unsere große Niederlage zu gestehen und sah Busch an, welcher sagte: »man hat uns verrathen! die Verräther haben unsere Pläne dem Feinde mitgetheilt: . . . Die Armee war voller Verräther, welche rufen mußten: »rette sich wer kann!« Wie war es da anders möglich, als daß wir's verloren haben?«

Es war zum erstenmal, daß ich von diesem Verrath reden hörte; einige Verwundete hatten zwar gerufen: »wir sind verrathen!« ich schenkte ihren Worten jedoch keine Aufmerksamkeit; und als Busch uns dadurch aus der Verlegenheit zog, war ich's auch zufrieden und sogar angenehm darüber erstaunt.

Die Leute brachen mit uns in Verwünschungen gegen die Verräther aus. Man mußte ihnen das Nähere von dem Verrath und der Schlacht erzählen. Busch sagte: »Die Preußen seien in Folge eines Verraths des Marschalls Grouchy gekommen.« Das schien mir denn doch etwas zu stark! da uns aber die Bauern voll Mitleid noch mehr Bier hatten ein schenken lassen und sogar Tabak und Pfeifen anboten, so stimmte ich Busch zuletzt bei. Erst später, als wir wieder fort waren, schämte ich mich bei dem Gedanken an unsere schändlichen Lügen vor mir selber und rief:

»Weißt du wohl, Johann, daß unsere Lügen über die Verräther nicht recht sind? Wenn jeder das Gleiche erzählt, sind wir am Ende alle Verräther und der Kaiser ist der einzige ehrliche Mann. Es ist eine Schande für unser Land, wenn man sagt, daß wir so viele Verräther unter uns haben . . . Es ist nicht wahr!«

»Pah, pah!« sagte er, »wir sind verrathen worden, sonst hätten uns Engländer und Preußen nie zum Rückzug zwingen können.«



Bis abends acht Uhr stritten wir uns so herum. Um diese Zeit kamen wir in ein Dorf Namens Bouvigny; wir waren so müd, daß unsere Beine steif waren wie Pfähle und daß es uns schon lange Ueberwindung kostete, allemal wieder einen Schritt vorwärts zu machen.

Wir glaubten jetzt weit weg von den Preußen zu sein. Da ich Geld hatte, traten wir in ein Wirthshaus und verlangten ein Nachtlager; ich zog einen sechs Livre—Thaler her aus, um zu zeigen, daß wir bezahlen konnten. Ich war entschlossen, andern Tags meine Kleider zu wechseln, Gewehr, Tornister und Patrontasche da zu lassen und heimzukehren; denn ich glaubte, der Krieg sei aus, und freute mich mitten in all dem Unglück mit gesunden Armen und Beinen davon gekommen zu sein. Busch und ich lagen diese Nacht in einem Stübchen, wo die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind in einer Nische über uns zwischen den Vorhängen stand, und wir schliefen wie die Götter.

Anstatt am andern Morgen unsern Weg fortzusetzen, fanden wir es so behaglich in der Küche auf einen bequemen Sessel hingestreckt und unser Pfeifchen rauchend, das Fleisch im Topf sieden zu sehen, daß wir sagten: »Bleiben wir ruhig hier! Morgen sind wir gut ausgeruht, kaufen uns zwei Paar leinene Beinkleider und zwei Blousen, schneiden uns zwei tüchtige Stöcke an der nächsten besten Hecke und kehren in kleinen Tagmärschen nach Hause zurück.«

Wir waren beim Gedanken an diese angenehmen Dinge ordentlich gerührt.

Von diesem Wirthshaus aus schrieb ich auch an Katherine, Tante Gredel und Herrn Goulden; nur ein Wort:

»Ich bin gerettet . . . Gott sei Dank!, . . . ich komme . . . ich küsse euch viel tausendmal! Von ganzem Herzen. Joseph Berthold.«

Während des Schreibens dankte ich Gott; aber ich sollte noch allerlei erleben, ehe ich unsere Treppe, Ecke der Straße Fouquet, gegenüber dem rothen Ochsen, hinaufstieg. Wenn einen die Konskription einmal gepackt hat, braucht man nicht gleich zu

schreiben, man sei losgekommen. Dieses Glück hängt nicht von uns ab und der gute Wille fortzugehen, hilft zu Nichts.

Doch mein Brief ging zur Post und wir blieben den ganzen Tag im Wirthshaus »zum goldenen Lamm.«

Nachdem wir gut zu Nacht gegessen, gingen wir in unsere Schlafkammer hinauf und ich sagte zu Busch:

»Was? Johann! es ist doch ein Unterschied, ob man thun kann was man mag, oder ob man beim Verles ans treten muß.«

Wir lachten beide, trotz dem Unglück des Vaterlands; — wir dachten freilich nicht daran, denn sonst wären wir wahrhafte Schurken gewesen.

So lagen wir denn zum zweiten Mal in unserem Bett, als wir gegen ein Uhr Morgens in ungewöhnlicher Weise auf geweckt wurden: es wurde getrommelt . . . man hörte im ganzen Dorfe marschieren. Ich stieß Busch an, der mir zur Antwort gab: »Ich hör's wohl, die Preußen sind draußen.«

Man kann sich unsern Schrecken denken. Bald aber wurde es noch ärger, denn man schlug an die Thüre des Wirthshauses, die geöffnet wurde und zwei Sekunden später war das große Wirthszimmer voll Menschen. Man kam die Treppe herauf. Busch und ich waren aufgestanden; er sagte: »ich vertheidige mich, wenn man mich gefangen nehmen will.«

Ich wagte gar nicht daran zu denken, was zu thun sei. Wir waren schon halb angekleidet und ich hoffte in der Dunkelheit der Nacht fliehen zu können, ehe man mich bemerkte, als an unsere Thür gepocht wurde; man rief: »Macht auf!«

Man mußte wohl oder übel öffnen.

Ein Infanterieoffizier, vom Regen ganz durchnäßt, den blauen Mantel um und von einem alten Serschanten gefolgt, der eine Laterne in der Hand hielt, trat ein. Wir sahen, daß es Franzosen waren. Der Offizier fragte barsch:

»Woher kommt Ihr?«

»Von Mont—Saint—Jean, Herr Lieutenant,« gab ich zur Antwort.

»Von welchem Regiment seid Ihr?«

»Vom sechsten leichten.«

Er sah die Nummer meines Tschakos, der auf dem Tisch lag und gleichzeitig sah ich die seinige: es war auch die des sechsten leichten.

»Von welchem Bataillon?« fragte er, die Stirne runzelnd.

»Vom dritten.«

Busch stand todesbleich da und sprach nichts. Der Offizier sah unsere Gewehre, Tornister, Patrontaschen hinter dem Bett in einer Ecke stehen.

»Ihr seid desertiert!« herrschte er uns zu.

»Nein, Herr Lieutenant, wir sind unter den Letzten um acht Uhr von Mont—Saint—Jean fortgegangen.«

»Kommt herunter, das wird sich sogleich zeigen.«

Wir gingen hinab. Der Offizier folgte uns, der Serschant ging mit der Laterne voran.

Das große Wirthszimmer unten war voller Offiziere vom zwölften Reiterjägerregiment und vom sechsten leichten. Der Major des vierten Bataillons vom sechsten ging, aus einem hölzernen Pfeifchen rauchend, auf und ab. Die Leute waren alle durchnäßt und mit Koth bespritzt.

Der Offizier sprach einige Worte mit dem Major, der stehen blieb, seine schwarzen Augen auf uns heftete und seine Rammsnase in seinen grauen Schnurrbart steckte. Er sah nicht sehr sanft aus und stellte sofort fünf oder sechs Fragen an uns über unsern Abmarsch von Ligny, über den Weg nach Quatrebras und die Schlacht; er blinzelte mit den Augen und biß die Lippen zusammen. Die andern gingen säbelrasselnd aus und ein ohne zuzuhören. Schließlich sagte der Major:

»Serschant, diese beiden Leute werden der zweiten Kompagnie zugetheilt. Ihr könnt gehen!«

Er nahm seine Pfeife wieder, die er auf den Kamin gelegt hatte und wir entfernten uns mit dem Serschanten, sehr froh, so gnädig weggekommen zu sein, denn man hätte uns als Deserteure vor dem Feind erschießen können.

Der Serschant führte uns zweihundert Schritte weit zu einem Schuppen am Ende des Dorfes. Weiter draußen im Feld brannten Feuer; unter dem Schuppen schlief Mannschaft, an die Stallthüren und die Pfeiler gelehnt. Draußen fiel ein feiner Regen; in den Pfützen schimmerte das trübe Licht des umwölkten Mondes. Wir blieben unter dem Vordach eines alten Hauses stehen, in Gedanken an unser Elend versunken.

Nach Verfluß einer Stunde ertönten dumpfe Trommelschläge, die Mannschaft schüttelte Stroh und Heu aus den Kleidern und wir marschierten weiter. Es war noch finstere Nacht; hinter uns bliesen die Jäger die Tagwache.

Zwischen drei und vier Uhr mit Tagesanbruch sahen wir viele andere Regimenter, Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf verschiedenen Wegen heranmarschieren. Es war das ganze Korps des Marschalls Grouchy, das auf dem Rückzug war. Das feuchte Wetter, der graue Himmel, die langen Reihen erschöpfter Leute, der Kummer, abermals unterlegen zu sein, und der Gedanke, daß so vieles Mühen und Blutvergießen wieder nur zu einer Invasion führe, alles das machte, daß wir den Kopf hängen ließen. Man hörte nur das Geräusch der Schritte im Koth.

Diese trübe Stimmung währte schon lange, als ich eine Stimme sagen hörte: »Guten Morgen Joseph!«

Ich hob den Kopf, sah den Sprecher an und erkannte den Sohn des Küfers Martin, unsers Nachbars in Pfalzburg; er war Korporal im sechsten und marschierte als Flügelmann im letzten Glied, bequem's Gewehr. Wir drückten uns die Hand. Es war mir ein wahrer Trost, einen Landsmann zu sehen.

Trotz des anhaltenden Regens und der großen Müdigkeit sprachen wir ohne Unterlaß von diesem schrecklichen Feldzug. Ich erzählte ihm von der Schlacht bei Waterloo; er sagte mir, das vierte Bataillon sei von Fleurus aus mit dem Armeekorps Grouchy's über Wavres gezogen, man habe Tags darauf, am 18. nachmittags, linkerhand kanoniren hören, und jedermann habe in dieser Richtung marschieren wollen; dies sei auch die Ansicht der Generäle gewesen, der Marschall aber, der ganz positive Befehle erhalten hatte, habe

den Marsch auf Wavres fortgesetzt. Erst zwischen sechs und sieben Uhr, als es ganz klar war, daß die Preußen entwischt seien, habe man die Richtung nach links verändert, um sich mit dem Kaiser wieder zu vereinigen; unglücklicherweise war es zu spät, und gegen Mitternacht hatte man im freien Feld Stellung nehmen müssen. Jedes Bataillon habe ein Viereck gebildet. Morgens um drei Uhr wurde das Lager durch die Kanonenschüsse der Preußen aufgeweckt, und man plänkelte bis gegen zwei Uhr nachmittags, um welche Zeit der Befehl kam, den Rückzug anzutreten. Das war abermals viel zu spät, sagte Martin, denn ein Theil der Armee, die soeben den Kaiser geschlagen hatte, stand schon in unserm Rücken, und dies zwang uns, den ganzen Rest des Tags und die folgende Nacht bis morgens sechs Uhr zu marschieren, um durchzukommen. Um sechs Uhr hatte das Bataillon bei dem Dorf Templour Stellung genommen; um zehn Uhr kamen die Preußen in Uebermacht, man leistete ihnen den kräftigsten Widerstand, damit die Artillerie und das Gepäck Zeit hatten, über die Brücke bei Namur zu gehen. Das ganze Armeekorps war glücklich durch die Stadt gekommen, ausgenommen das vierte Bataillon, dessen Kommandant, Major Delong, sich irrigerweise rechts von der Straße hatte drängen lassen und sich in die Sambre werfen mußte, um nicht abgeschnitten zu werden. Mehrere Soldaten waren gefangen worden, andere waren bei dem Versuch, über den Fluß zu schwimmen, ertrunken. Das war alles, was mir Martin erzählte; er hatte keine Nachricht von zu Hause.

An diesem Tag kamen wir durch Givet; das Bataillon lagerte sich eine halbe Stunde davon in der Nähe des Dorfes Hierches. Am folgenden Tag passierten wir Fumay und Rocroy und übernachteten in Bourg—Fidele, am 23. Juni in Blombay, am 24. in Saulse-Lenoy — wo man die Nachricht von der Abdankung des Kaisers erhielt — und an den folgenden Tagen in Vitry bei Reims, in Jonchery und Soissons; von dort schlug das Bataillon den Weg nach Villers—Cotterets ein, da uns aber der Feind schon zuvorgekommen war, veränderten wir die Richtung La—Ferté—Milon zu und lagerten uns

bei Neuchelles, einem während der Invasion von 1814 zerstörten Dorfe, das seither noch nicht wieder aufgebaut worden war.

Von diesem Orte marschierten wir am 29. Morgens ein Uhr ab und kamen durch Meaux; wir mußten die Straße über Ligny einschlagen, weil die Preußen die über Claye besetzt hatten; wir marschierten den ganzen Tag und die folgende Nacht in einem fort.

Am 30. morgens fünf Uhr waren wir an der Brücke von Saint—Maux. Am selben Tag um drei Uhr Nachmittags zogen wir an Paris vorüber und lagerten uns in der Nähe eines in jeder Beziehung reichen Ortes, Namens Vaugirard, an der Straße nach Versailles. Am 1. Juli hatten wir in der Nähe eines prächtigen Orts; Namens Meudon, Lager geschlagen. Man sah an den mit Mauern umgebenen Blumen und Baumgärten und den außerordentlich großen, gut gehaltenen Häusern, daß man in der Umgegend der schönsten Stadt der Welt war, und doch lebten wir mitten in Elend und Gefahren; das Herz blutete einem! Die Leute sind gutmüthig, sie lieben die Soldaten; man nannte uns Vertheidiger des Vaterlands und die Aermsten wollten sich mit uns für dasselbe schlagen.

Am 1. Juli nachts elf Uhr verließen wir diese Stellung, um nach Saint—Cloud zu gehen, wo Palais an Palais, Gärten an Gärten, große Bäume und prächtige Alleen stehen, so schön man sich's nur denken kann. Um sechs Uhr verließen wir Saint—Cloud, um wieder Stellung bei Vaugirard zu nehmen. Schreckliche Gerüchte gingen in der Stadt . . . Der Kaiser sei nach Rochefort gegangen . . . Man sagte: »der König von Neapel kommt wieder . . . Ludwig XVIII. ist unterwegs . . .«

—Man wußte nichts in dieser Stadt, wo man alles zuerst wissen sollte.

In Vaugirard griff uns der Feind um ein Uhr nach mittags in der Umgegend des Dorfes Issy an. Wir schlugen uns bis Mitternacht für unsere Hauptstadt. Das Volk half uns, es kam und trug unsere Verwundeten unter dem Kugel regen der Preußen fort; die Frauen hatten Mitleid mit uns.

Was wir litten, daß wir durch die Uebermacht so weit gebracht worden waren, läßt sich nicht beschreiben . . . Ich sah sogar Busch

weinen, weil wir gewissermaßen entehrt waren. Ich wünschte, daß ich das nie gesehen hätte. – Zwölf Tage früher konnte ich mir Frankreich nicht so gut vorstellen. Als ich Paris mit seinen Thürmen und unzähligen Palästen sah, die sich ausdehnen, so weit der Himmel reicht, dachte ich: »das ist Frankreich! . . . das ist' s, was unsere Vorfahren seit vielen hundert Jahren gesammelt haben. Wie schmerzlich ist der Gedanke, daß die Engländer und Preußen bis hierher kommen!«

Um vier Uhr Morgens griffen wir die Preußen mit neuer Wuth an und nahmen ihnen die Stellungen wieder, die wir tags zuvor verloren hatten. Jetzt kamen Generäle mit der Meldung, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden sei. Das ging am 3. Juli 1815 vor sich; wir dachten, der Waffenstillstand sei geschlossen, um den Feind zu benachrichtigen, daß, wenn er sich nicht zurückziehe, Frankreich sich wie im Jahr 1792 erheben und ihn zermalmen werde! Solche Gedanken hatten wir; und ich erinnerte mich beim Anblick des Volks, das uns unterstützte, der Massenerhebungen, von denen Vater Goulden mir immer erzählt hatte.

Unglücklicherweise waren Viele Napoleons und der Soldaten so überdrüssig, daß sie das Vaterland selber opferten, um jener los zu werden; sie luden alles auf den Kaiser ab und sagten, daß ohne ihn die andern nie die Kraft und den Muth gehabt hätten, zu kommen, daß er uns ausgesogen habe, und daß sogar die Preußen uns mehr Freiheit geben würden.

Das Volk sprach wie Herr Goulden, aber es hatte weder Gewehre noch Patronen; man hatte Piken für dasselbe geschmiedet! . . .'

Und während man von dergleichen träumte, machte man uns den Waffenstillstand bekannt, wonach die Preußen und Engländer die Barrieren von Paris besetzen sollten und die französische Armee sich hinter die Loire zurückziehen mußte.

Die Entrüstung der ehrlichen Leute war grenzenlos, der Zorn machte uns wüthend, die einen zerbrachen ihre Gewehre, die andern zerrissen ihre Uniformen und alle schrien: »wir sind verrathen und verkauft . . .«

Die alten Offiziere standen da, bleich wie der Tod, Thränen rollten über ihre Wangen, niemand konnte uns beruhigen.

Wir waren tief gefallen, wir waren ein erobertes Volk.: Noch nach zweitausend Jahren wird man sagen, daß Paris von den Preußen und Engländern erobert wurde . . . es ist eine ewige Schmach, aber diese Schmach füllt nicht auf uns.

Das Bataillon marschierte am 5. Juli abends fünf Uhr von Vaugirard ab und bezog ein Lager in Montrouge. Als man sah, daß der Rückzug nach der Loire zu beginne, so dachte jeder:

»Wer sind wir denn? Haben uns die Preußen zu befehlen? weil die Preußen uns auf dem andern Ufer der Loire sehen wollen, müssen wir gehorchen? Nein! nein! so kann's nicht gehen. Wenn man uns verräth, je nun so gehen wir. Das alles geht uns nichts mehr an. Wir haben unsere Schuldigkeit getan . . . dem Blücher wollen wir nicht gehorchen!«

Am selben Abend noch begann die Desertion. Alle Soldaten gingen fort, die einen rechts, die andern links. Männer in Blusen und arme alte Weiber wollten uns mit in ihre unzähligen Straßen nehmen und suchten uns zu trösten; wir hatten aber keinen Trost nöthig. Ich sagte zu Busch:

»Lassen wir das, wir wollen nach Pfalzburg und auf den Harberg gehen, unser Handwerk wieder ergreifen und als ehrliche Leute leben. Vorwärts!«

Wir waren unserer fünfzehn Lothringer im Bataillon, die zusammen von Montrouge weggingen, wo sich das Hauptquartier befand; wir kamen durch Ivry und Bercy. Die einen behielten die Uniformen, die andern hatten nur den Mantel noch, wieder andere kauften sich Blusen.

Hinter Saint—Mandé, ganz in der Nähe eines Waldes, wo man links hohe Thürme sieht – die von Vincennes, wie man uns sagte – kamen wir endlich auf den Weg nach Straßburg. Das war am 6. morgens und von dort an machten wir regelmäßig unsere zwölf Stunden des Tags.

Am 8. Juli wußte man schon, daß Ludwig XVIII. zurückkomme, und daß ihn S. k. H. der Graf v. Artois feierlich einholen werde. Die



Postwägen und Diligencen trugen alle schon die weiße Fahne; in allen Dörfern, durch die wir kamen, hörte man Tedeum singen; die Maires und Adjunkten priesen Gott für die Rückkehr Ludwigs des Vielgeliebten.

Manche Leute waren schuftig genug, uns im Vorbeigehen »Bonapartisten!« nachzurufen und sogar die Hunde auf uns zu hetzen . . . Doch ich will lieber nicht davon reden, der gleichen Menschen sind die Schande ihres Geschlechts. Wir antworteten ihnen nur mit einem Blick der Verachtung, was sie nur noch unverschämter und wüthender machte. Einige von uns drohten ihnen mit dem Stock, als wollten sie sagen: »wenn wir euch in einer Ecke hätten, wäret ihr so sanftmüthig wie Schafe.«

Die Gendarmen aber unterstützten diese Sorte von Gipfel; an drei oder vier Orten wurden wir Dank dem Geschrei des Gesindels verhaftet. Die Gendarmen kamen und verlangten unsere Papiere zu sehen; man führte uns auf die Mairie, und die Schufte zwangen uns zu rufen:

»Es lebe der König!«

Das war wahrhaft abscheulich; die alten Soldaten ließen sich lieber in's Gefängnis führen, als daß sie gerufen hätten. Busch wollte es eben so machen, ich bemerkte ihm aber:

»Was liegt uns daran, ob wir schreien: es lebe Hans Peter oder Hans Nikolas? All' diese Könige und Kaiser, alte wie neue, gäben nicht ein Haar von ihrem Haupt, wenn sie uns dadurch das Leben retten könnten, und wir sollen uns dafür todtschlagen lassen, ob wir so oder so rufen? Nein! Das geht uns nichts an. Wenn die Leute so dumm und wir die Schwächern sind, muß man ihnen den Willen thun. Später rufen sie was anderes und später wieder was anderes. Alles wechselt! . . . dauernd ist nichts als Verstand und Rechtschaffenheit.«

Busch wollte diese Gründe nicht gelten lassen, als aber die Gendarmen kamen, fügte er sich doch.

Je weiter wir kamen, je kleiner wurde unser Trupp, bald trennte sich der, bald jener und blieb in seinem Dorfe, so daß hinter Toul Busch und ich allein waren.

Wir mußten noch das traurigste Schauspiel erleben: eine Masse Deutscher und Russen, als Herrn von Lothringen und vom Elsaß. Sie exerzierten in Luneville, in Blamont, in Saarbürg mit Eichenzweigen auf ihren Tschakos. – Welch ein Schmerz,« diese fremden Horden auf Kosten unserer Bauern leben und sich gütlich thun zu sehen! . . . Ja, Vater Goulden hatte wohl recht, als er jagte: »Waffenruhm ist etwas Theures« . . . Ich wünsche nichts, als daß uns der Herr in alle Ewigkeit davor bewahren möge.

Am 16. Juli 1815 gegen elf Uhr mittags kamen wir in Mittelbronn, dem letzten Dorfe auf der Höhe vor Pfalzburg, an. Die Belagerung war seit dem Waffenstillstand aufgehoben worden, die Gegend wimmelte von Kosaken, Landwehrmännern und Kaiserlichen; sie hatten noch ihre Batterien gegen die Festung aufgeführt, man schoß aber nicht mehr; die Thore der Stadt waren geöffnet, die Leute kamen heraus, um die Ernte einzuheimsen.

Sie hatten es sehr eilig, den Dinkel und den Roggen einzubringen, denn man kann sich denken, welche Noth sie hatten, bis so viele Tausende unnützer Leute ernährt waren, die sich nichts abgehen ließen und den ganzen Tag Schnaps und Speck verlangten.

Wie viel wäre über alle diese russischen und deutschen Faulenzer zu sagen, wenn wir nicht vorher in ihren Ländern zehnmal ärger gehaust hätten! . . . Darum es ist besser, wenn sich jeder selber die Sache überlegt und sich das übrige dazu denkt.

Vor der Wirthschaft von Heitz sagte ich zu Busch:

»Wir wollen hineingehen . . . die Füße tragen mich nicht mehr.«

Die Mutter Heitz, welche damals noch eine junge Frau war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief schon von weitem:

»Mein Gott! das ist ja der Herr Joseph Berthold . . . Gott im Himmel! wie wird man sich in der Stadt wundern!«

Ich trat in's Zimmer, setzte mich, legte den Kopf auf den Tisch, und weinte mich tüchtig aus. Mutter Heitz lief in den Keller, um eine Flasche Wein zu holen; ich hörte auch Busch in einer Ecke schluchzen. Keiner von uns konnte ein Wort sprechen, überwältigt von dem Gedanken an die Freude unserer Angehörigen. Beim Anblick der Heimath hatten wir den Kopf verloren! wir waren froh,

daß unsere Gebeine dereinst im Frieden auf dem Kirchhof unseres Dorfes ruhen werden.

Vorläufig aber eilten wir in die Arme derer, die uns das Theuerste waren auf Erden.

Nachdem wir uns ein wenig erholt hatten, sagte ich zu Busch:

»Geh voraus, ich folge dir von Ferne, damit meine Frau und Herr Goulden nicht gar zu sehr überrascht werden. Sage ihnen zuerst, daß du mich am Tag nach der Schlacht noch unverwundet gesehen habest, dann daß du mich in der Umgegend von Paris und sogar auf dem Weg hierher begegnet habest, und erst zuletzt sagst du: ich glaub' er ist nicht weit weg und wird bald kommen, verstehst du?«

»Ja, ich versteh,« sagte er, trank aus und stand auf, »und ich werd's bei meiner Großmutter ebenso machen, die mich lieber hat, als die andern Brüder. Ich werde Jemand vorausschicken.«

Er ging sogleich fort, und ich wartete einige Augenblicke. Die Mutter Heitz sprach mit mir, aber ich hörte sie nicht; ich dachte, wie weit Busch jetzt sein könne, ich sah ihn beim Wachhaus, im Vorwerk, unter dem Thor, plötzlich rief ich:

»Mutter Heitz, ich bezahle Sie ein andermal« und sprang hinaus.

Ich lief was ich konnte. Ich meine drei oder vier Personen begegnet zu haben, die sagten: »Ah, das ist ja Joseph Berthold.«

Ich bin dessen aber nicht ganz gewiß. Mit einem Mal, ohne zu wissen wie, stieg ich die Treppe in unserem Haus hinauf, dann hörte ich einen lauten Aufschrei — Katherine lag in meinen Armen! . . .

Ich war ganz von Sinnen, und erst einen Augenblick später erwachte ich wie aus einem Traum: ich sah das Zimmer, Herrn Goulden, Johann Busch, Katherine, und fing so heftig an zu schluchzen, daß man hätte glauben sollen, es sei mir das größte Unglück begegnet. Herr Goulden sprach nichts, auch: Busch nicht. Ich hatte Katherine auf dem Schooß und küßte sie; sie weinte gleichfalls. Erst nach längerer Zeit rief ich aus:

»Ach, Herr Goulden! verzeihen Sie! Schon längst hätt ich Sie in meine Arme schließen sollen, Sie, meinen Vater, den ich liebe wie mich selbst!«

»Schon gut, Joseph!« sagte er ganz gerührt, »ich weiß schon . . . ich bin nicht eifersüchtig.«

Er trocknete sich die Thränen ab.

»Ja, ja! erst die Liebe . . . die Familie . . . und dann die Freunde . . . das ist ganz natürlich, mein Sohn! beruhige dich.«

Ich stand auf und drückte ihn an's Herz.

Das erste Wort, das mir Katherine sagte, war: »Joseph! ich wußte, daß du wiederkommst, ich vertraute auf Gott! . . . Jetzt ist das Aergste überstanden, von nun an bleiben wir stets beisammen.«

Ich hatte sie wieder auf den Schooß genommen und sie legte die Hand auf meine Schulter; ich sah sie an — sie war ganz bleich und schlug die Augen nieder; was wir vor meiner Abreise gehofft hatten, war in Erfüllung gegangen. Wir waren überglücklich!

Herr Goulden stand am Werk Tisch und lächelte; Busch, der an der Thüre stand, sagte: »Nun leb' wohl, Joseph! ich gehe auf den Harberg. Der Vater und die Großmutter er warten mich.«

Er bot mir die Hand zum Abschied, ich hielt ihn aber zurück und bat:

»Johann, bleib da, du mußt mit uns zu Mittag essen.«

Herr Goulden und Katherine schlossen sich dieser Bitte an, er ließ sich aber nicht halten. Als ich ihn auf der Treppe zum Abschied umarmte, fühlte ich, daß ich ihn lieb hatte wie einen Bruder.

Nachher ist er noch oft und viel zu uns gekommen; so oft er während dreißig Jahren in die Stadt kam, stieg er bei uns ab. Jetzt ruht er hinter der Kirche von Hommert! es war ein guter, braver Mensch . . . Doch wohin schweifen meine Gedanken!

Ich muß meine Erzählung endlich schließen und habe noch nichts von Tante Gredel gesagt, die eine Stunde später sie diese Leute über Nacht hinauswerfen, wenn sie des Elends satt ist. Und damit Punktum, denn Frankreich will die Freiheit, die Gerechtigkeit und die Gleichheit. Ich werde nicht so glücklich sein, das Erwachen des Vaterlandes zu sehen, ich bin zu alt, um dies hoffen zu können; aber du, du wirst es sehen, und dieser Augenblick wird dich für alles entschädigen.«

Dieser würdige Mann bewährte seine Ruhe und sein Vertrauen bis zum letzten Augenblick.

Und ich sah seine Worte in Erfüllung gehen; ich sah die Fahne der Freiheit wiederkehren, ich sah die Nation wachsen, an Reichtum, Glück und Bildung; ich sah wie diejenigen, welche die Gerechtigkeit hemmen und das alte Regiment wieder einführen wollten, verjagt wurden und ich sehe, daß der Geist fortschreitet, daß die Bauern ihr letztes Hemd gäben, um ihre Kinder weiter zu bringen, und daß das Volk mehr und mehr Herr wird.

Leider haben wir noch nicht genug Schulmeister! Ja! wenn wir weniger Soldaten und mehr Schulmeister hätten, würde alles viel schneller gehen. Aber Geduld, das kommt auch noch. Das Volt fängt an, seine Rechte zu begreifen; es sieht ein, daß das Kriegführen ihm nichts einträgt als Steuererhöhungen und sagt: »anstatt meine Söhne in's Feld zu senden, damit sie dem Tausend nach durch Schwert und Kugel fallen, will ich, daß man sie unterrichte und zu Menschen mache.«

In dieser Hoffnung sage ich euch Lebewohl meine Freunde und umarme euch von ganzem Herzen.

**E n d e .**